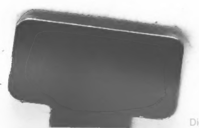
A38

It. coll. 85 (A 38

Graf von Dillen.



Digitized by Google

<36618187210010

<36618187210010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

John Barrow's Esq.
Reise
nach
Cochinchina
in den Jahren 1792 und 1793.

Nebst
Nachrichten von diesem Königreiche und den übrigen
auf dieser Reise besuchten Ländern.

Aus dem Englischen.

Herausgegeben
und mit einer Einleitung und Zugabe vermehrt
von
T. F. Ehrmann.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1808.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Vorbericht.

Diese neueste Reisebeschreibung, die aus der fruchtbaren Feder des Verfassers einer Reise nach Süd-Afrika und einer Reise nach China (welche beide in der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der Reisen ihre gebürende Stelle gefunden haben), geflossen ist, führt im Originale den ausführlichen Titel:

A Voyage to *Cochinchina*, in the years 1792 and 1793: containing a general view of the valuable productions and the political importance of this flourishing Kingdom; and also of such european settlements as were visited on the voyage: with sketches of the manners, character and condition of their several inhabitants. To which is annexed an account of a Journey, made in the years 1801 and 1802, to the residence of the chief *of the Booshuana Nation*, being the remotest point in the interior of southern Africa

Digitized by Google

to which Europeans have hitherto penetrated. The facts and description taken from a manuscript journal; with a chart of the route. — By *John Barrow*, Esq. F. R. S. Author of „Travels in southern Africa“ and „Travels in China.“ — (Motto) — „*Haec olim meminisse juvabit; per „varios casus, per tot discrimina rerum „tendimus in Latium.*“ — Illustrated and embellished with several engravings by *Medland*, coloured after the original drawings by Mr. *Alexander* and Mr. *Daniell.* — London, printed for. T. Cadell and W. Davies, 1806. — XVIII. u. 447 Seiten in gr. 4. splendid gedruckt, mit 20 sehr feinen, meist trefflich illuminirten Kupfern, und einer Charte.

Dieses Werk ist eigentlich ein Supplement zu des Verfassers gedachten zwei früheren Reisebeschreibungen; denn es enthält, wie schon der Titel zum Theile anzeigt:

1) Die Reise des Verfassers mit der brittischen, nach China bestimmten Gesandtschaft von London aus bis in die Turonsbai in Cochinchina, über Madera, Teneriffa, die Inseln des grünen Vorgebirgs, Rio de Janeiro, die

Inseln Tristan da Cunha und Amsterdam, die Straße Sunda, und die Insel Java, von welchen Inseln und Orten allen hier sehr schätzbare Nachrichten mitgetheilt werden; das wichtigste ist aber ohnstreitig das, was der Verf. hier theils aus eigener Erfahrung, theils aus handschriftlichen Berichten über das noch so wenig bekannte sogenannte Königreich Cochinchina beibringt. Dies ist also eigentlich der erste Theil zu desselben Beschreibung seiner Reise nach China, den er, lange nach seiner Rückkunft, mit Zuziehung anderer Berichtgeber sehr sorgfältig und fleißig ausgearbeitet hat. — Daß es dabei ein Hauptzweck des Verf. war, die brittische Regierung und insbesondere die englisch-ostindische Handelsgesellschaft auf die Wichtigkeit einer nähern merkantilischen Verbindung mit dem wieder aufblühenden Cochinchina zu machen, um die Franzosen davon abzuhalten, fällt sogleich in die Augen. — Diese interessante und dem Geographiefreunde gewiß sehr willkommene Reisebeschreibung wird hier unverstümmelt und treu übersetzt, mit einigen wenigen Anmerkungen, aber einer historisch-literarischen Einleitung über die Kunde von Cochinchina und einer ohne Zweifel nicht uninteressanten Zugabe unbekannt gebliebener Nachrichten über dieses Land begleitet, dem teutschen Publikum vorgelegt. Die Kupfer

Digitized by Google

sind, als entbehrlich, weggelassen worden, weil sie nur das Werk vertheuern würden.

2) Als Anhang dieser Reisebeschreibung und Nachtrag zu des Verfassers Reise in das innere Südafrika, theilt derselbe hier den Bericht von einer, in dem J. 1801 und 1802 in das Land der Buschwanaer (richtiger Beetjuanaer) von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aus unternommenen, Reise mit, der aber etwas mager, und deshalb von Hrn. Dr. Lichtenstein, der dieselbe Reise im J. 1805 machte, berichtigt und ergänzt worden ist *). — Dieser Bericht ist hier ganz weggelassen worden, da eine Uebersetzung desselben mit der dazu gehörigen Charte bereits im XXIIten Bande der allgemeinen geographischen Ephemeriden zu finden ist.

Weimar im Junius, 1808.

Der Herausgeber.

*) Im XXIIIsten Bde. der allg. geograph. Ephemeriden, S. 3 u. f. mit einem Chärtchen von dem Lande der Beetjuaner.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung. — Ueber die Kunde von Cochinchina. xiii

Erstes Kapitel.

Die Insel Madera.

Der Biscayische Meerbusen. — Strömung aus dem atlantischen Ocean in das mittelländische Meer, durch ein Experiment erklärt. — Sonderbare Ansicht von Madera. — Stadt Funchal. — Hauptkirche. — Franziskanerkloster und Schädel-Zimmer in demselben — Nonnenklöster. — Klima und Krankheiten. — Zustand der Einwohner. — Portugiesische Bettler. — Geistlichkeit. — Englische Einwohner. — Entdeckung der Insel. — Vertheidigungswerke. — Produkte. — Wein. — Betrag der Ausfuhr von diesem. 3

Zweites Kapitel.

Die Insel Teneriffa.

Benehmen des Kapitäns von einer französischen Fregatte. — Bay von Santa-Cruz; ihre Vertheidigungsmittel, und ihre Mängel. — Angriff von Blake und Nelson. — Ansicht der Insel und der Stadt Santa-Cruz. — Stadt Laguna. — Produkte der Insel aus dem Pflanzenreich. — Stadt Oratava, und Seehaven dieses Namens. — Wein von Teneriffa. — Reise auf den Piko. — Höhlen, worin die Todten begraben wurden. — Die Guanchen oder ursprünglichen Einwohner von Teneriffa. — Zustand der

Seite
jetzigen Bewohner der Insel. — Die Geistlichkeit. — Königl. Monopolien. — Klima. — Merkwürdiges Beispiel von hohem Alter. — 33

Drittes Kapitel.

Die Insel St. Jago.

Gefährliche Lage in einem offenen Boot. — Der sterbende Delphin. — Der Haifisch, die Bonetta und der Albecor. — Der Schwerdtfisch; Beispiele von seiner Schnelligkeit und Stärke. — Experiment mit einer verstopften und in die See versenkten Flasche. — Bemerkungen über das in ein Schleichhändlerschiff verwandelte Schiff des Kapitäns Cook. — Die Achtung, welche die Königin Elisabeth für das Schiff von Drake bewieß. — Stadt und Bai von Praya. — Aussehen der Einwohner. — Beschreibung der Oberfläche der Insel. — Vernachlässigung derselben von Seiten des Mutterlandes. — Produkte von St. Jago. — Lage des dasigen Gouverneurs. — Zustand der Einwohner. 74

Viertes Kapitel.

Rio de Janeiro.

Sonderbare Einfahrt in den prächtigen Haven von Rio de Janeiro, und Beschreibung desselben. — Die Stadt St. Sebastian. — Die Wasserleitung. — Die öffentlichen Gärten. — Straßen und Magazine in St. Sebastian. — Eifersüchtiges Betragen der Portugiesen. — Klima und beschwerliche Insekten. — Trägheit und unschickliches Benehmen der Geistlichkeit. — Sonderbarer Gebrauch der Frauenspersonen zu Rio. — Derer zu Liverpool. — Kleidung und Charakter der Einwohner. — Processionen und andere Religions-Ceremonien. — Vernachlässigter Zustand des Landes in der Nähe der Hauptstadt. 92

Seite.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über Brasilien.

Entdeckung von Brasilien. — Anlegung von Kolonieen daselbst. — Fehlgeschlagener Versuch, die Eingebornen zum Christenthum zu bekehren und zu Sklaven zu machen. — Einfuhr von Negern von der Küste von Afrika. — Humanität eines Franzosen gegen eine Schiffsladung von Negern. — Behandlung und Zustand der Sklaven in Brasilien. — Vorzüge dieses Landes vor den Westindischen Inseln. — Bemerkungen über den Sklavenhandel. — Unterdrückendes System der Portugiesen in Rücksicht auf Brasilien. — Kostbare Produkte dieses Landes. — Handelstractat zwischen England und Portugal. — Kläglicher Zustand der spanischen Colonieen. — Gefährlicher Plan, Süd-Amerika zu revolutioniren. — Bahia, Rio de Janeiro und Sta. Catharina, drei wichtige Puncte auf der Küste von Brasilien. — Befestigung und militärische Stärke von Rio. 133

Sechstes Kapitel.

Von den Inseln Tristan da Cunha und Amsterdam.

Vortheilhafte Lage von Tristan da Cunha. — Beschreibung und Größe der Insel Amsterdam. — Krater. — Andere vulkanische Gegenstände. — Heiße Quellen. — Fische darin gesotten. — Haifische. — Bemerkungen über die Verdauungskräfte verschiedener Thiere. — Vögel, die auf der Insel gefangen wurden. — Pflanzen. — Beweise, daß es eine ganz neue Insel ist. — Beispiele von neuen Schöpfungen. — Theorieen von der Erde. — Seekälberfänger, die auf der Insel angetroffen wurden. 179

Seite

Siebntes Kapitel.

Die Straße Sunda und die Insel Java.

Vergleichung zwischen dem Haven Rio de Janeiro und der Straße Sunda. — Schwalben-Nester. — Landspitze Anjerie. — Menge von Haifischen. — Grabmal des Obersten Cathcart. — Die tausend Inseln. — Arbeiten der Seewürmer. — Koralleninseln sind zuträglicher für die Pflanzen, als die von vulkanischem Ursprung. — Bai von Batavia. — Lage von Batavia. — Schlechter Geschmack der Holländer. — Beschreibung von Batavia. — Bevölkerung. — Große Sterblichkeit. — Temperatur. — Krankheiten. — Produkte von Java im Mineral- und im Pflanzen-Reich. Kakao, Mangostan, Mango, Rambotan, Pulosang u. s. w. — Sonderbare, nützliche oder schöne Pflanzen. — Der Nepenthes, oder die Wasserkrug-Pflanze. — Der Upas. — Wirkung giftiger Substanzen. — Sonderbares Beispiel von Wasserscheue. — Thierarten. 204

Achtes Kapitel.

Batavia.

Erster Besuch bei dem holländischen Gouverneur. — Van Weegermann's Villa und Mittagessen daselbst. — Ball und Abend-Essen bei dem Gouverneur. — Lebensart der Holländer. — Folgen davon. — Die Chinesen. — Industrie und Wohlstand derselben. — Eifersucht der Holländer auf sie, und schreckliche Wirkungen davon. — Javaner, ihre Lebensart, ihre Gebräuche und ihr Zustand. — Ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken. — Ihre wahrscheinliche Abstammung von den Hindus. — Ihre Religion. — Ihr Glauben an die Seelenwanderung. — Die Malayen. — Ihr Charakter und ihre Rachsucht. — Leidenschaft für das Spiel.

Seite

Beispiel von der wilden Grausamkeit der Malayen. — Sklaven von verschiedenen Nationen, ihre Anlagen, Charakter, Zustand und Beschäftigung. . . . 261

Neuntes Kapitel.

Cochinchina.

Geographischer Umriß. — Baien und Flüsse. — Argwohn der Eingebornen und Ursache davon. — Historische Uebersicht von Cochinchina. — Empörung und Ermordung des Königs. — Eroberung von Tung-Quin. — Benehmen eines Chinesischen Generals. — Rettung des jungen Prinzen von Cochinchina. — Begebenheiten desselben. — Der Bischof von Adran reist mit dem Sohne des Königs nach Paris. — Tractat zwischen ihm und Ludwig XVI. — Vorkehrungen, um den Inhalt des Tractats ins Werk zu setzen; — werden durch Madame de Vienne vereitelt. — Rückkehr des rechtmäßigen Königs nach Cochinchina. — Seine Siege über die Usurpatoren. — Sein Charakter. — Seine Anhänglichkeit an den Bischof von Adran. — Außerordentliche Energie seiner Geistes- und körperlichen Kräfte. — Seine Land- und Seemacht. 314

Zehntes Kapitel.

Allgemeine Schilderung von dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen und dem Zustande der Eingebornen zu Turon.

Cochinchinesische Mahlzeiten. — Verhältnisse mit dem jungen Könige von Tung-Quin. — Geschenke, die er dem Gesandten schickt. — Fest zu Turon auf den Geburtstag des Königs von England, und Lustbarkeiten dabei. — Thätigkeit der Cochinchinesen. — In wie fern sie Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit den Chinesen haben. — Behandlung ihrer Frauen. — Folgen

Seite
davon. — Leichtigkeit, womit ihre Weiber und Mädchen an Fremde überlassen werden. — Beispiele davon. — Kleidungsart. — Wohnung. — Lebensart und Nahrungsmittel. — Allgemeiner Gebrauch, der von See-Produkten als Lebensmittel gemacht wird. — Schlechter Zustand der Künste und Manufakturen. — Vorzüge der Einwohner in der Schiffbaukunst. — Sprache. — Religion. — Die nämlichen Gesetze wie in China. — Bestrafungen weniger häufig. 372

Eilftes Kapitel.

Vortheile eines Handels-Verkehrs mit Cochinchina.

Halbinsel und Haven von Turon — Frankreichs Absichten, als es die Abtretung desselben verlangte — Wichtigkeit desselben für Grosbritannien, besonders in Rücksicht des Handels mit China — Cochinchinesische Produkte zur Ausfuhr — Art, wie ein Verkehr mit dieser Nation errichtet werden könnte — Einwürfe gegen die Ernennung von Kaufleuten zu diplomatischen Agentschaften — Ehemaliger Handel mit Cochinchina. — Der Verfall desselben ist dem schlechten Betragen der Europäer zuzuschreiben — Beispiel von einer schrecklichen Grausamkeit — Handel der Chinesen nach Neu-Holland — Große Vortheile, die für sie aus der frühen Kenntniß des Kompasses entspringen — Beantwortung eines Einwurfs gegen das Alter dieser Erfindung — Vorschläge zur Wiederbelebung des Handels zwischen Grosbritannien und Cochinchina. 438

Nachrichten eines Franzosen über Cochinchina. 497

Einleitung.

Ueber die Kunde von Cochinchina.

Digitized by Google

Einleitung.

Ueber die Kunde von Cochinchina.

§. 1.

Historisch-literarische Uebersicht der Kunde von Cochinchina. — Quellen derselben.

Das Land, das wir nach dem Beispiele der Portugiesen mit dem ungeographischen Namen Cochinchina belegen, gehört noch zu den unbekannteren Ländern Asiens; denn obgleich dasselbe schon frühe, nachdem es die Portugiesen zuerst beschifft, und wegen seiner Aehnlichkeit mit Cochin und China willkürlich Cochinchina benannt haben, von katholischen Glaubenspredigern besucht worden ist, die auch noch jetzt Missionen daselbst haben, und obschon auch weltliche Personen, und zwar Franzosen, da Frankreich einen Vertrag mit dem

Könige des Landes geschlossen hatte, sich in neueren Zeiten lange hier aufgehalten haben, so ist doch Cochinchina überhaupt genommen, ein noch sehr wenig bekanntes Land, und unsre noch immer dürftige Kenntniß von demselben, beschränkt sich auf das, was wir aus den theils veralteten, theils nicht immer zuverlässigen, noch weniger die Wißbegierde ganz befriedigenden Berichten der Missionare (man kennt den Werth derselben), und aus fragmentarischen Notizen von Seefahrern wissen, die hier anlegten, sich gewöhnlich nur kurze Zeit hier aufhielten, und nicht in das Innere des Landes eindrangen, folglich nur einen sehr kleinen Theil seiner Küsten kennen lernten.

Der Schriften, aus welchen diese unzureichende Kenntniß bisher geschöpft werden mußte, sind nur wenige; was überhaupt über Cochinchina seit 300 Jahren im Drucke erschien, ist in chronologischer Ordnung vorzüglich Folgendes: *)

Ribadeneyra (Marcelo de) Historia de las Islas del Archipelago y reynos de la grand China, Tartaria, Cochinchina, Malaca, Siam, Camboya y Japan. Barcellona, 1601. 4.

Ist jetzt veraltet und nicht von Bedeutung.

Cevallos (Ordonez de) Relationes verdaderas

*) Das vollständigste Verzeichniß das bisher erschienen ist.

de los reynos de la China, Cochinchina y Camboya. Jaen, 1628. 4.

Desgleichen.

Borri *) (Christof.) Relazione della nuova missione de' Padri della Compagnia de Giesu nel regno di Cocincina. Roma, 1631. 8.

Französisch. Rennes, 1631. 8. — Lille, 1632. 12. — Paris, 1652. 8.

Holländisch, von Jak. Julins, Löwen, 1632. 8.

Lateinisch, von Bucelin, Wien, 1633. 8.

Englisch, von Ashley, London, 1633. 4.

Teutsch, — Wien, 1633. 8. — abgekürzt im VI. Bde. d. Berliner Sammlung von Reisebeschreibungen, und im XIten B. von Sprengel's und Forster's neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde.

Unter den älteren Werken über Cochinchina unstreitig das schätzbarste, das auch jetzt noch nicht entbehrlich gemacht ist. Die Anerkennung seines Werths beurkunden schon die vielen Uebersetzungen, die von demselben gemacht worden sind. Auch Sprengel würdigte es nach Verdienste. **)

*) Die Herren Meusel und v. Murr schreiben diesen Namen Borro; Stuck und Sprengel aber Borri.

**) In der Vorrede zum XI. Bd. der erwähnten Beiträge. Er kannte die alte teutsche Uebersetzung und den Auszug in der

Rhodes (Alex. de) Divers voyages en la Chine et autres royaumes de l'Orient, avec son retour en Europe etc. à Paris, 1693. gr. 4. à Paris, 1666, gr. 4. à Paris, 1682, gr. 4.

Auszug im X. B. der allg. Historie der Reisen.

Der Verf. war ein Jesuit, der als Glaubensprediger nach Indien geschickt wurde; er reisete in den J. 1619 bis 1659. Seine Nachrichten über Cochinchina sind nicht von großer Bedeutung; er kam im J. 1624 dahin, und blieb 18 Monate daselbst.

Relation de tout ce qui passa à la Cochinchine, à Paris, 1652. 8.

Ist unbedeutend.

Pallu (Fr.) Relation des missions et des Evêques français envoyés aux royaumes de Siam, Cochinchine, Cambaye et Tonquin, à Paris, 1668. 8. — Fortsetzung à Paris, 1674, 8. Zweite Fortsetz. à Paris, 1680. 8.

Italienisch. Rom, 1677. 4.

Diese Berichte enthalten viel unnützes Zeug und sehr wenig Brauchbares für die Geographie.

Horta (P.) Lettres sur la *Cochinchine* (in den Lettres édifiantes, à Paris, 1733.)

Drei Schreiben eines gebornen Schlesiers an einen

Berliner Sammlung nicht; denn er sagt ebendaselbst, Bori's Werk sey nie ins Teutsche übersetzt worden.

seiner Freunde in Teutschland (P. Bonschab) Augsburg, 1781. 8.

Valerii, Bischofen zu Münden (Minden) und Coadjutoren des vicariatus apostolici in Cochinchina, kurze Reisebeschreibung, München, 1736. 8.

Ein kahles, unbrauchbares Geschwätze.

Bowyear's (Th.) Rochon's und Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina. Von den J. 1696, 1744 und 1750. (In der von R. Forster besorgten teutschen Uebersetzung von Rochon's Reise nach Madagascar und Ostindien. Berlin, 1792. gr. 8.)

Kofler (Joh.) Historica Cochinchinae descriptio. In epitomen redacta ab Anselmo ab Eckardt. Edente Chr. Theoph. de *Murr.* Norimb. 1803. gr. 8.

Dieses Werkchen ist nur ein lateinischer Auszug aus dem ausführlichern teutschen Werke, von welchem (wie Hr. v. M. hier anmerkt), das Manuscript schon seit dem J. 1798 in den Händen des Buchhändler Sander zu Berlin, aber noch nicht gedruckt ist. Der Verfasser war ein teutscher Jesuit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 14 Jahre lang als Missionar, und davon 7 als Leibarzt des Königs in Cochinchina war. Das Werkchen enthält sehr schätzbare, doch mehr historisch-statistische, als eigentliche geographische und topographische Nachrichten.

* * *

Salmon's heutige Historie oder gegenwärtiger Staat von allen Nationen ꝛc. ꝛc., übersetzt von M. v. Goch Altona, 1732. 4. —

Ersten Theils erstes Stück, von China, Tunquin und Cochinchina.

Marcy (Abbé) histoire moderne des Chinois, Japonais etc. etc. continuée par *Richer*, à Paris, 1755 et 1778, XXX. Vol. 12.

Geißler's (Ad. Friedr.) Charakter, Sitten und Meinungen der Chinesen und Cochinchinesen ꝛc. Halle, 1782. gr. 8.

Kompilationen von verschiedenem, doch überhaupt nicht großem Werthe.

Grosier, (Abbé) Déscription générale de la Chine etc. etc. à Paris, 1785. 4.

Größten Theils ein Auszug aus Du Halde's großem Werke, mit schätzbaren Zusätzen, worunter auch Nachrichten über Cochinchina.

* * *

Rhodes (Alex. de) Relazione della gloriosissima morte del neofito *Andrea Cocincinese*, decollato pèr la S. Fede. In Roma, 1652. 8.

* * *

Rhodes (Alex. de) Dictionarium Anamiticum, Lusitanum et Latinum. Romae, 1651. 4.

* * *

Loureyro (Joh. de) Flora Cochinchinensis. Ulyssipone, 1790. II. Voll. gr. 4.

* * *

Hiezu kömmt nun noch der von Mentelle mitgetheilte Aufsatz eines Franzosen, der eine Zeitlang in Cochinchina (in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts) gewesen, und obwohl sein Name unbekannt ist, ein wohlunterrichteter landeskundiger Mann zu seyn scheint. Dieser Aufsatz ist gegenwärtiger Uebersetzung von Barrow's Reise als Zugabe beigefügt. —

Aus allen diesen Berichten, Nachrichten und Schilderungen, die von Barrow mit eingeschlossen, läßt sich jedoch noch keine vollständige, befriedigende, geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des sogenannten Landes Cochinchina zusammensetzen; denn es bleiben hier noch viele Lücken offen, die vielleicht Niemand besser ausfüllen könnte, als die Franzosen, die in neueren Zeiten in diesem Königreiche eine bedeutende Rolle spielten, und noch jetzt zuweilen Missionsberichte von daher erhalten. *)

*) Sie werden von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern mitgetheilt, auch sind einige Auszüge daraus in den neueren Jahrgängen der allg. geogr. Ephemeriden geliefert worden.

§. 2.

Notizen von Cochinchina nach Borri und Kofler. *)

Das Land Annam, welches wir Cochinchina nennen, liegt in Hinter-Indien, auf der östlichen indischen Halbinsel, oder auf der sogenannten Halbinsel jenseits des Ganges, an dem sogenannten chinesischen Meere, das hier den cochinchinesischen Busen bildet, vor welchem die chinesische Insel Hainan liegt; gränzt an Tunking, Laos oder Lainschang, Kamboscha und Tsjampa.

Dieses Land streckt sich (nach Borri) in einer Länge von mehr als 100 Seemeilen an dem Meere; die Breite beträgt aber oft nur etwa 20 ital. Meilen; das Land ist ein flacher Saum, am Rande des Meeres längs einer innern rauhen Gebirgskette hin, welche die Ostgränze dieses Landes ausmacht, und von einem wilden Volke, Kemeis genannt, bewohnt ist, das jedoch zu dem Stamme der Cochinchinesen gehört. — Demnach scheint dieser ganze Küstenstrich ein angeschwemmtes Land zu seyn.

*) Zur Vergleichung mit den Nachrichten von Barrow und dem ungenannten Franzosen.

Das Klima ist warm, doch weit gemäßigter, als in mehreren andern Ländern unter gleichen Breiten, und (nach Kofler) sehr gesund. Das Jahr theilt sich hier in vier Jahrszeiten; der Sommer, zu welchem die Monate Mai, Junius und Julius gehören, ist zwar sehr heiß, aber desto kühler und erquickender sind die darauf folgenden Monate, in welchen es in dem östlichen Gränzgebirge so heftig regnet, daß der ebene Küstenstrich zu wiederholten Malen davon überschwemmt, aber auch abgekühlt und trefflich befruchtet wird; durch diese periodischen Ueberschwemmungen wird besonders der Reißbau befördert; daher sind dieselben den Einwohnern sehr willkommen, welche dann allerlei Lustbarkeiten anstellen.

Der Boden ist ausnehmend fruchtbar; er ist einer der ergiebigsten in ganz Asien. Das Hauptprodukt ist Reiß, der hier in größtem Ueberflusse gebaut und jährlich zwei Male geärndtet wird. Ferner findet man hier mehrerlei Küchenkräuter und Gartengewächse, Bohnen, Lattich, Spinat, Eichorien, Wasser- und andere Melonen, Kürbisse, Yamswurzeln und dergleichen. Besonders reich ist das Land auch an köstlichen Baumfrüchten, Citronen, Pomeranzen, Limonien, Bananas, Arekanüssen, u. s. w. Man baut Tabak, Safran, Baumwolle, Zucker, Senf, Ingber u. dergl. Man findet hier auch Ananas, Bambusrohr, Zimmetbäume

und andere nutzbare Bäume, vorzüglich Eben-, Tek-, Adler-, Kalambak- und anderes vortreffliches Bau- und Nutzholz in reicher Menge. An allerlei heilsamen Wurzeln und Arzneikräutern fehlt es auch nicht; P. Koffler hat deren über hundert Arten aufgefunden.

An Thieren ist hier ebenfalls ein sehr bedeutender Ueberfluß, sowohl an zahmem Vieh, als an Wildprät, wilden Thieren und Geflügel; daher ist hier auch das Fleisch wohlfeil. Man hat hier Rindvieh, zahme Büffel, Schweine, Ziegen, Enten, Gänse und Hühner. In den Wäldern giebt es Elephanten, Rhinozerosse, wilde Büffel, Hirsche (Antelopen?), wilde Schweine, Tiger, Füchse, Affen, Eichhörnchen, allerlei Geflügel, vorzüglich Pfauen, wilde Gänse, Lerchen, Repphühner, Tauben u. s. w. Zu den besonderen Leckerbissen gehören die indischen Schwalbennester. An schmackhaften Fischen, Krebsen und anderen Seethieren ist hier auch gar kein Mangel. — Endlich sind auch noch die Bienen und Seidenwürmer zu bemerken.

Von Mineralien finden sich hier mancherlei Arten; am häufigsten wird hier Eisen und feines Gold gegraben.

Die Cochinchinesen (oder richtiger Anamiten) sind nahe Stammverwandte der Chinesen; ihre Lei-

desfarbe ist (nach Borri) braun, auf die Olivenfarbe ziehend; doch gilt dieses nur von den Küstenbewohnern (nach Kofler), besonders den Ackersleuten und Fischern; denn die Einwohner des innern Landes sind weiß, wie die Europäer. In der Gesichtsbildung gleichen sie sehr viel den Chinesen; denn sie haben, wie diese, plattgedrückte Nasen und kleine Augen; sie sind von mittlerer Größe, zwischen den Japanern und Chinesen; sind aber stärker und gewandter, als beide; besitzen mehr Muth, als die Chinesen, aber weniger Verachtung des Todes, als die tollkühnen Japaner. Sie sind ein gutartiges, stilles, friedfertiges Volk, das zwar auf seinen Muth und seine Tapferkeit stolz ist; aber sich auch aus Stolz nicht leicht von einer niedrigen Leidenschaft hinreißen läßt. Sie sind zuvorkommend höflich und gefällig gegen Fremde. Sie schmiegen sich gern an, ohne jedoch durch übertriebene Vertraulichkeit die Achtung zu verletzen, die sie ihren Freunden schuldig sind. Sie leben alle vertraut und verträglich wie Brüder mit einander, theilen sich wechselseitig Alles mit, und sind darum auch sehr gastfrei. Dazu trägt natürlich die Fruchtbarkeit des Landes gar Vieles bei. Einem Armen darf keine Gabe, einem Nothleidenden kein Beistand verweigert werden.

Von ihrer Dienstgeflissenheit und Gütigkeit gegen Fremde, werden von unsern Berichtgebern mehrere sehr schöne Beispiele erzählt.

So bereitwillig die Cochinchinesen sind, von Allem was sie haben, Jedem auf Verlangen mitzutheilen, eben so sehr verlangen sie auch, daß man dasselbe gegen sie beobachte. Wenn ihnen Etwas gefällt, so sagen sie sogleich: Schin mokai (gieb mir davon), und diese Bitte darf man ihnen nicht abschlagen. Ein portugiesischer Kaufmann, der über diese Bettelei äußerst unwillig ward, machte nun die Probe bei einem armen Fischer, und sagte zu demselben, indem er einen Korb mit Fischen in die Hand nahm: Schin mokai; der gute Mann antwortete nichts, sondern gab ihm den Korb, wie er war; aber der Kaufmann ward von dieser Gutmüthigkeit des armen Fischers zu sehr gerührt, als daß er ihm nicht den ganzen Betrag dieses Geschenkes hätte bezahlen sollen.

Die Kleidung der Cochinchinesen besteht (nach Borri) meistens aus Seidenzeuchen, von welchen sie mehrere Kleider über einander tragen. Beide Geschlechter lassen ihre Haare lang wachsen, und tragen eine Art Hüte oder Mützen auf dem Kopfe. — Sie haben weder Schuhe noch Strümpfe; statt der ersteren tragen sie eine Art Sandalen; auch gehen sie sehr häufig barfuß. Die Vornehmern lassen sich zum Unterschiede von dem Pöbel, die Nägel an den Fingern wachsen, und färben die Zähne schwarz. Die Frauenzimmer scheeren sich jeden Monat

die Augenbraunen mit dem Rasiermesser ab, so daß nichts davon zu sehen bleibt, als eine bogenförmige Linie. (Kofler.)

Die vorzüglichste Nahrung dieses Volks besteht in Reiß, welcher ohne weitere Würze oder Zuthat bloß im Wasser gekocht wird, doch so, daß die Körner ganz bleiben. Sie essen täglich vier Mal Reiß, und genießen andre Speisen (nach Borri) gewöhnlich nur, wenn sie sich schon beinahe mit Reiß gesättigt haben. Bei dem Essen sitzen die Cochinchinesen mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen auf der Erde; Jeder hat sein eigenes rundes Tischchen vor sich, und erhält seine Porzion Essen für sich; die Speisen werden schon klein zerschnitten, das Fleisch ohne Knochen und die Fische mit abgenommenen Gräten aufgetragen; darum bedürfen sie bei Tische keiner Messer, sie bedienen sich bei dem Essen zweier elfenbeinerner oder ebenholzner Stäbchen zum Auffassen des Fleisches; nur zu breiigen Speisen nehmen sie Löffel, und bei dem Konfekte gebrauchen sie kleine silberne Gabeln. *) — Ehe sie essen, so auch jedes Mal ehe sie trinken, spülen sie den Mund mit ein wenig Wasser aus. Nach dem Essen werden kupferne

*) Kofler, p. 69. — M. s. auch unten Barrow's Schilderung, S. 374.

oder silberne Wasserbecken zum Händewaschen herumgegeben. Im Sommer badet Jedermann beinahe täglich; die Armen im Flusse, die Reicheren in ihren Häusern. — Die Besuche werden mit Thee bedient; bei dem Empfange derselben zieht der Hausherr ein Oberkleid an, das er aber, wenn der Besuchende ein guter Bekannter ist, wieder ablegt, welches dieser auch thut. — Die Cochinchinesen sind große Liebhaber von gesellschaftlichen Schmausereien, bei welchen sodann der Reiß, als das alltägliche Gerichte, nur Nebensache ist, wogegen alle Gattungen von Lebensmitteln, welche das Land hervorbringt, auf mancherlei Weise zubereitet, oft in Hunderten von Schüsseln aufgetischt werden. Bei einer großen Gasterei würde es dem Wirthe zur Schande gereichen, wenn auch nur eine einzige im Lande vorhandene Art von Speise dabei fehlte. Bei großen feierlichen Gastmälern setzen sich (nach Borri) zuerst die Vornehmen an die Tische, speisen von den aufgetragenen Gerichten was und so viel ihnen behagt, und lassen sich dabei von ihren angesehensten Offizianten bedienen, die sich dann, wann jene aufstehen, an ihre Stelle setzen, und ebenfalls nach Herzenslust essen; auf dieselben folgen dann die geringeren Bedienten, und wenn auch diese nicht Alles, was ihnen übrig gelassen war, aufgezehrt haben, so kömmt endlich die Reihe noch an die untersten Knechte, welche das, was sie nicht aufessen können, mitnehmen;

denn die Schüsseln müssen durchaus alle leer seyn, so will es der Wohlstand.

Die gewöhnlichen Getränke sind Wasser, Thee und eine Art Reißbranntwein, in welchem letztern sich die Cochinchinesen auch nicht selten betrinken; die Reichern mischen ein aus Kalamba destillirtes, wohlriechendes Wasser darunter. Wein giebt es hier nicht, obgleich der Weinstock in diesem Boden und Klima sehr gut gedeihen würde. (Nach Borri.)

Die Cochinchinesen sind in ihrem Hauswesen sehr reinlich; sie speien nie auf das Estrich in ihren Wohnungen, sondern in niedliche kupferne oder auch silberne Spucknäpfchen. (Kofler.)

Ein Hauptzug ihres Charakters ist ihre Thätigkeit, Arbeitsamkeit und ihr Gewerbfleiß; daher sind unter ihnen Leute, die in Dürftigkeit leben, eine große Seltenheit; Alles ist beschäftigt; Jeder sucht sich etwas zu erwerben, und nirgends findet man hungernde Müßiggänger, wie in anderen Ländern. Da Alles arbeitet oder handelt, um Geld zu erwerben, so heurathen die Leute auch frühe. Besonders fleißig und arbeitsam sind die Weiber, und übertreffen hierin die Männer, ob man gleich auch diesen nicht im Mindesten Trägheit, oder Neigung zur Unthätigkeit vorwerfen kann. Schon von zartester

Kindheit an werden die Mädchen an allerlei Handarbeiten gewöhnt; sie weben ungemein schöne Baumwollen- und Seidenzeuche, die sie künstlich zu färben und zu stikken verstehen. Sie bereiten allerlei Arten von Backwerk, Konfekt, in Zucker eingemachte Früchte u. s. w. Sie wissen aus allem Vortheil zu ziehen, und selbst die Weiber der vornehmsten Beamten treiben nebenher einen kleinen Handel; denn eine Frau, die ihr Leben im Müßiggange hinbrächte, würde sich der allgemeinen Verachtung Preiß geben — (Kofler.)

Auf dem Lande pflügen die Männer, und die Weiber schneiden das Getraide; jene bauen die Reißfelder an, diese besorgen den Anbau des Tabaks und der Baumwolle. Die Männer verwalten öffentliche Aemter, sind Soldaten, Handwerker, Jäger und Fischer; die Weiber tragen ihre Erzeugnisse zu Markte, haben ihre Waaren in Buden feil, und handeln mit den fremden hieher kommenden Kaufleuten. *)

Unter den Männern findet man sehr geschickte Künstler und Handwerksleute, besonders Goldschmiede, die mit sehr einfachen und schlechten Werkzeugen beinahe alle europäischen Metallarbeiten vortrefflich nachmachen

*) M. s. was Barrow (unten, S. 438 u. f.) über den Handel von Cochinchina sagt.

und ungemein schöne Tabaksbüchsen, Degengefäße, Finger- und Ohrenringe, und Halsbänder verfertigen. In der Filigranarbeit übertreffen sie noch die Europäer. — Die Cochinchinesen bauen ferner Schiffe und hübsche Häuser; gießen Glocken und Kanonen mit großer Geschicklichkeit. Das Papier machen sie aus Baumrinde, und malen die Buchstaben mit Pinseln darauf. Ihre Bücher drucken sie mit hölzernen Tafeln, in welche die Schrift eingeschnitten ist. — Besonders weit haben sie es in der Lackierkunst gebracht, in welcher sie die bewundernswürdigsten Arbeiten verfertigen. Auch machen sie sehr schöne und niedliche Dinge aus Schildkrötenschalen und Muscheln. (Kofler.)

Was die höheren Wissenschaften betrifft, so wird in diesem Lande vorzüglich Mathematik und Arzneikunst mit besonderem Fleiße betrieben. *) — In der Rechenkunst sind Männer und Weiber sehr bewandert. (Kofler.)

*) Borri (bei Sprengel, S. 80) führt mehrere Beispiele von der Geschicklichkeit der cochinchinesischen Aerzte an, welche, wie im ganzen Oriente, zugleich auch Apotheker sind.

§. 3.

Religionsgebräuche und Meinungen der Cochinchinesen — nach Koslers Schilderung. *)

Unter den jährlichen Festen der Cochinchinesen ist das Neujahrsfest (sie haben Mondenjahre) das wichtigste. Gemeine Leute begehen die Feier desselben drei Tage lang, der König und seine vornehmsten Beamten aber 20 Tage nach einander. Vor allen Häusern werden hohe Stangen mit Büscheln von Laubwerk, Gold- und Silberpapiere und allerlei anderem Putzwerke geziert, aufgerichtet. Das ganze Fest hindurch wird aufs beste geschmauset, gezecht, gespielt und getanzt. Drei Tage lang bewirthet der König alle sogenannten Mandarinen (obere Beamte) bei Hofe, und auf das härteste würde derjenige bestraft werden, der dem festlichen Mahle nicht beiwohnte. Dasselbe thun die Statthalter des Königs in den Provinzen. Zu derselben Zeit werden auch Tische für die Verstorbenen aufgestellt, mit Täfelchen, auf welchen ihre Namen geschrieben sind, vor welchen ihre hinterlassenen Verwandten sich drei Mal verbeugen und niederwerfen. — Auch sind hier Neujahrsgeschenke üblich.

*) Jedoch, wie sich versteht, sehr abgekürzt.

Im fünften Monate des cochinchinesischen Mondenjahrs wird alljährlich die große Fasten für das Wohl des Königs und des Landes gehalten; dieses Fasten besteht aber bloß in der Enthaltung von dem Genusse des frischen Fleisches. — In dem letzten Monate jedes Jahres werden abermals Todtenopfer gehalten.

Diese große Verehrung der Cochinchinesen für die Verstorbenen ist auch Ursache, warum die Leichenbegängnisse hier so feierlich gehalten werden. Nur die Leiche des Königs wird ohne allen Pomp in der Stille beigesetzt, und zwar aus dem abergläubischen Grunde, damit die bösen Geister es nicht so schnell erfahren und Verwirrung in dem Reiche anstiften. Wenn ein König stirbt, dessen rechtmäßiger Nachfolger noch minderjährig ist, so wird dessen Bild mit den königlichen Kleidern angethan, auf den Thron gesetzt, und demselben, bis zur Volljährigkeit des Thronerben, alle königliche Ehre erwiesen, als ob es der König selbst wäre. Nachher wird dieses Bild auf dem Grabe des verstorbenen Königs verbrannt. — Die Leichen der Reicheren und Vornehmeren werden köstlich gekleidet, in doppelte wohlverpichte Särge gelegt, und sehr oft ein bis drei Jahre, ehe sie beerdigt werden, in den Häusern aufbewahrt. Diese Särge werden in einem besondern verfinsterten Zimmer aufgestellt, in welchem der nächste Verwandte des Verstorbenen einen Monat lang bei

dessen Leiche zubringen muß, wobei seine einzige Nahrung etwas Weniges in Wasser gekochter und mit Salz gewürzter Reiß ist. Auch kommen die Götzenpriester, um zu gewissen Stunden in dem Todtenzimmer zu beten und zu singen. Zuweilen wird noch dazu eine Trauermusik gemacht. Den besten Gewinn haben dabei die Pfaffen und Musikanten, welche den ganzen Trauermonat hindurch in dem Trauerhause herrlich bewirthet werden. — Die Astrologen und Wahrsager (so weit geht hier der Aberglaube) müssen dann den Tag bestimmen, an welchem die Leiche zur Erde bestattet werden soll. Eben so bestimmen sie auch bei Hochzeiten den Tag des Beilagers. — Die Leichenbegängnisse werden meistens bei Nacht gehalten, und zahlreiche Wachsfackeln beleuchten das noch zahlreichere Gefolge. — So wie die Leiche beerdigt ist, kehrt das Gefolge nach Hause zurück; nur der älteste Sohn oder nächste Verwandte des Todten muß bei dem Grabe bleiben, bis das demselben bestimmte Grabmal aus Holz oder Steinen aufgerichtet ist.

Die Götzenpfaffen der Cochinchinesen werden gewöhnlich Bonzen genannt, und sind Mönche, die in Klöstern wohnen, nach einer bestimmten Regel leben, in grauen Kleidern mit geschornen Köpfen einhergehen, und, wie sie sagen, eine ewige Keuschheit beobachten, wovon aber das Gegentheil wahr ist. Jedes Kloster hat sei-

nen Oberen und keines hängt von dem andern ab; doch ist der Obere des königlichen Klosters der höchste Priester des Landes, welcher außer anderen Vorrechten auch das genießt, sich nicht vor dem Könige, wie alle andere Unterthanen, niederwerfen zu müssen. — Die Klöster sind beinahe ganz wie die katholischen eingerichtet; sie haben auch Glocken, mit welchen Nachts die Zeichen gegeben werden, wann die Mönche abwechselnd ihren nächtlichen Götzendienst feiern. — Diese Mönche sind übrigens meist rohe, unwissende Leute, die auch größten Theils nicht sehr geachtet werden. Unter denselben giebt es auch Eremiten, die eine strengere Regel beobachten, und zu deren Kapellen man häufig wallfahrtet.

Die Götzentempel sind ansehnliche steinerne Gebäude, gewöhnlich bei einem heiligen Haine. Die Zahl der männlichen und weiblichen Götzen ist sehr groß; sie sind meist ungestaltet, aus Erz gegossen und übergoldet. — In dem königlichen Pallaste findet man keine Götzenbilder, wohl aber Kapellchen, die dem Schutzgeiste geweiht sind. — Die Vornehmen und Gelehrten sind Anhänger der Lehre des Konfutse. Die Religionsbegriffe der gemeinen Leute sind mit so grobem Aberglauben beschmutzt, daß man nicht ganz klug daraus werden kann. Sie verehren ihre Schutzgeister, und hegen eine große Furcht vor dem Teufel. — Die Vor=

nehmen glauben an die Seelenwanderung. Viele glauben an Himmel und Hölle. Ein Theil des Pöbels hält die menschliche Seele für sterblich.*) — Ueberhaupt herrschen unter diesem Volke so mancherlei, zum Theile sich widersprechende Meinungen, daß man aus den Religionsbegriffen der Cochinchinesen nicht ganz klug werden kann.

---

§. 4.

Proben der annamitischen Sprache. **)

Eins,	nhit, môt.
Drei,	tang, ba.
Sechs,	luc, sau.
Sieben,	bay, that.
Neun,	dschin.
Zehn,	muòi.
Eilfe,	muòi-môt.

*) Diesem widerspricht jedoch die Ehrfurcht, die allgemein den Verstorbenen erwiesen wird.

**) Aus Herrn v. Murr's Zusätzen zu Kofler's Werkchen. Von den Zahlwörtern sind nur diejenigen hier angegeben worden, welche in dem Verzeichnisse von Barrow (unten S. 426) anders angeführt sind, oder fehlen.

Zwölfe,	muòi - hai.
Dreizehen,	muòi - tang.
Vierzehen,	muòi - bôn.
Fünfzehen,	muòi - lang.
Sechzehen,	muòi - saù.
Siebzehen.	muòi - báy.
Achtzehen.	muòi - tang.
Neunzehen.	muòi - dschin.
Zwanzig.	hai - muòi.
Ein und zwanzig.	hai - muòi - môt.
Dreißig,	ba - muòi.
Vierzig.	bôn - muòi.
Fünfzig,	lang - muòi.
Sechzig,	saù - muòi.
Siebenzig.	bay - muòi.
Achtzig,	tang - muòi.
Neunzig,	dschin - muòi.
Hundert,	tlam, môtlam.
Einhundertfünfzig,	môtlam - ruòi.
Fünfhundert,	nang - tlang.
Tausend,	nghin.
Fünftausend,	nang - nghin.
Zehntausend,	muôn.
Der erste,	thù - nhit.
Der zweite,	thù - hai.
Der dritte,	thù - ba, u. s. w.

Ich, tôi; du, mày; er, nó.

Ich liebe, tôi yêo; du liebst, mày yêo. u. s. w.

Bruchstück aus dem annamitischen Täuflings-Katechismus.

Katechismus in acht Tage abgetheilt.	Phép giáng tam ngày.
Erster Tag.	Ngày thú'nhit.
Demüthig wollen wir von dem besten Herrn des Himmels erbitten, daß er uns dazu verhelfe, daß wir des Herrn Gesetz gut begreifen.	Ta càu cù dú'c Chúa blò'i giúpsú'c cho ta biét tó tu'ăng dao Chúa là nhu'âng naò.
Hiebei muß aber verstanden werden, daß in diesem Zeitalter Niemand lange lebt;	vì bây ta phái hai ô' thê nâ 'y cháng có ai soũ lâu;
Denn kaum erreicht man das siebenzigste oder achtzigste Jahr des Lebens.	vi chu'ng ké dên báy tám mu'o 'i tuũ cháng cò nhéo;
Darum müssen wir das Mittel suchen, um länger zu leben.	vi bây ta nêntim dàng nào cho ta du'o'c soũ lâu;
Das heißt, das ewige Leben zu erlangen.	là kiém hàng sóu bây.

u. s. w.

Dialekte der annamitischen Sprache werden gesprochen in dem Königreiche Laos, das die Chinesen Laotschua nennen, und in Tsiampa, gewöhnlich Ciampa genannt. Kambodscha, gewöhnlich Camboja geschrieben, wird in der annamitischen Sprache Kao-mien genannt.

---

§. 5.

Kurze topographische Uebersicht von Cochinchina. — Nach Kosler. *)

Das Königreich Cochinchina wird von Einigen in zehen Provinzen abgetheilt, es sind aber der eigentlichen Statthalterschaften, die von Vicekönigen regiert werden, nur sieben; denn drei Bezirke stehen nur unter gelehrten Mandarinen.

Die Statthalterschaften sind:

1) Dou-Nai, welche wegen ihres Reichthums an Reiß die Kornkammer von Cochinchina genannt wird.

2) Baria.

*) Zur nähern Vergleichung mit der topographischen Uebersicht in der Zugabe.

3) Quang oder Cham, wo der schöne, ungemein geräumige und sichere Haven Turon, und der Handelsplatz Phay=pho (d. h. Trödelmarkt), wo auch viele Chinesen Handel treiben.

4) Dinh=Kat, die größte, mit den schönsten Gebäuden angefüllte und ansehnlichste Statthalterschaft, wo die königliche Residenz Sinoe auf einer großen Insel.

5) Dinh=Tram, wo die Hauptstadt und der Sitz des Vicekönigs Muoi=Ko.

6) Dinh=Neohe, an der Gränze von Tunking. *)

Die drei von gelehrten Mandarinen regierten Bezirke sind:

1) Quin=nhong=quin=nhing.

2) Phan=Ri=Phan=Rang und

3) Nha-Ru=Nha=Tlang.

Im 17ten Jahrhundert besetzten die Engländer die der Provinz Dou=Nai nahegelegene Insel Pulo=Kondor,

*) Kofler spricht oben von sieben Stadthalterschaften und nennt doch hier nur sechse. Dieser Fehler gehört vermuthlich auf Rechnung seines lateinischen Epitomators, der sich noch mehrere solche Sünden hat zu Schulden kommen lassen.

vielleicht in der Absicht, sich auch der benachbarten Küste zu bemächtigen; wenigstens befürchteten dieses die Cochinchinesen, und suchten sich diese lästigen Gäste vom Halse zu schaffen; sie überfielen bei Nacht die Insel, drangen mit Hülfe der Verrätherei in die kleine neuangelegte Festung, machten alle Fremdlinge, den Befehlshaber allein ausgenommen, nieder, raubten und plünderten Alles, schleppten Waffen, Geräthschaften, Waaren, kurz Alles mit fort, und machten die neue Niederlassung mit ihrer Befestigung der Erde gleich. —

Bemauerte Städte giebt es in diesem Lande nicht; bloß die Hauptorte und Residenzen der Statthalter der Provinzen gelten hier für Städte. Hingegen sind die Bonzenklöster alle mit anderthalb Toisen hohen Mauern umgeben. Die Wohnhäuser sind gewöhnlich alle von Holz und mit Stroh gedeckt. Die Gebäude des königlichen Residenzpallastes, so wie auch die Häuser der Handelsstadt Phay-pho haben Ziegeldächer.

§. 6.

Frühere Geschichte von Cochinchina. — Nach Kofler. *)

Das Königreich Cochinchina, oder richtiger das südliche Annam machte schon von alten Zeiten her, so wie Tunking, von welchem es jedoch abhängig war, einen Theil des großen Chinesischen Reichs aus. Tunking und Cochinchina, die gleichsam nur Ein Land ausmachten, wurden beide von den Chinesischen Regenten so sehr gedrückt, daß sie beschlossen, die erste Gelegenheit zur Abwerfung dieses Jochs gemeinschaftlich zu benutzen.

Diese Gelegenheit bot sich auch bald dar, als die Munglen (irrig Tataren genannt) sich des Chinesischen Reichs bemächtigten. Tunking und Cochinchina wurden in soweit unabhängig, daß sie nur einen leichten Tribut an den neuen Chinesischen Kaiser bezahl-

*) Zur Ergänzung dessen, was Barrow (unten S. 323 f.) über die neuere Geschichte von Cochinchina beibringt.

ten; beide aber blieben mit einander verbunden, und Cochinchina wurde von einem Vicekönige regiert.

So blieb Alles viele Jahre hindurch in Friede und Ruhe, bis ein besonderer Vorfall einen Krieg zwischen Tunking und Cochinchina entzündete. Die Veranlassung dazu war folgende:

Ein König von Tunking, der sich dem Tode nahe fühlte, erklärte seinen kleinen noch minderjährigen, erst sieben bis acht Jahre alten Sohn zu seinem Nachfolger, und seinen Bruder zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit des Kronprinzen, die sich nach den Landesgesetzen im zwanzigsten Jahre endigte. Der König starb, und sein Bruder übernahm die Regierung im Namen seines Neffen; doch da er die Absicht hatte, diese Gewalt nicht wieder niederzulegen, sondern den Thron für sich und seine Nachkommen erblich zu machen; so entfernte er den Prinzen aus der Hauptstadt, und schickte ihn dem Vicekönige von Cochinchina zur Erziehung zu, unter dem Vorwande, die vielen Regierungsgeschäfte erlaubten ihm nicht, sich selbst damit abzugeben. — Der junge rechtmäßige König wuchs indessen heran, und erreichte das zur Thronbesteigung erforderliche Alter. Nun erst legte sein Oheim, der einstweilige Reichsverweser, die Maske ab, ließ sich von den Großen des Reichs den Eid der

Treue schwören, und sich zum Könige erklären. Damit waren aber die Cochinchinesen nicht zufrieden, in deren Mitte der junge, rechtmäßige Thronerbe lebte. Es kam daher zwischen ihnen und den Tunkinesen zu einem Kriege; die letzteren wurden geschlagen; Cochinchina riß sich ganz von Tunking los, und bildete nun ein selbstständiges unabhängiges Königreich, dessen erster König der rechtmäßige Erbe von Tunking ward.

Von dieser Zeit an blieben diese beiden Reiche von einander getrennt, bis im J. 1774 drei Brüder in Cochinchina eine Rebellion anzettelten, den König vom Throne stießen, und einer derselben, welcher auch Tunking erobert hatte, sich die Krone aufsetzte. Nur der südliche Theil von Cochinchina blieb damals noch dem Sohne und Erben des letzten rechtmäßigen, entthronten Königs getreu, der jedoch sein Königreich lange meiden mußte. Kaun = Schung, so heißt derselbe, hatte aber das Glück nach einem langwierigen Kriege sich nicht nur wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen *), sondern auch, wie die neuesten Berichte melden **), Tunking zu erobern —

*) M. s. das Weitere hierüber unten bei Barrow, S. 323 f.

**) Zu Folge eines Auszugs aus einer Nachricht, die im J. 1803 aus den Philippinen = Inseln zu Madrid ange=

Zu bemerken ist hier noch die Prophezeihung eines achtzigjährigen Einsiedlers, den der König von Cochinchina im J. 1754 (wie Kofler erzählt) zu sich an den Hof berief, und welcher dem Könige auf sein dringendes Verlangen folgenden Orakelspruch ertheilte:

„Acht Fürsten werden über Cochinchina „herrschen, und nicht mehrere. Wann die „Berge in Thäler verwandelt, die Seehäven „verstopft, unsere alten Leute ausgestorben „seyn, und neue erscheinen werden; dann „wird dieses Reich auf Andre übergehen, und „von Anderen regiert werden."

Es ist wirklich sonderbar, daß der König Kaunschung, Großvater des jetzt regierenden, nach dessen Tode im J. 1774 die Revolution ausbrach (wie Kofler bemerkte, der aber das Weitere nicht erlebte) gerade der achte König von Cochinchina war; und daß noch vorher Naturbegebenheiten, von welchen unser Berichtgeber (Kofler) Zeuge war, den zweiten Theil der Weissagung in Erfüllung brachten, und daß der Schluß derselben durch

kommen ist, welche Herr v. Murr in seinem Anhange zu Kofler's Werkchen), S. 125. f.) mittheilt.

die Thronräuber bestätigt worden ist, welche 26 Jahre lang dieses schöne Land beherrschten. Doch in soweit ist dieser Prophet zum Lügner geworden, daß die neue unrechtmäßige Herrschaft nicht von Dauer war.

John Barrow's

Reise nach Cochinchina

in

den Jahren 1792 und 1793.

Digitized by Google

John Barrow's
Reise nach Cochinchina
in
den Jahren 1792 und 1793.

Erstes Kapitel.

Die Insel Madera. Der Biscayische Meerbusen. — Strömung aus dem atlantischen Ocean in das mittelländische Meer, durch ein Experiment erklärt. — Sonderbare Ansicht von Madera. — Stadt Funchal. — Hauptkirche. — Franziskanerkloster und Schädel-Zimmer in demselben — Nonnenklöster. — Klima und Krankheiten. — Zustand der Einwohner. — Portugiesische Bettler. — Geistlichkeit. — Englische Einwohner. — Entdeckung der Insel. — Vertheidigungswerke. — Produkte. — Wein. — Betrag der Ausfuhr von diesem.

Am 26sten September 1792 lichtete unser kleines Geschwader, das aus dem Löwen, einem Kriegsschiffe von 64 Kanonen, dem Hindostan, einem Ostindienfahrer, und dem Jackal, einer Brigge, bestand, zu Spithead die Anker, und segelte mit einem frischen, günstigen

Winde ab. Während wir jedoch den brittischen Kanal hinunter fuhren, wurde dieser Wind nach und nach immer stärker, und verwandelte sich zuletzt in einen so heftigen Aequinoctialsturm, daß wir uns genöthigt sahen, in Torbay Schutz zu suchen. Hier hielten wir uns zwei Tage auf; als sich hierauf der Sturm wieder gelegt hatte, so stachen wir aufs neue in die See und fuhren mit reissender Schnelligkeit durch den Biscayischen Meerbusen hindurch, der gleich „dem ewig beweglichen Volke," wie Shakespeare es so passend nennt, das auf den von ihm bespülten Küsten wohnt, beständig und auch bei der tiefsten Windstille, in einem Zustande von Gährung und Unruhe ist. Als wir uns dem Vorgebirge Finis-Terrä näherten, so wurde das Meer wieder ruhiger; sogleich fiengen wir aber auch an, die Wirkung von der bekannten Seeströmung zu fühlen, die immerfort gegen das mittelländische Meer hinfließt, und die in der Straße von Gibraltar so heftig ist, daß kein Schiff, auch bei dem allergelindesten Westwinde im Stande ist, durch dieselbe in den atlantischen Ocean zu fahren. Diese Erscheinung ist von dem gelehrten Doktor Halley einigermaßen durch die von ihm aufgestellte Hypothese erklärt worden, daß nämlich die Quantität Wasser, welche das mittelländische Meer ausdünste, größer sey, als die, so durch Regen und Flüsse in dasselbe hinein komme, und daß folglich der atlantische Ocean, um diesem Mangel abzuhelfen und in gleicher Fläche mit dem genannten Meere zu bleiben, nothwendig ohne Unterlaß in dasselbe hinein strömen müsse. In neueren Zeiten hat man auch behauptet, was jedoch, so viel mir wenigstens bekannt ist, noch lange nicht erwiesen ist,

daß beständig eine untere Gegenströmung aus dem mittelländischen Meere in den atlantischen Ocean Statt habe. Anf jeden Fall ist es sehr angenehm, wenn sinnreiche Theorien durch einfache Thatsachen erläutert werden, und da durch ein von dem Admiral Patton gemachtes Experiment die Möglichkeit einer solchen doppelten Seeströmung augenscheinlich erwiesen wird, so will ich dasselbe ohne weitern Commentar dem Leser hier mittheilen. Der Admiral füllte nämlich in dem atlantischen Ocean, nahe bei dem Vorgebirge St. Vincent, eine kleine Flasche mit Salzwasser, dessen Gewicht 22 Unzen betrug; die nämliche Quantität Salzwasser, die er hernach in dem mittelländischen Meere nahe bei Minorca schöpfte, wog 13 Gran schwerer. Hierauf wurden zwei Flaschen, eine mit süßem Wasser und die andere mit Salzwasser angefüllt, und das süße Wasser in solcher Maße mit einer rothen Materie gefärbt, daß die specifische Schwere von beiden Arten von Wassern in dem oben angeführten Verhältniß von einander verschieden war. Als nun nachher diese Flaschen mit den Mündungen horizontal gegen einander gelegt und die letztern wohl verschmiert wurden, so drang das süße und gefärbte Wasser durch den obern Theil der Hälse hindurch, das Salzwasser hingegen in der entgegengesetzten Richtung durch den untern Theil, so daß man durch diese gegenseitige Ortsverwechselung eine vollkommen richtige Vorstellung von den obern und untern Seeströmungen erhält, welche sich in entgegengesetzten Richtungen in der Straße von Gibraltar befinden sollen.

Nach einer jeden Seereise ist der Anblick des Lan-

des äußerst erfreulich, aber doppelt muß er es für den seyn, der zum ersten Male von den stürmischen Wellen in dem Meerbusen von Biscaya herum geworfen worden ist. Die gebirgige Insel Madera, die gewöhnlich in eine dicke, schwarze Wolke eingehüllt ist, gewährt übrigens keineswegs einen sehr einladenden Anblick. Der schwarze Vorhang, der sie verhüllt, wird so äußerst selten von derselben hinweggezogen, daß, als Gonsalez Zarco die Insel Porto-Santo entdeckte, die nur 40 Seemeilen von Madera entfernt ist, er sich sehr lange auf derselben aufhielt, ohne auch nur zu ahnen, daß sie ein wirklich bewohnbares Land wäre. Er und seine gesammte Mannschaft hatten die dicke, schwarze Wolke, die beständig über dem nämlichen Punkte des Horizontes schwebte, sehr oft mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet; der Anblick derselben hatte ihnen eine abergläubige Furcht eingeflößt, denn sie waren alle, nach der gewöhnlichen Denkungsart jenes Zeitalters, fest überzeugt, daß es wirklich bezauberte Inseln und auf denselben in geborstenen Felsen ungeheure Oeffnungen gebe, die unmittelbar zur Hölle führten. Sie verfielen daher auch hier auf den Gedanken, daß diese stets auf einem und dem nämlichen Punkte schwebende Nacht nothwendig eine von den Mündungen der Hölle bedecken müsse.

Der Grad der Höhe, worin diese Wolke über dem Gebirge schwebt, soll sich regelmäßig nach dem Stand der Sonne richten; wenn diese im Mittage steht, so schwimmt die Wolke wie ein dünnes Vließ über den

höchsten Gipfeln der Berge, nähert sich aber die Sonne ihrem Untergange, so fällt die Wolke in dichten Massen immer tiefer und tiefer bis in die Gegend der Stadt herab, und bleibt die ganze Nacht hindurch über derselben schweben. Wenn aber am folgenden Tage die aufgehende Sonne diese schweren Dünste allmählich wieder zerstreut, so gewähren die mannichfaltigen Gegenstände, die sich nach und nach dem Auge darstellen, den ankommenden Schiffen einen äußerst schönen, wirklich bewunderungswürdigen Anblick. Die Stadt Funchal liegt auf dem Ufer einer sehr großen Bai, deren beide äußerste Spizzen aus zwei hohen und steilen vulkanischen Felsen bestehen; die weißen Gebäude der Stadt machen mit den schwarzen Lavabergen, die sie von allen Seiten umringen, und diese wieder mit dem üppig grünenden Schmuck der Pflanzungen aller Art, die sich bis gegen die Spitze der Berge hinauf erstrecken, einen etwas sonderbaren, aber keineswegs unangenehmen Kontrast, und stellen ein wirklich pittoreskes Gemälde dar. Mitten unter diesen Pflanzungen liegt eine zahllose Menge von Landhäusern, Kirchen, Kapellen und Klöstern, die alle in Rücksicht der Lage und Bauart von einander verschieden sind, und sich an dem steilen Abhang der Berge, so weit nur das Auge reichen kann, über einander hin erheben, bis sie sich endlich in der Dunkelheit der schwebenden Wolke gänzlich verlieren. Der höchste sichtbare Gegenstand, der aber auch ganz besonders in die Augen fällt, ist das Kloster von Nossa Senhora do Monte, unserer lieben Frau vom Berge, das ganz mit grünenden Gärten, mit Bäumen,

Stauden und Kastanien-Alleen umringt ist, und mitten in einem dicken Walde zu liegen scheint. Die große Bai mit den Schiffen, die in derselben vor Anker liegen, die zahllosen Barken und kleineren Fahrzeuge an den Ufern, und der Ilheo oder Loo-Felsen, eine abgesonderte ganz einzeln liegende unermeßliche Masse von schwarzer Lava, auf deren Rücken die Batterien zur Beschützung der Stadt und des Havens angelegt sind, machen einen Vordergrund aus, der der Größe der Gegenstände auf der Insel selbst vollkommen angemessen ist.

Die Bai von Funchal ist überhaupt zu keiner Zeit ein vorzüglicher Ankerplatz für die Schiffe; allein von dem Herbstäquinoctium an, bis zu dem Frühlingsäquinoctium ist sie äußerst gefährlich, weil alsdann die heftigen Südwinde in derselben ein so stürmisches Aufwogen des Meeres verursachen, daß die Schiffe Gefahr laufen, an die Küste geschleudert zu werden. Der Kapitän Mackintosh von dem Hindostan befand sich, so lange wir hier lagen, in einer ununterbrochenen Besorgniß und Unruhe, denn er hatte auf einer frühern Reise sein Schiff hier verloren, wobei die ganze Mannschaft außer ihm und seinem Koche ums Leben gekommen war.

Wie sehr wird man aber oft durch den Anschein getäuscht, und wie häufig verlieren die Gegenstände, die von ferne betrachtet durch ihre Schönheit entzückt haben, alle ihre Reize, sobald man ihnen näher kommt, so daß sie zuletzt sogar durch ihre Häßlichkeit Abscheu und Wider-

willen einflößen. Dies ist auch hier der Fall; denn wenn der Reisende ans Land gestiegen ist, was wegen der Brandung, die sich mit Ungestüm an dem steinigen, klippenvollen Ufer bricht, mit sehr vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist, so kommt er sogleich in die unregelmäßig und äußerst schlechtgebaute Stadt Funchal, die nichts als enge, krumme und schmutzige Straßen hat, wovon einige mit kleinen spitzigen Kieselsteinen, die bei jedem Schritte die Schuhsohlen beinahe durchstechen, andere hingegen ganz und gar nicht gepflastert sind, so daß in denselben überall die Schichten der blätterichten Lava zu Tage gehen, deren Spitzen noch mehr Schmerzen verursachen, als die Kieselsteine. Mehrere kleine Gebirgsbäche fließen auf ihrem Wege in die Bai mitten durch die Stadt; anstatt jedoch zu der Reinlichkeit derselben beizutragen, sind sie ihr im Gegentheile äußerst nachtheilig, denn die Einwohner waschen darin ihr Leinen-Geräthe, nehmen ihre Fische aus und säubern sie, werfen den Abfall von den Fleischbänken hinein, leeren ihre Nachtgeschirre in dieselben aus, und machen sie mit einem Worte zu einem Sammelplatze von allem Schmutz und Unrath, der in der ganzen Stadt befindlich ist. Eine andere Qual für den Fremden sind die zahllosen Hunde, die durch diesen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln aller Art herbei gelockt werden, und die man unbedenklich in den Straßen frei herum laufen läßt; diese vierbeinigte privilegirte Kaste steht mit den Einwohnern auf einem so vertrauten Fuße, daß es ein seltenes Glück ist, wenn man eine Straße hindurch geht, ohne von einigen derselben angefallen oder auf eine ekelhafte Art angeleckt zu werden.

Die wenigen guten Wohnhäuser, die in der Stadt befindlich sind, werden von den englischen Kaufleuten bewohnt, die sich des Weinhandels wegen hier niedergelassen haben. Diese Häuser sind größtentheils sehr geräumig, aber dabei nichts weniger als gut eingerichtet und bequem. Alle übrigen Häuser aber sind äußerst schlecht und erbärmlich gebaut; die Dächer sind größtentheils mit Ziegeln gedeckt, auf denen hin und wieder große Steine liegen, damit der Wind, der zuweilen mit einer außerordentlich großen Heftigkeit von den Bergen hinter der Stadt her weht, die Dächer nicht mit sich fort reißen kann. Die Größe der Stadt mag der Länge nach, die mit dem Ufer parallel läuft, ungefähr eine halbe Stunde betragen, und in der Tiefe ungefähr halb so viel. Die Anzahl der Häuser soll sich auf zweitausend, und die Anzahl der Einwohner auf zwölftausend belaufen. Außerdem giebt es noch sechs andere kleinere Städte oder Dörfer auf der Insel, deren gesammte Bevölkerung, die von Funchal mit inbegriffen, ungefähr 90,000 Seelen betragen soll.

In einer kleinen Entfernung von dem Hause des Gouverneurs, das mitten in dem Fort Lorenzo steht und die ganze Bai übersieht, ist der Passao publico, oder der öffentliche Spaziergang, der zwar nicht groß, aber sehr schön ist, und auf dem man beständig im dichtesten Schatten der Orangen- und Zitronenbäume, der Weiden und Pappeln hin und her wandeln kann. Bei dem Eingang in das Fort steht auf der einen Seite das Schauspielhaus, das aber nur äußerst selten ge-

braucht wird, und auf der andern das große Hospital. Funchal hat, wie überhaupt alle Städte in katholischen Ländern, keinen Mangel an Kirchen und Klöstern; allein es befindet sich in denselben wenig Merkwürdiges, das angeführt zu werden verdiente. Unter andern macht man die Fremden darauf aufmerksam, daß alle Balken und das ganze Dach an der Haupt-Kirche von Cedernholz sind; eine Art von Bäumen, womit die Insel bei ihrer ersten Entdeckung beinahe ganz bedeckt gewesen seyn soll. Noch eine Merkwürdigkeit ist ein Zimmer in dem Franziskanerkloster, dessen Wände und Decke mit Reihen von Menschenschädeln und menschlichen Schenkelknochen ganz überdeckt sind; das Ganze ist so eingerichtet, daß immer zwei Schenkelknochen kreuzweis über einander gelegt sind, und in den beiden dadurch bewirkten stumpfen Winkeln ein Schädel angebracht ist. Die einzige nicht auf diese Art verzierte Stelle befindet sich in der Mitte des Zimmers, gerade gegen der Thüre über; auf dieser Stelle hängt über einer Art von Altar ein sonderbares Gemälde, von dem ich nicht habe heraus bringen können, was es eigentlich vorstellen soll. Eine Figur auf demselben, die wahrscheinlich den Patron des Klosters, den heiligen Franziskus vorstellen soll, scheint damit beschäftigt zu seyn, daß sie in einer Wage einen Sünder und einen Frommen gegen einander abwägt. Eine schmutzige Lampe, die von der Decke des Zimmers herab hängt, und deren Dille kaum nur ein wenig glimmt, wirft ein schwaches und trübes Licht über diese melancholische Höhle von Menschenschädeln. Der alte Mönch, der uns herum führte, ließ es

sich sehr angelegen seyn uns zu überzeugen, daß alle diese Gebeine Reliquien von heiligen, auf der Insel verstorbenen Männern wären; allein wahrscheinlich müssen die Mönche des Klosters gelegentlich auch einige Knochen von Laienbrüdern, und wohl auch hin und wieder von einem Ketzer (denn die Fremden, die daselbst sterben, werden ebenfalls auf ihren Gottesacker begraben,) zu Hülfe genommen haben, um eine solche ungeheure Anzahl, die sich nach einem ungefähren Ueberschlag allein auf 3000 Schädel beläuft, zusammen bringen zu können. Unser Begleiter zeigte uns einen Schädel, der den Kinnbackenzwang haben und an dem der fromme Mönch, dem er zugehörte, gestorben seyn sollte; nach der Redseligkeit unsers Führers zu urtheilen, würden wir von ihm die Geschichte von noch manchem andern Schädel erfahren haben; allein sie wäre für uns, die wir durchaus keinen Geschmack an der Kraneologie fanden, ganz verschwendet gewesen, so höchst interessant sie vielleicht für den Dr. Gall, den berühmten Schädellehrer zu Wien, gewesen seyn würde. Wir brachen aber den Faden dieser Erzählungen gewaltsam ab und legten beim Fortgehen unser Scherflein auf den Altar als ein Geschenk für das Kloster, und dies scheint auch der Hauptzweck zu seyn, den man bei Sammlung und Aufstellung von diesem Memento mori des Bettlerordens des heiligen Franziskus gehabt zu haben scheint.

Es giebt zu Funchal auch mehrere Frauenklöster, in welche zuweilen junge Frauenzimmer geschickt werden, um

ihre Erziehung daselbst zu vollenden; allein schon seit einer Reihe von Jahren hat man kein Beispiel mehr gehabt, daß sich eine von diesen jungen Frauenspersonen entschlossen hätte, den Schleier zu nehmen. Auch verheurathete Frauenzimmer, die sich einen untadelhaften Ruf zu erhalten und als besondere Muster von Keuschheit und Tugend gepriesen zu werden wünschen, begeben sich häufig während der Abwesenheit ihrer Männer in diese Klöster. In allen denen übrigens, die wir besuchten, sahen wir bloß einige wenige alte Jungfern, die sich äußerst furchtsam und schüchtern stellten; ihr Aeußeres und ihr ganzes Benehmen war allerdings dazu geeignet, Gefühle von Mitleid einzuflößen, allein keine von der Art, wobei „die Seele in Liebe zerschmilzt," sondern die eher den Geldbeutel angreifen, als das Herz; auch wir gaben ihnen, was ihnen am annehmlichsten zu seyn schien, einige Thaler, und dagegen bekamen wir von ihnen aus Papier geschnittene Krucifixe, Bilder der Mutter Gottes und mehrerer Heiligen zu Gegengeschenken. Eine durch die lange Einkerkerung und durch das ewige Einerlei des geschmacklosen Mönchlebens bewirkte allgemeine Abspannung wird in den Nonnen häufig für ein Zeichen von ruhiger Unterwerfung und geduldiger Ergebung in ihr Schicksal gehalten, und wir sind sehr geneigt, uns für junge Frauenzimmer, die, nach unserer Meinung, auf eine so grausame Art von aller menschlichen Gesellschaft, außer nur von der unter sich selbst, auf immer getrennt sind, auf das lebhafteste zu interessiren; allein es ist keineswegs erwiesen, daß wir nicht häufig solchen Frauenspersonen eine Zartheit des Gefühls und eine Reinheit der Gesinnungen beilegen, die

in der Wirklichkeit nicht statt haben. Es ist in der That sehr zu bezweifeln, ob solche Frauenspersonen den nämlichen hellen Verstand und die nämlichen feinen und lebhaften Gefühle besitzen, wie das weibliche Geschlecht in solchen Ländern, wo es sich einer vollkommenen, uneingeschränkten Freiheit zu erfreuen hat. Die Erziehung der erstern wird schon so eingerichtet, daß sie zu ihrem künftigen Stande allmählich vorbereitet werden; sie genießen in ihren eigenen Familien einen so äußerst geringen Grad von Achtung, daß ihnen, wie sie voraus wissen, einst im Kloster unmöglich deren weniger erwiesen werden kann. Bringen sie auch endlich das Opfer ihrer Freiheit wirklich dar, so haben sie noch den tröstlichen Gedanken dabei, daß ihnen dafür zur Belohnung ein ewig dauerndes Glück in der künftigen Welt zu Theil wird.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen bei einem fremden Volke, kann man unmöglich ausführliche Nachrichten über den Zustand, worin es sich befindet, über seine Sitten und seinen Charakter verlangen. Es kostet so viele Zeit und Mühe, ehe wir uns von unsern eigenen Vorurtheilen losmachen können; während wir aber noch mit diesen zu kämpfen haben, so setzen wir allzu leicht die Nachsicht aus den Augen, die wir mit den Vorurtheilen anderer zu haben schuldig sind. Es gehört jedoch kein langer Aufenthalt zu Madera dazu, um sich zu überzeugen, daß der größere Theil der Einwohner zu Funchal, wie in den meisten übrigen Ortschaften auf der Insel, allen mit der Armuth gewöhnlich verbundenen Uebeln Preiß gegeben ist; in einem Lande, das die Natur mit ei-

nem so herrlichen Klima beglückt hat, scheinen jedoch diese Uebel eher eine Folge von dem eigenen tadelhaften Benehmen der Einwohner zu seyn, als daß sie einer fehlerhaften Regierungsverfassung, oder einem Mangel an Lebensmitteln, oder einer sonstigen moralischen oder physischen Ursache zugeschrieben werden könnten. Die Insel hat sich einer so mäßigen und so wenig veränderlichen Temperatur der Luft zu erfreuen, wie sie schwerlich in irgend einem andern Lande gefunden wird. In den Wintermonaten fällt das Quecksilber in dem Fahrenheitischen Thermometer selten unter 55° herab, und steht auch niemals höher als 65°; im Sommer hingegen ist der gewöhnliche Stand zwischen 66 und 76°. Zuweilen, aber äußerst selten, wird jedoch die Insel durch eine Art von Sirockowind heimgesucht, der von Osten herkommt, alle Gewächse verbrennt und die Luft erstickend und wirklich unerträglich heiß macht; bei solchen Winden steigt der Thermometer gewöhnlich auf 90 bis 95°. Eben so wenig kann auch das Klima Schuld daran seyn, daß fast alle Einwohner von Funchal ein so mageres, blasses und kränkliches Aussehen haben; dies darf vielmehr nichts anderem zugeschrieben werden, als theils ihrer elenden Nahrung, die größtentheils in Fischen, Kürbissen und sauerem Wein oder gar schädlichem Branntwein besteht, theils ihrer mühseligen Lebensart, denn dadurch, daß sie täglich die hohen und steilen Gebirge besteigen, um Brennholz einzusammeln, setzen sie sich häufig der größten Abwechselung des Klimas aus, theils auch, und was mehr als alles übrige dazu beiträgt, einer ihnen mit Recht vorzuwerfenden gänzlichen Vernachlässigung aller Reinlichkeit. Zum Beweis, daß dieses wirklich der

Fall ist, brauche ich wohl nur das einzige anzuführen, daß fast alle Einwohner der Insel, die auf derselben geboren und erzogen worden, mit einem unheilbaren Ausschlag der Haut, einer Art von Krätze, behaftet sind, die mit einer heftigen Entzündung und einem außerordentlichen Brennen und Jucken verbunden ist. Auch habe ich kein Beispiel von einem besonders hohen Alter auf der Insel anführen hören, und mir selbst sind durchaus keine sehr alten Leute daselbst zu Gesicht gekommen.

Die Bauern hingegen sind, wie alle Bergbewohner, starke, gesunde und handfeste Menschen, deren meiste Arbeiten in der Besorgung des Ackerbaues und vorzüglich im Weinbau bestehen. Wenn die Weinlese vorüber ist und alle Arbeiten, die der Weinbau verursacht, für dieses Jahr vollendet sind, so sieht man täglich mehrere Hundert Landleute auf schmalen Fußsteigen von den Gebirgen herunterkommen und in die Stadt gehen, die sämmtlich ihre vollen Borracha's, oder Weinschläuche von Ziegenhäuten, an dicken Stöcken über den Schultern hängen haben.

In allen Ländern, wo die Civilisation noch keine großen Fortschritte gemacht hat, müssen alle lästigen und beschwerlichen Arbeiten von dem weiblichen Geschlechte verrichtet werden. Auf den Streifzügen, die wir in die Berge von Madera machten, sahen wir eine große Menge von Frauenspersonen, sowohl alte als junge, die Ginster und andere strauchartige Pflanzen abhauten und

in großen Bündeln auf dem Kopfe nach der Stadt trugen, wo man sich ihrer als Brennmaterialien bedient; sie liefen dabei immer baarfuß die schrecklichsten Abgründe hinunter, ohne die scharfen spitzigen Steine zu scheuen, und hatten wenigstens zwei bis drei Meilen Wegs täglich zurück zu legen. Diejenigen Männer, welche die nämliche Handthierung treiben, gehen gewöhnlich schon des Morgens um 2 oder 3 Uhr aus, damit sie noch vor der großen Hitze wieder nach Funchal zurück kommen können, wo man sie alsdann den Rest des Tages über vor ihrer Thüre der ganzen Länge nach in den Straßen liegen und sich sonnen sieht. Ein Fremder könnte durch diesen Anblick leicht auf den Gedanken kommen, daß sie äußerst träge und unthätige Menschen seyen; allein gerade bei dieser Klasse von Einwohnern ist dieses keineswegs der Fall, denn durch sie wird die Stadt einzig und allein mit Brennmaterialien versorgt. Diejenigen Einwohner, die ein bequemes und träges Leben bei magern und elenden Mahlzeiten einer reichlichern, durch mäßige Arbeit erworbenen, Nahrung vorziehen, geben sich mit dem Fischfang ab, oder helfen Weine, die gewöhnlich auf Schleifen, mit Ochsen bespannt, an das Ufer gefahren werden, in die Schiffe einladen, oder sie treiben Schleichhandel, oder verkaufen auch im Kleinen an die Matrosen Wein, Branntwein ꝛc. Alle diese Arbeiten können jedoch nicht allein nicht täglich verrichtet werden, sondern sie beschäftigen auch nur während eines kleinen Theils des Tages hindurch. Einige wenige Einwohner verfertigen jedoch auch eine Art von weißem Leder, woraus Stiefeln gemacht werden; ferner auch grobe wollene Zeuche für Mützen und Jacken, und streifige leinene

Zeuche für Schifferhosen. Ihr gewöhnlicher Anzug besteht in einem leinenen oder kattunenen Hemde, einem Paar Schifferhosen von Segeltuch und einer blauen, meistens aber rothen wollenen Mütze, die viele Aehnlichkeit mit dem ehrwürdigen Sinnbild der neuern französischen Freiheit hat. Dieser Anzug, verbunden mit ihrem magern, hohläugigen Gesichte und ihren langen schwarzen Haaren, giebt ihnen ein so wildes und furchtbares Ansehen, daß kein Fremder ihnen gern ohne Waffen an einem entlegenen, einsamen Orte begegnen möchte; im Grunde sind sie aber höfliche, harmlose und gut gesinnte Menschen.

Der Anzug der Frauenspersonen, die sich damit beschäftigen, auf den Gebirgen Holz zu holen, besteht in einem Hemde, einem Rocke und einer groben Mütze, oder auch in einem groben Tuche, das um den Kopf herum gebunden wird. Die mittlere Klasse der Einwohner, die ihren Unterhalt damit verdienen, daß sie einen Kramladen halten, und einen kleinen Handel treiben, oder daß sie sich mit irgend einem Handwerk abgeben, zeichnet sich von der ganz gemeinen Klasse in ihrer Kleidung dadurch aus, daß sie einen Hut, Schuhe und Strümpfe und einen langen schwarzen Mantel tragen, mit welchem letztern sie häufig die Löcher und die Lumpen ihrer übrigen Kleidung bedecken. Ihre Weiber und Töchter tragen beständig Röcke und Jacken von schwarzem Tuche und haben dabei große, weite Kappen über den Kopf gezogen. Man kann zwar nicht füglich verlangen, daß die Frauenspersonen auf dieser Insel Muster von Schicklichkeit und anständiger Lebensart seyn sollen, aber darauf ist man doch auch nicht

gefaßt, daß diese behaubten Frauen und Mädchen sich mit der vollkommensten Unbefangenheit am hellen Tage und vor den Augen aller Vorübergehenden in die Winkel der Straßen hinstellen, und ihre Bedürfnisse verrichten.

Auch diejenigen Einwohner, die doch unter die oberen Klassen gerechnet werden wollen, scheinen das Gefühl von Anstand und Schicklichkeit nicht zu kennen, das doch in allen andern Ländern den Personen von ihrem Stande eigenthümlich ist; sie rechnen es sich z. B. im geringsten nicht zur Schande, auf offener Straße zu betteln. Die Franziskaner-Mönche thun dieses por amor de Deos und die Laien betteln um ihrer selbst willen. Sie weichen dabei ganz von der Sitte unserer Bettler ab, die sich wenigstens das äußere Ansehen zu geben suchen, als ob sie Mitleiden verdienten, und denen es nur allzu häufig so gut damit glückt, daß sie Ekel und Abscheu erregen. Ein Portugiese hingegen zieht jedesmal sein bestes Kleid an, wenn er betteln gehen will. Dies ist jedoch auf der Insel Madera weniger häufig der Fall, als in einigen von ihren ehemals so blühenden, aber heut zu Tage in gänzlichen Verfall und Armuth gerathenen Handelsplätzen in Ostindien. Ich erinnere mich, daß ich zu Macao einen Einwohner in der englischen Faktorei betteln gesehen habe, der Degen und Haarbeutel trug. Die armseligen Bewohner dieser Kolonie leben wirklich mehr als zur Hälfte von dem Almosen, das die englischen und andern europäischen Häuser, die sich des Handels mit China wegen daselbst befinden, unter sie auszutheilen pflegen.

Die Geistlichen zu Madera scheinen nicht sehr strenge darauf zu sehen, daß die Pflichten der Religion von andern erfüllt werden, und sie stellen auch für ihre eigenen Personen kein Beispiel von rechtlicher Lebensart auf, das zur Nachahmung dienen könnte. Viele Mönche machen im Gegentheil durch ihre verdorbenen Sitten, ihre Unmäßigkeit und ihre freien Reden der heiligen Würde, die sie bekleiden, wahre Schande; demohngeachtet aber werfen sie sich zu Wächtern der Sitten und der Moral des Volkes auf, und nehmen sich unter diesem Deckmantel die allersonderbarsten und unverantwortlichsten Freiheiten heraus. Ich konnte mich nicht genug über das unanständige, unmäßige und impertinente Betragen verwundern, das ein betrunkener, dicker Mönch an der Tafel des Gouverneurs beobachtete; noch mehr war ich aber über die Gleichgültigkeit erstaunt, womit man ihn sein Wesen treiben ließ, und über die wenige Mühe, die man sich gab, ihn zurecht zu weisen. Alle diese Menschen geben durch ihr Aeußeres den offenbarsten Beweis, wie reichlich sie sich nähren und wie gut sie leben; und wenn das Aussehen der übrigen Einwohner im Ganzen genommen auf nichts weniger als auf Ueberfluß und Bequemlichkeit schließen läßt, so sieht man doch den Geistlichen auf den ersten Blick an, daß es ihnen weder an Nahrung noch an Ruhe gebricht.

Die eingezogene armselige Lebensart der Portugiesen macht einen höchst auffallenden Kontrast mit der Pracht und der Gastfreiheit, die in den Häusern der englischen Kaufleute herrscht; die letzteren stehen allen Fremden, die auf der Insel landen, sie mögen herkommen wo sie wollen,

beständig offen. Wenn die Engländer in ihrem Vaterlande von Fremden als ein kaltes, förmliches und zurückhaltendes Volk geschildert werden, so haben sie dagegen auswärts einen ganz andern Charakter. Auf Madera kennt ihre Gastfreiheit keine Gränzen, und wer bei der vortrefflichen Gesellschaft, dem reizenden Klima und den mannichfaltigen Schönheiten, die sich überall auf der Insel befinden, nicht einige Monate äußerst angenehm und glücklich auf derselben verleben könnte, der müßte wirklich sehr eigensinnig oder für allen Genuß des Lebens gänzlich abgestumpft seyn. An dem portugiesischen Gouverneur fanden wir einen gesellschaftlichen, sehr gebildeten und in jeder Rücksicht schätzbaren Mann. Er wohnte allen Vergnügungen und Lustbarkeiten bei, die, während ich mich auf der Insel aufhielt, von den Engländern veranstaltet wurden. Er gab auch in seinem eigenen Hause ein sehr glänzendes Fest, und da es bei seiner Nation nicht wie bei der unsrigen Sitte ist, ganze Thiere auf die Tafel zu bringen, z. B. Milchschweine mit Orangen im Maule, Fasanen mit allen Federn am Kopfe und Schwanze und dergleichen, so war es ein Kompliment, das er dem englischen Geschmack machte, daß er sich bei dieser Gelegenheit englischer Köche bediente und mehrere Gerichte auf diese Weise zubereiten ließ. Ich zweifle sehr, ob die englischen Kaufleute es über sich hätten gewinnen können, dem portugiesischen Gouverneur den nämlichen Beweis von Aufmerksamkeit und Höflichkeit zu geben; denn die schuldige Achtung für die Sitten, Gebräuche und Vorurtheile anderer Nationen wird in der That in dem

Verzeichniß der guten Eigenschaften der Engländer vergebens gesucht.

Der Gouverneur dieser Insel macht, in Rücksicht seiner Einkünfte, eine Ausnahme von den meisten übrigen Statthaltern portugiesischer Besitzungen; sie sind so beträchtlich, daß er im Stande ist, seiner Stelle Ehre zu machen, und die Gewalt, die er besitzt, ist noch größer als seine Einkünfte. Seine fixe Besoldung beläuft sich jährlich auf 2000 Pfund Sterling, oder 12,000 Thlr. sächs., und außerdem erhält er noch von den englischen Kaufleuten ein bestimmtes Geschenk von 200 Pfund.

Die durch einen Zufall veranlaßte Entdeckung von Madera wird von den ältesten Reisebeschreibern, so wie auch von den portugiesischen Geschichtschreibern, einem Engländer zugeschrieben, und die Geschichte davon soll in einem Gemälde vorgestellt seyn, das sich in einem Zimmer des dasigen Gouvernementshauses befindet. Die Sache mag aber gegründet seyn oder nicht, so ist auf jeden Fall die bekannte Geschichte von Robert Machin und der liebenswürdigen Anna von Arfet äußerst interessant und rührend; auch sind alle einzelnen Ereignisse in derselben vollkommen natürlich und nichts weniger als unwahrscheinlich. Gonsalvez selbst, der nach Machin für den Entdecker von Madera gehalten werden kann, war von der Wahrheit dieser damals allgemein bekannten Geschichte so vollkommen überzeugt, daß er dem Ort, wo er zuerst auf der Insel landete, den Namen Porto dos Inglezos beilegte, und ihn späterhin bei seiner zweiten Reise, dem unglücklichen Entdecker zu Ehren, in den Namen Porto de Machino umänderte, der auch heut

zu Tage in der Benennung Porto Machio oder Machico noch wirklich vorhanden ist. An diesem Orte zeigt man auch noch die Ueberreste eines Kreuzes, welches auf dem Grabe der schönen und unglücklichen Anna von Arfet aufgerichtet und von dem nämlichen Baume, unter welchem sie starb und begraben wurde, verfertigt seyn soll.*)

Der erste Entdecker mag aber gewesen seyn wer er wolle, so ist doch zuverlässig gewiß, daß die Portugiesen die ersten waren, welche Besitz von der Insel ergriffen; man kann ihnen auch nicht vorwerfen, daß sie sich hierbei die geringste Härte oder Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen, denn sie fanden bei ihrer Ankunft nicht einen einzigen menschlichen Bewohner auf der Insel. Seit dieser Zeit sind sie beständig fort in dem Besitze derselben geblieben, und die Insel kann sich auch wirklich für den Handel und für das allgemeine Beste aller Nationen nirgends besser befinden, als in den Händen einer Macht, die weder im Stande ist, noch auch den Willen hat, Kriege zu führen. Wenn sich hingegen eine große Seemacht in dem Besitze derselben befände, so könnte durch sie in Kriegszeiten der europäische Handel nach Ost- und Westindien gänzlich zerstört werden, denn alle Schiffe, die nach diesen Welttheilen segeln, müssen nothwendig bei Madera oder Porto-Santo vorbei fahren. Der Insel selbst übrigens, so wie den Bewohnern derselben, würde es allerdings zum Vortheil gereichen, wenn sich England im Be-

*) M. s. das Weitere hierüber in dem ersten Hefte von (Ehrmann's) Magazin der Erd- und Völkerkunde, wo diese Geschichte (S. 75 u. f.) ausführlich erzählt und erwiesen wird.
D. H.

siße derselben befände; sollte sie aber das Unglück haben, in die Hände der Franzosen zu fallen, so würde das äusserste Elend der Einwohner und die gänzliche Zernichtung der Insel die unausbleibliche Folge davon seyn.

Die Vertheidigungsmittel der Insel befinden sich keinesweges in einem schlechten Zustande. Das Bergschloß beherrscht die Stadt auf der Westseite, längs dem Ufer zieht sich ein fester Wall hin, auf dem sogenannten Loofelsen befinden sich sehr beträchtliche Werke, und auf der östlichen Spitze der Bai liegt das Fort St. Jago; wenn alle diese Werke gehörig mit Kanonen und mit einer Besatzung von 2 bis 3000 Mann versehen sind, so können sie sich gegen eine weit überlegene Macht mit Nachdruck vertheidigen. Der beste Landungsplatz, oder vielmehr der einzige auf der ganzen Insel, ist der bei Funchal; allein das Ufer kann hier nicht nur ganz von den Kanonen der Festung bestrichen werden, sondern auf beiden Seiten des Landungsplatzes, der nicht über 70 bis 80 Klafter in der Länge beträgt, sind auch starke Batterien aufgeführt, so daß unter einem Feinde, der eine Landung erzwingen wollte, von allen Seiten eine schreckliche Niederlage angerichtet werden könnte. Auf der ganzen Insel sollen sich zwischen 12 bis 15,000 Mann regelmäßiger und wohl exerzirter Miliz befinden, wovon auf jeden Punkt an der Küste in wenigen Stunden 4 bis 5000 Mann zusammen gebracht werden können.

Um einige inländische Pflanzen zu suchen, und von den Produkten der Insel, so wie von der Art, wie die Felder auf derselben bestellt werden, einige Kenntniß zu er-

langen, faßten wir den Entschluß, einen kleinen Streifzug in die Gebirge vorzunehmen. Zu diesem Ende mietheten wir eine Anzahl Maulthiere und eben so viele Maulthiertreiber; denn jedes Thier hatte seinen besondern Treiber, der ihm, um es schneller gehen zu machen, mit seinem langen, mit einem spitzigen Eisen beschlagenen Stocke über den Kopf schlug, oder ihm in die Seiten stieß. Da es auf der Insel nur äußerst wenig ebenes Land giebt, so führte uns der Weg bald über steile Berge, bald durch tiefe Schluchten und sumpfige, mit Buschholz bedeckte Dickichte, bald wieder an dem Rande schrecklicher Abgründe hin. Auf jedem Schritte findet man übrigens große, romantisch schöne Aussichten, und mehrere Thäler stellen reizende, wirklich malerisch schöne Landschaften dar. In der Nähe der Stadt und längs der Küste des Meeres hin, bestehen die Berge größtentheils aus einer harten, bläulichen Lava; je höher man aber auf die Gebirge hinauf kommt, desto mehr nehmen die vulkanischen Produkte ab und desto häufiger trifft man Quarz und einen grobkörnigen Granit an. Auf dem Gipfel eines Berges, gegen die östliche Spitze der Insel zu, fanden wir den Krater von einem ausgebrannten Vulkan, der ungefähr 300 Ellen im Durchmesser zu halten schien; der Erdboden war rings umher mit einer Art von Pfennig- oder Nabelkraut bedeckt.

Wir sahen auf unserem ganzen Wege nur einige wenige Bäume, und diese befanden sich durchgängig in den tiefen Thälern; kein einziger darunter zeichnete sich aber durch eine besondere Größe oder Schönheit aus, ausgenommen die hohe und schlanke Ardisia excelsa. In den

tiefen Thälern der höhern Gebirge sollen sich auch noch einige große Cedernbäume befinden, mit welcher Holzart die Insel, wie man behauptet, ursprünglich bedeckt gewesen ist; wir bekamen jedoch keinen einzigen solchen Baum zu Gesicht. Der allgemeine Mangel an Erde, der in allen Theilen der Insel statt hat, außer nur in einigen wenigen Gegenden, wo in dem Laufe von Jahrhunderten einige lockere Erde durch Bäche und Bergwasser wahrscheinlich herbei geführt und nach und nach zu einer gewissen Höhe aufgehäuft worden ist, scheint in der That der allgemeinen Meinung, daß die Insel ihren Namen von den ungeheuern Waldungen, womit sie ursprünglich bedeckt gewesen, erhalten haben soll, offenbar zu widersprechen. Es ist wirklich nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses jemals der Fall gewesen seyn kann; Dickichte von niedrigem Gesträuche mögen sich wohl an verschiedenen Orten auf den Gebirgen und in denjenigen Thälern, die heut zu Tage mit Weinbergen und Baumgärten bedeckt sind, befunden haben; allein niemals können solche unermeßliche Waldungen auf der Insel gewesen seyn, daß, wie die portugiesischen Geschichtschreiber uns glauben machen wollen, der Brand derselben volle sieben Jahre hindurch gedauert haben kann. Die auf der Insel einheimischen Staudengewächse und Sträuche, die am häufigsten gefunden werden, sind der Ginster, die Heidelbeere, der Lorbeerbaum, der Myrthenbaum, der Brombeerstrauch, die Wolfsmilch, die verschiedenen Cactus-Arten, eine äußerst wohlriechende Art von Jasmin und wilde Oelbäume. Diese Gewächse hatte uns unsere Einbildungskraft, als wir sie aus der Ferne von dem

Schiffe her sahen, als lauter Wälder von Orangen=, Limo=nien=, Citronen= und andern Arten von köstlichen Obst=bäumen, die einem solchen Klima angemessen sind, vorge=malt. Außerdem findet man noch auf der Insel eine Art von Lavendel, eine Levkoje und noch verschiedene andere Blumen, die bei uns künstlich gezogen werden und hier wild wachsen. Das gemeine Farnkraut ist in großer Menge vorhanden, so wie auch die Steinwurz (Polypodium L.), das Frauenhaar (Adianthum L.) und andere kryptogamische Gewächse. Wermuth, Klee, Geisblatt, Nachtschatten, Ochsenzunge (Anchusa L.), Fingerhut (Digitalis L.), St. Johanniswurzel, die verschiedenen Arten von Winden und viele von unsern Grasarten wach=sen überall auf den Bergen, wo nur irgend so viele Erde vorhanden ist, daß sie in derselben Wurzel fassen können.

Diejenigen Gewächse, die auf der Insel angebaut wer=den, sind der Weinstock, die Orangen=, Limonien=, Citro=nen=, Feigen=, Bananas=, Aprikosen=, Pfersich= und andere europäische Obstbäume; außerdem giebt es noch auf dersel=ben vortreffliche Wallnüsse und Kastanien. Sie bringt Wai=zen, Gerste und Roggen hervor, allein über zwei Drit=theile von dem Getraide, das auf derselben verbraucht wird, muß von den azorischen Inseln und aus Amerika herbei geführt werden. Vor ungefähr einem Jahrhunderte bestand noch ein Haupt=Vorzug von Madera in der gro=ßen Menge Zucker, der daselbst gewonnen wurde; seitdem jedoch dieses aromatische Rohr sich über das feste Land und die Inseln der neuen Welt ausgebreitet hat, wird es hier nur wenig mehr angebaut; der daraus gewonnene Zucker

ist auch von sehr schlechter Qualität und wird größtentheils von der geringern Klasse der Einwohner als ein verdickter, brauner Saft, der viele Aehnlichkeit mit den Zuckerhefen hat, verbraucht. Der brennend heiße Erdboden scheint auch allerdings dem Weinstock weit zuträglicher zu seyn, als dem Zuckerrohre. Der Wein ist wirklich das vorzüglichste und wesentlichste Produkt der Insel, und man kann annehmen, daß daselbst, ein Jahr ins andere gerechnet, ungefähr 20,000 Pipen davon gewonnen werden. Die größte Quantität, die in irgend einem Jahre ausgeführt wurde, scheint nicht mehr als 15,000 Pipen betragen zu haben, und davon giengen

nach Ostindien . .	5500 Pipen.
nach England . .	4500 —
nach Westindien . .	3000 —
nach Amerika . .	2000 —
	15,000 Pipen.

Der Werth hievon kann, mit Inbegriff einiger Früchte und anderer ausgeführter Produkte, eine Summe von 500,000 Pfund Sterling oder drei Millionen Rthlr. betragen, wovon für mehr als 400,000 Pfund Sterling allein von Großbrittannien und seinen Kolonieen gekauft wird; statt der Bezahlung werden für 300,000 Pfund Sterling an englischen Manufakturprodukten und andern Waaren dafür geliefert, so daß also die Bilanz immer noch mit 100,000 Pfund Sterling gegen uns ist. Amerika liefert der Insel Stabholz, Faßdauben, gesalzenes Fleisch und Getraide für eine jährliche Summe von 80,000 Pfund Sterling; dies ist mehr als der Betrag aller Artikel,

die von Portugal aus Europa, aus Brasilien und aus den azorischen Inseln zusammen genommen dahin eingeführt werden. Die Produkte der Insel, die jährlich nach dem Mutterlande gebracht werden, belaufen sich nicht höher, als auf ungefähr 10,000 Pf. Sterl. Die gesammten Einkünfte der Insel, die in dem zehnten Theile von allen Produkten und in den Ein- und Ausfuhrzöllen bestehen, sollen ungefähr 100,000 Pfund Sterling betragen, von welchen, nach Abzug aller Kosten für die Unterhaltung der bürgerlichen, militärischen und geistlichen Verfassung, noch ungefähr 30,000 Pfund der Krone zu gute kommen sollen. Der vorige Gouverneur hat jedoch den Lord Macartney versichert, daß der reine Ertrag der Insel, so wie er nach Portugal geschickt würde, sich jährlich nicht über 8 bis 10,000 Pfund Sterling beliefe.

Es muß allerdings im höchsten Grade auffallend seyn, und ich würde auch nicht gewagt haben es anzuführen, wenn es mir nicht von einem sehr angesehenen Manne, der sich 30 Jahre lang auf der Insel aufgehalten hat, bestimmt versichert worden wäre, daß jährlich eine so außerordentlich große Quantität Wein aus Madera nach Indien gehet und daselbst konsumirt wird, (denn es kommen von der ganzen Quantität nicht 300 Pipen jährlich wieder nach Europa zurück,) und daß dagegen eine so geringe Quantität nach England geschickt wird. Das letztere ist jedoch leichter zu begreifen, als das erstere, denn wenn man gleich berechnen kann, daß der gesammte Wein, der in Großbrittannien unter dem Namen Madera-Wein getrunken wird, zum wenigsten eben so viel beträgt, als die ganze

Quantität Wein, die jährlich von der Insel Madera ausgeführt und also mehr als dreimal so viel, als in der That in England eingeführt wird, so ist es doch eine allgemein bekannte Sache, daß mancherlei Mischungen von Weinen, die nicht auf dieser Insel gewachsen sind, z. B. die Weine von Teneriffa, von Lissabon, von Xerès und dergleichen, daselbst für ächten Madera getrunken werden. Was aber Indien anbetrifft, so muß man bedenken, daß ohnerachtet der geringen Anzahl von Engländern, die sich daselbst aufhalten, und ungeachtet nur wenige andere Einwohner von Indien Madera-Wein trinken, doch gerade diese Sorte von Wein, nebst dem sogenannten Claret, die einzigen Weine sind, die daselbst sowohl von allen Civilpersonen, als auch von dem gesammten Militär allgemein und täglich getrunken werden.

Der Madera-Wein besitzt bekanntermaßen mehrere sonderbare Eigenschaften. Man hat mich auf der Insel selbst versichert, daß wenn reiner, ächter Madera so lange der Kälte ausgesetzt wird, bis er zu einer festen Eismasse gefriert, und man ihn alsdann in der Wärme wieder aufthauen läßt; wenn er ferner am Feuer bis zum Siedpunkte erhitzt und alsdann wieder hingestellt wird, um kalt zu werden; wenn er Wochen lang in offenen Gefäßen in die Sonne, oder in dumpfige Keller gestellt wird; er durch alle diese heftigen und gewaltsamen Veränderungen durchaus nichts von seiner Güte verliert. Derjenige Wein hingegen, der auf der Insel selbst getrunken wird, ist ein herbes, mageres Getränke, und verhält sich zu dem

London particular wie ein elendes Nachbier zu dem vortrefflichsten Ale.

Die gewöhnliche Art, wie die Weinstöcke auf der Insel behandelt werden, besteht darin, daß sie ungefähr 5 Fuß hoch an Spaliere fest gebunden werden; in einigen Weinbergen läßt man sie auch an Bäumen oder an hohen Stangen hinauf laufen, und in andern pflegt man sie bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß abzuschneiden. An einigen Orten sind die Weinberge terrassenförmig angelegt, und diese mit steinernen Mauern unterstützt, damit die Erde nicht davon herunter rollen kann. Die Art, wie der Wein verfertigt wird, ist äußerst einfach. Die Trauben werden, nachdem man sie von dem Stocke abgepflückt hat, in eine Kufe gethan und zuerst mit den Füßen, nachher aber vermittelst eines schweren hölzernen Hebels ausgepreßt. Der Eigenthümer des Weinberges, so wie der Einnehmer der königlichen Gefälle, sind bei dem Keltern gegenwärtig; der Letztere nimmt sogleich aus dem Fasse den ihm zukommenden zehnten Theil von dem gesammten Most, und das Uebrige wird hierauf zu gleichen Theilen zwischen dem Eigenthümer und dem Pächter des Weinbergs vertheilt. Jeder von diesen hat eine hinlängliche Anzahl von Trägern bei sich, um seinen Antheil theils in Fässern, theils in sogenannten Borrachas oder Schläuchen von Ziegenhäuten, in die Keller von Funchal tragen zu lassen. Die englischen Kaufleute schießen den Pächtern gewöhnlich vorher auf den Ertrag ihrer Aerndte Geld vor, damit sie die Kosten, die der Bau der Weinberge verursacht, bestreiten können.

Auf der Reise, die wir durch die Insel machten, bekamen wir nicht ein einziges vierfüßiges wildes Thier zu Gesichte und auch nur äußerst wenige Vögel. Die Schweine sollen die Einwohner in den Dickichten frei herum laufen lassen, wo sie sich mit Wurzeln mästen, und besonders mit denen des Farrenkautes, wodurch ihr Fleisch einen sehr angenehmen Wildpretts-Geschmack bekommt. Ziegen sind in großer Anzahl vorhanden, und auch Kaninchen giebt es in dem Gebirge nicht wenige. Dagegen liefert die Insel nur ein sehr spärliches Futter für einige wenige Kühe, und daher werden daselbst Milch und frische Butter unter die vorzüglichsten Gegenstände des Luxus gerechnet. In der Stadt ist eine geringe Anzahl von Ochsen vorhanden, deren man sich zum Fortziehen der Schleifen bedient; einige wenige Einwohner halten auch Reitpferde, die aber von einer sehr kleinen Rasse sind, und zum Fortschaffen der Lasten bedient man sich gewöhnlich der Maulthiere. Unter den Vögeln, die auf der Insel gefunden werden, führe ich besonders Habichte, Geier, Rebhüner, Tauben, Wachteln, Schnepfen, Schwalben, Sperlinge, graue Kanarienvögel, Finken und Hänflinge an.

Insekten, die den Fremden beschwerlich fallen, giebt es auf dieser Insel äußerst wenige, was doch sonst in allen warmen Ländern gewöhnlich der Fall ist, und giftige Thiere sind daselbst gänzlich unbekannt. Bienen sind auf der Insel in großer Menge vorhanden, und in einigen Thälern, wo die herum liegenden Berge mit wilden Pflanzen und Heidekraut bedeckt sind, soll der Honig von einer ganz vorzüglichen Güte seyn; er wird daher auch häufig als ein

Geschenk nach Portugal geschickt. Eidechsen giebt es auf der Insel eine so unermeßliche Menge, wie ich sie in keinem andern Lande jemals gesehen habe; an einem warmen, sonnigen Tage sind alle Felsen und alle steinernen Mauern im strengsten Verstande ganz mit solchen Thieren bedeckt. Sie thun übrigens durchaus keinen Schaden, außer nur diejenige Art unter ihnen, die an den Weinstöcken hinauf läuft; denn diese frißt die reifen Beeren an und saugt den Saft heraus.

Zweites Kapitel.

Die Insel Teneriffa.

Benehmen des Kapitäns von einer französischen Fregatte. — Bay von Santa = Cruz; ihre Vertheidigungsmittel und ihre Mängel. — Angriff von Blake und Nelson. — Ansicht der Insel und der Stadt Santa = Cruz. — Stadt Laguna. — Produkte der Insel aus dem Pflanzenreich. — Stadt Oratava, und Seehaven dieses Namens. — Wein von Teneriffa. — Reise auf den Piko. — Höhlen, worin die Todten begraben wurden. — Die Guanchen, oder ursprünglichen Einwohner von Teneriffa. — Zustand der jetzigen Bewohner der Insel. — Die Geistlichkeit. — Königl. Monopolien. — Klima. — Merkwürdiges Beispiel von hohem Alter. —

Die Fahrt von Madera nach den canarischen Inseln ist meistentheils eben so leicht und angenehm, als die von England nach Madera stürmisch und unangenehm ist.

Wir selbst legten dieselbe in nicht voll vier Tagen zurück, wobei wir schon an dem dritten Tage nach unserer Abreise die Spitze des berühmten Piko von Teneriffa zu Gesichte bekamen, ob wir gleich damals noch über 60 englische oder 12 teutsche Meilen davon entfernt waren; bei hellem Wetter soll man diesen Berg schon in einer Entfernung von 60 Stunden oder 30 teutschen Meilen sehen können.

Die Spanier pflegen in ihren auswärtigen Kolonieen die Begrüßungen von ankommenden Schiffen anderer Nationen niemals zu erwiedern, und weigern sich beharrlich es zu thun. Ob dieses seinen Grund in dem Stolz der Regierung und in einer Anmaaßung von Ueberlegenheit, oder bloß darin hat, daß man jede unnöthige Verschwendung des Pulvers zu vermeiden sucht, will ich nicht bestimmt entscheiden. Da Herr Erasmus Gower diese Nationalsitte der Spanier kannte, so schickte er einen Offizier ans Land, um diese Höflichkeitsbezeugung unter dem Vorbehalt, daß sie ihm erwiedert würde, von seiner Seite anzubieten; allein der Gouverneur lehnte dieses Anerbieten, jedoch mit vieler Höflichkeit und der Erklärung ab, daß die Befehle, die er habe, ihm durchaus nicht erlaubten, den Gruß zu erwiedern. Zu gleicher Zeit gab er auch zu erkennen, daß es ihm äußerst angenehm seyn würde, wenn man auch von dem gewöhnlichen Gebrauch, des Morgens und Abends eine Kanone abzufeuern, abweichen wolle. Wenn die Wünsche einer freundlichgesinnten Macht auf eine so leichte Art erfüllt werden können, so würde eine abschlägliche Antwort mehr Stolz als Politik verrathen; auch trug Herr Erasmus Gower

nicht einen Augenblick Bedenken, dem Verlangen des Gouverneurs nachzugeben. Es lag aber auch zu gleicher Zeit ein Franzose mit einer Fregatte, die er kommandirte, in der Bai vor Anker; dieser konnte in dem wahren Geiste der gallischen Freiheit den Zwang von Vorschriften und getroffenen Verfügungen nicht ertragen, und ließ daher, trotz des ihm von dem spanischen Gouverneur zu erkennen gegebenen Wunsches, jeden Morgen und Abend seine Kanone richtig abbrennen. Als ein wahrer Gasconier rühmte er sich auch, wie wir in der Folge erfuhren, daß er bei dem ersten Anblicke unsers Geschwaders geglaubt habe, der Krieg zwischen Frankreich und England wäre ausgebrochen, und daß er daher schon alle Anstalten getroffen habe, uns wenigstens mit einer vollen Lage zu empfangen, und uns so viel Schaden zuzufügen, als er könnte, pour l'honneur de la grande Nation, ehe er die Segel striche. Und dies ist das Volk, das sich am lautesten über die Tyrannei, die sich die Engländer bei Ausübung der Herrschaft über die Meere zu Schulden kommen lassen, beschweret! Sollte sich zum Unglück für die ganze Welt diese Herrschaft in den Händen der Franzosen befinden, so giebt ja schon ihr Betragen auf dem festen Lande die überzeugendsten und mehr als hinlänglichen Beweise, mit welchem Grade von Mäßigkeit sie diese Herrschaft über das Weltmeer ausüben würden!

Wenn man in die Bai von Santa-Cruz, die sich auf der östlichen Seite von Teneriffa befindet, einläuft, und rings umher auf der Küste die lange Reihe von einzelnen Felsen, die sich weit in das Meer hinaus erstrek-

ken, durch Mauern mit einander verbunden und sämmtlich mit Batterien versehen sind, übersieht, so wird man sogleich auf den ersten Blick überzeugt, daß wenigstens dieser Theil der Insel, wenn er von einer kleinen, aber wohl disciplinirten Garnison vertheidigt wird, durchaus von keinem Feinde erobert werden kann. Es ist nur ein einziger Landungsplatz auf dieser ganzen langen Küste, der einigermaaßen gut genannt werden kann, und dieser befindet sich innerhalb eines vortrefflich gebauten Steindammes, der sich quer in die Bai hinaus erstreckt, und ein seichtes Becken von sehr beträchtlichem Umfange bildet, worin die Menge von kleinen Barken und Fahrzeugen gegen die stürmischen Wellen, die zuweilen, und beinahe immer in den Wintermonaten, mit der größten Heftigkeit herein brechen, vollkommenen Schutz und Sicherheit finden. Dieser Steindamm wird von einer ziemlich festen Schanze vertheidigt, die auf seiner äußersten Spitze angebracht ist, und auf beiden Seiten desselben befinden sich auch noch mehrere andere Schanzen, die durch Mauern, hinter denen die Truppen in voller Sicherheit ein Musketenfeuer unterhalten können, längs der ganzen Küste mit einander verbunden sind. Der Ankergrund in der Bai ist so schlecht und felsig, daß wenn die Ankertaue nicht durch Boyen oder Wahrtonnen in der Höhe erhalten werden, sie gewöhnlich in nicht langer Zeit in Stücke zerrieben werden. Der Hindostan verlor auf diese Art zwei seiner Anker, und lief dabei jedesmal Gefahr, an den Lavafelsen der Küste zerschmettert zu werden. Wenn große Schiffe sich nur einigermaaßen mit Sicherheit daselbst aufhalten wollen, so müssen sie schlechterdings die Anker an

eiserne Ketten legen, die an Walzen von gegossenem Eisen befestigt sind, und auch alsdann ist es noch äußerst rathsam, die Taue durch Boyen flott zu erhalten. Die Winde sind jedoch sehr unbeständig und besonders in den Wintermonaten äußerst stürmisch, wobei sie fast immer zu gleicher Zeit aus allen Gegenden des umherliegenden Landes in heftigen Stößen hertoben; große Schiffe sind folglich immer, vorzüglich aber vom Oktober bis zum Ende des Märzes, den größten Gefahren darin ausgesetzt.

Es war daher allerdings ein äußerst kühnes Unternehmen von dem Admiral Blake, daß er bei einem günstigen Winde gerade zu in das innere Becken dieser Bai einlief, um eine daselbst vor Anker liegende Flotte von spanischen Gallionen weg zu nehmen oder in den Grund zu bohren. Er führte zwar seinen Plan vollkommen aus, und kam auch, da sich der Wind unterdessen abermals drehte, mit seiner Flotte wieder glücklich zur Bai hinaus; allein es ist sehr zweifelhaft, was für ein Schicksal seine Schiffe gehabt haben würden, wenn nicht in dem Augenblicke, wo er sein Zerstörungswerk vollendet hatte, diese plötzliche ihm so äußerst günstige Veränderung des Windes, die aber schlechterdings bloß ein glücklicher Zufall und nicht voraus zu sehen war, eingetreten wäre und ihn aus der Bai wieder hinaus geführt hätte. Die Spanier waren dabei, wie Hume sich ausdrückt, außer sich vor Erstaunen über die glückliche Kühnheit dieses verwegenen Angriffs. Blake war ein äußerst tapferer Offizier, aber kein guter Seemann; denn ein Mann, der, wie es bei ihm der Fall war, erst in der Mitte des Lebens anfängt,

sich mit diesem Gewerbe abzugeben, kann schlechterdings keine gründlichen Kenntnisse von demselben erlangen. Noch weit kühner als die Unternehmung von Blake, aber von keinem so glücklichen Erfolge gekrönt, war diejenige, die der verstorbene Lord Nelson im Jahre 1797 ausführen wollte, indem er sich der Stadt und des Havens durch einen Ueberfall zu bemächtigen suchte. Er schiffte zu diesem Ende ungefähr 1000 Mann von seiner Flotte auf den Böten derselben ein, und lief alsdann mitten in der Nacht in die Bai hinein. Unglücklicher Weise wurde er aber, als er sich eben dem Steindamme näherte, von den Schildwachen bemerkt. Sogleich wurde in der Stadt Lärm gemacht, die Glocken wurden geläutet und der Generalmarsch geschlagen; die Truppen ergriffen ihre Gewehre und die Batterieen fiengen von allen Seiten an, auf den angreifenden Feind zu feuern. Die Nacht war so dunkel, daß eine große Anzahl der Böte nicht einmal bis an die Brücke hin kamen, wo eine beträchtliche Macht hin postirt war, um sich der Landung der Feinde zu widersezzen. Auf diesem Punkte wurde der größte Theil der gesammten Mannschaft theils durch das Musketenfeuer, theils durch die Kartätschen, die aus der Citadelle auf der linken Seite abgeschossen wurden, getödtet oder doch wenigstens verwundet, und hier war es auch, wo dieser unsterbliche Held, der bei jedem gefahrvollen Unternehmen immer der erste an der Spitze war, seinen Arm verlor; er zog sich jedoch nicht eher wieder zurück, als bis er den Feind vollkommen geschlagen und von dem Steindamme gänzlich weggetrieben hatte. Zu gleicher Zeit unternahm eine andere Abtheilung seiner Truppen auf der Südseite

des Dammes ebenfalls eine Landung, und brachte sie wirklich zu Stande, und zwar mitten unter Klippen und Brandungen, wo unmittelbar nachher die sämmtlichen Böte in Stücke zerschmettert wurden. Von dem Landungsplatze rückten hierauf die Truppen, deren Anzahl sich auf 400 Mann belief, unter dem Kommando des Kapitäns, jetzigen Contre-Admirals, Thomas Troubridge, mit Gewalt der Waffen bis auf den großen Platz in der Stadt vor. Hier erfuhren sie aber, daß 8 bis 10,000 Spanier mit einer beträchtlichen Artillerie gegen sie im Anmarsche wären, und so übertrieben diese Anzahl in der That war, so hatten sie doch keinen Grund, daran zu zweifeln. In dieser kritischen Lage blieb der Kapitän so kaltblütig und besonnen, wie jeder englische Offizier in den allergefährlichsten Augenblicken es immer zu seyn pflegt. Er ließ dem Gouverneur in einem stolzen Tone bekannt machen, daß die Stadt nicht beschossen werden sollte, wenn er ihm auf der Stelle eine hinlängliche Anzahl von Böten verschaffen wolle, um seine Mannschaft wieder einzuschiffen; thäte er hingegen dieses nicht, so hätte er die Folgen, die daraus entstehen würden, selbst zu verantworten. Der Gouverneur verlangte zwar hierauf, daß sich der Kapitän mit seinen Truppen zu Kriegsgefangenen ergeben sollte; allein dieser erklärte auf das allerbestimmteste, daß wenn die von ihm vorgeschlagene Bedingung nicht unverzüglich angenommen würde, er sich in der Nothwendigkeit befände, die Stadt in Brand zu stecken. Er hatte auch unterdessen wirklich ein großes Feuer auf dem Platze, und zwar auf der Seite, wo der Wind herkam, angezündet, so daß die Spanier sahen,

daß es allerdings in seiner Gewalt stand, seine Drohung ins Werk zu setzen. Der Gouverneur gab daher nach, und erfüllte auch die Bedingungen des abgeschlossenen Vertrags auf eine Art, die seinem Charakter und seiner Denkungsart zur größten Ehre gereicht.

Sollte es bei einer künftigen Gelegenheit für nöthig erachtet werden, sich in den Besitz von Teneriffa zu setzen, ob mir gleich der Nutzen davon für mein Vaterland keinesweges sehr groß zu seyn scheint, so würde ein Truppen-Corps mit weit weniger Schwierigkeit zu Oratava ans Land gesetzt werden können; dies ist derjenige Haven, in welchem fast alle Weine, die man aus der Insel ausführt, eingeschifft werden, und die Festungswerke sind daselbst so gering und unbedeutend, daß sie wenig oder gar keinen Widerstand leisten können. Dies ist überhaupt auch der Fall auf der ganzen westlichen Küste von der Landspitze Nago gegen Norden an, bis nach Garricheca gegen Süden, wo während der Sommermonate in allen daselbst befindlichen kleinen Baien und Einfahrten eine Landung sehr leicht bewirkt werden könnte. Von jedem Punkt dieser Küste würde der Feind durch ein ebenes und an Produkten reiches Land, das, wenn er einmal gelandet wäre, sich ganz in seiner Gewalt befände, in einem einzigen Tage bis nach Laguna, der Hauptstadt der Insel, die ganz offen und ohne alle Festungswerke ist, vordringen können. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die gelandeten Truppen auf diesem ganzen Marsche einen Feind antreffen würden, besonders wenn sich ein Theil der Schiffe zu gleicher Zeit vor der

Einfahrt in die Bai zeigte, denn dadurch würde die ohnehin schwache Besatzung der Forts genöthigt werden, in denselben zu bleiben, um sie zu vertheidigen; da nun aber der Weg von Laguna nach Santa-Cruz nicht mehr als ungefähr eine teutsche Meile beträgt und immer eine beträchtliche Anhöhe hinuntergeht, die auf allen Punkten die Stadt und den ganzen Haven beherrscht, so würde das Schicksal dieses Ortes ohne Zweifel sehr bald entschieden seyn. Auf jeden Fall scheint es übrigens bei den außerordentlich großen Schwierigkeiten, in der Bai von Santa-Cruz eine Landung zu bewirken, schlechterdings nöthig zu seyn, daß ein solches Unternehmen bei hellem Tage und bei günstiger Witterung gewagt werde, wenn man sich einen glücklichen Erfolg davon versprechen will.

Die Ansicht von Teneriffa bei der Einfahrt in die Bai ist keinesweges so angenehm und einladend, als die von Madera. Die Stadt Santa-Cruz hat zwar ziemlich dasselbe Aussehen wie die Stadt Funchal, allein die wilde und felsige Gegend, womit sie unmittelbar umringt ist, geben ihr ein unfruchtbares und wirklich abschreckendes Aussehen. Die Felsen umher haben eine einförmige, düstere Farbe und werden auf keiner Seite durch irgend etwas Grünes belebt; die einzige Abwechselung, die sie dem Auge darbieten, besteht, außer ihrer eigenen Ungleichheit, in einigen wenigen Windmühlen, die auf den Anhöhen hinter der Stadt erbaut sind. Der Gipfel des Piko, der über den höchsten Gebirgsrücken gerade noch ein wenig hervorragt, giebt aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nur ei-

nen sehr unvollkommenen und unrichtigen Begriff von seiner unermeßlichen Höhe.

Je mehr man sich der Küste nähert, desto mehr entwickeln sich nach und nach die Schönheiten der Stadt. Die obere Fläche des Steindammes, der von einer granitähnlichen Lava erbaut ist, bildet einen breiten, mit Sand bedeckten Spaziergang, der auf der rechten Seite zu einer schönen Passeadero oder Mailbahn führt, die zum Gebrauch für das Publikum bestimmt und mit mehreren Reihen von Bäumen umringt ist; auf der linken Seite aber führt er auf einen geräumigen Platz, in dessen Mitte die Bildsäule des heil. Bernhards, die nicht schlecht gearbeitet ist, auf einem Obelisk steht. Die Straßen laufen größtentheils in geraden Linien, und sind breit, gehörig durchlüftet und reinlich; die Häuser haben im Durchschnitt genommen ein hübsches Aussehen, und sind alle mit Kalk übertüncht, obgleich dieser Artikel keinesweges wohlfeil ist, denn aller Kalk muß aus Muschelschaalen bereitet werden, weil auf der ganzen Insel nicht eine Spur von Kalksteinen zu finden ist. Diesem muntern Aussehen der Stadt wird jedoch dadurch wieder Vieles entzogen, daß sich überall in den Fenstern statt des Glases hölzerne Gitter befinden. In Funchal giebt es Gasthöfe, Weinhäuser und Kaufläden, und ein gewisses Gewühl in den Straßen zeigt offenbar, daß Handel und Gewerbe daselbst getrieben werden; hier aber sind die Häuser fast beständig verschlossen, und außer Morgens und Abends sieht man den ganzen Tag hindurch fast keine menschlichen Geschöpfe in den Straßen;

außer nur Lastträger und Fischer in der Gegend des Havens. Der Anblick einer so großen Stadt, in der sich allem Anschein nach eine so äußerst geringe Volksmenge befindet, muß jeden Fremden nothwendig auf den Gedanken bringen, daß durch irgend ein schreckliches Unglück, oder durch eine allgemeine Landplage ein großer Theil der Einwohner hinweg gerafft worden sey. Dies ist jedoch keinesweges der Fall, sondern der Grund, warum die Straßen dieser Stadt so menschenleer sind, liegt bloß darin, weil die Spanier, außer in Messen und Vespern, nur selten ausgehen, und weil die Anzahl der englischen Kaufleute, die hier sowohl als zu Madera im strengsten Verstande ein Monopol mit dem Weinhandel treiben, auf dieser Insel nicht nur sehr gering ist, sondern weil auch diese wenigen größtentheils in dem Haven Oratava wohnen, wo der größere Theil des Weines eingeschifft wird.

Die mancherlei kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, an die ein Engländer zu Hause gewöhnt ist, gereichen ihm zu einer schlechten Vorbereitung auf die Entbehrungen aller Art, und die schlechte Verpflegung, die er nothwendig in allen denjenigen Ländern antreffen muß, wo seine Landsleute nicht einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Man hatte uns zwar voraus gesagt, daß sich in Santa-Cruz ein vortrefflicher Gasthof befände, allein nach unserer zu Madera gemachten Erfahrung hatten wir uns gleich keine große Vorstellung davon gemacht, und wurden daher nicht sehr in unserer Erwartung getäuscht, als wir in demselben gerade das

Gegentheil von dem fanden, wofür er uns geschildert worden war. Die kahlen Wände, die kaum mit ein wenig Kalk beworfen waren, die elenden Geräthschaften und besonders die Unreinlichkeit und der Schmutz, die darin herrschten, waren weniger sprechende Beweise von der großen Armuth des Eigenthümers, als vielmehr von seiner Trägheit und Nachlässigkeit und von dem allen Einwohnern eigenthümlichen Mangel an Gefühl für Ordnung und Reinlichkeit. Von Lebensmitteln konnten wir nichts darin erhalten, als einige Weintrauben, schwarzes Brod und einen Wein, der kaum trinkbar war. Nachdem wir auf den andern Morgen zu einer Reise auf den Piko eine Anzahl von Pferden und Maulthieren bestellt, und unserer Meinung nach deshalb alles in Richtigkeit gebracht hatten, so warfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Stadt, und kehrten alsdann unverzüglich an Bord unserer Schiffe zurück, um zu Mittag zu essen. Da eine Reise von vier teutschen Meilen in einem gebirgigen Lande, wo die Straßen sehr schlecht, und die Lastthiere nicht die besten sind, eine volle Arbeit für einen ganzen Tag ist, so beschlossen wir, uns den andern Morgen sogleich bei Anbruch des Tages auf den Weg zu machen. Als wir aber des Morgens ans Land kamen, so war noch kein einziges Maulthier in Bereitschaft, weil es den Eigenthümern derselben noch viel zu früh zu seyn schien; überhaupt konnten wir in der ganzen Stadt nicht mehr als neun solcher Thiere zusammen bringen. Wir traten daher mit so vielen, als wir auftreiben konnten, unsere Reise an, und nachdem wir uns zwei Stunden lang auf einem elenden Wege, der größtentheils

bergauf gieng, und an manchen Stellen äußerst steil war, auf eine erbärmliche Weise hatten zusammen schütteln und stoßen lassen, so erreichten wir endlich Laguna, das ungefähr eine teutsche Meile von dem Haven entfernt ist. Diese Stadt wird für die Hauptstadt der ganzen Insel gehalten, allein ihrer Größe wegen schien sie uns auf diese Ehre keine Ansprüche machen zu dürfen, denn sie ist in der That sehr klein und vielleicht um nichts größer als Santa-Cruz. Die Häuser sind jedoch, im Ganzen genommen, nach einem größern Maßstabe erbaut, und die Straßen sind auch breiter. Es befinden sich in derselben zwei Kirchen, fünf oder sechs Manns- und Frauen-Klöster, mehrere Hospitäler, ein großes Gefängniß, ein Gerichtshof und verschiedene andere öffentliche Gebäude, die für die Besorgung der bürgerlichen und geistlichen Angelegenheiten der Regierung bestimmt sind. Im Ganzen genommen, kam uns übrigens die Stadt noch weit düsterer und einsamer vor als Santa-Cruz. Einige frisch und wohl genährt aussehende Mönche waren die einzigen Personen, die wir in den Straßen antrafen, und viele von diesen letztern waren im strengsten Verstande mit Gras überwachsen. Nur hin und wieder sahen wir eine einsame Gestalt, in einen schwarzen Mantel mit einer großen Kappe gehüllt, furchtsam durch die Straßen hindurch schleichen, als wenn sie sich gleichsam scheute, gesehen zu werden. Das Gefängniß war ohne allen Vergleich der lebhafteste Ort in ganz Laguna. Es schien größtentheils mit lüderlichen Weibspersonen bevölkert zu seyn, die hinter ihren eisernen Gittern lachten und sangen und so fröhlich wa-

ren, daß ihre Gefangenschaft ihnen keine großen Leiden zu verursachen und keineswegs eine strenge Strafe für ihre Uebelthaten, sie mochten bestehen, worin sie wollten, zu seyn schien.

Wir verschafften uns hier, jedoch ebenfalls nicht ohne Mühe, noch zwei Maulthiere für zwei von unsern Bedienten, die den Weg bis hieher zu Fuß gemacht hatten, und während die übrigen Maulthiere gefüttert wurden, giengen wir in eine Kirche, um uns ein wenig darin umzusehen. Wir fanden einige leidlich gute Gemälde in derselben, und auch eine Bildhauer-Arbeit in Marmor, die kurz vorher aus Spanien dahin geschickt worden war. Alle Geräthschaften und Zierrathen in der Kirche waren äußerst prächtig und kostbar, und zugleich so künstlich geordnet und aufgestellt, daß sie in der That einen großen und feierlichen Eindruck hervorbringen müssen. Die Zeit war zu kurz und unsere Neugierde nicht groß genug, um auch noch einen Blick auf die in derselben befindliche Sammlung von Reliquien zu werfen. Das geronnene Blut des heil. Januarius, die Milch der heil. Jungfrau, das Ungeziefer des heil. Antonius und die Schnitzel von den Nägeln an den Zähen des heil. Petrus sind ohne allen Zweifel auf den Canarischen Inseln ganz eben so ächt, wie in Europa, und auch in gleichem Grade sehenswerth; allein wir hatten bei unserer Reise mehr die Absicht, die Wunder der Natur zu betrachten, als die wunderbaren Ueberbleibsel der Heiligen.

Nachdem wir aus der Kirche wieder zurückgekommen waren, und ein fröhliches Frühstück von Weintrauben und Schwarzbrod zu uns genommen hatten, so waren wir eben im Begriff, uns wieder auf den Weg zu machen, als zu unserem großen Erstaunen ein Zug von Reitern die Straße herkam. Es war ein Theil von unseren Reisegefährten vom Hindostan, die mit vielem Anstand auf Eseln einher trabten, und ein großes weißes, äußerst mageres Pferd, das mit mancherlei Lebensmitteln beladen war, vor sich hertrieben. Hierdurch wurde unsere Gesellschaft so ansehnlich vermehrt, daß sie nunmehr anfieng, Aufsehen zu erregen; als wir wieder aufbrachen und durch die Straßen von Laguna hindurchzogen, so machten wir wirklich die Neugierde aller Einwohner rege, und besonders wurden uns von verschiedenen jungen Frauenspersonen durch ihre Fenstergitter hindurch sehr freundliche Blicke zugeworfen.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, so kamen wir in eine große fruchtbare Ebene, die von mehrern kleinen Bächen durchschnitten war, deren klares reines Wasser in großen Behältern aufgefaßt und in hölzernen Röhren in die Stadt geleitet wird, wo es sich in Springbrunnen aus steinernen Obelisken ergießt, die in allen Hauptstraßen angebracht sind. Die Aerndte war schon vorbei, allein wir konnten doch noch so viel bemerken, daß ein großer Theil des Landes ziemlich gut angebaut war, und von den Bauern, die wir unterwegs antrafen, erfuhren wir auch, daß die vorzüglichsten Produkte in Waizen, Mais und Kartoffeln bestanden. Auf un-

ſerer rechten Seite gegen der Küſte des Meeres hin, zeigte ſich uns eine Reihe angenehmer Landhäuſer und mehrere nicht unbeträchtliche Dörfer, die mitten unter Weinbergen und Baumgärten verſteckt lagen; auf unſerer Linken aber erhoben ſich hohe Reihen von Bergen, die mit Buſchholz bedeckt und auf den Gipfeln mit Fichten bekränzt waren. Der mittlere Theil der Landſchaft, auf dem der Weg uns hinführte, war eine offene Strecke von artbarem Lande, wo man aber nirgends das geringſte Gehäge oder irgend eine ſonſtige Abtheilung erblickte, durch welche die Gränzen der verſchiedenen Beſitzer beſtimmt bezeichnet wurde. Die Botaniker, die ſich in unſerer Geſellſchaft befanden, ſammelten auf dem Abhange der Berge eine große Menge von Pflanzen, worunter ſich vorzüglich eine Art von Semper vivum, eine Euphorbia mit einem viereckigen Blatte, der Rhamnus crenulatus, die Cacalia clinea, der Cactus opuntia, Datura, Brionea, Convolvulus, Hypericum, der Fingerhut, der Klee und verſchiedene andere Grasarten befanden, die überall ſehr häufig gefunden wurden; die wenigſten von dieſen Pflanzen ſind jedoch ſelten, oder ſonſt beſonders merkwürdig; und ich führe ſie hier bloß an, um dem Leſer im Allgemeinen eine Ueberſicht von den Produkten des Landes zu geben.

Wir waren ſchon bis in die Nähe des großen und fruchtbaren Thales, in welchem die Stadt und der Seehafen Oratava liegen, hinuntergeſtiegen, ohne auch nur den Hauptzweck unſerer Reiſe, den Piko von Teneriffa, noch mit einem einzigen Blicke geſehen zu ha-

ben, als sich auf einmal die Wolken zertheilten und sein unermeßlich hoher und wunderbar geformter Gipfel plötzlich vor unsern Augen stand, und zwar dergestalt, daß er weit über das dünne Gewölke, das noch in der Luft schwebte, emporragte. Dieses Gewölke wurde entweder durch die Verschiedenheit seiner eigenen specifischen Schwere oder durch die anziehende Kraft der Elektricität an verschiedenen Orten in dichtern Massen zusammen geballt und blieb schichtenweise, gleich eben so vielen Gürteln, die sich um den Berg herum zogen, in der Mitte desselben schweben. Es kann nichts Majestätischeres gedacht werden, als dieser unermeßliche Kegel, der allmählich in eine Spitze zuläuft und mit derselben den azurblauen Himmel zu unterstützen scheint; nichts übertrifft aber auch an pittoresker Schönheit den untern Theil dieses unermeßlichen Berges, der sich nach und nach in die Ebene verliert und sich in kaum bemerkbaren Abhängen bis an die Meeresküste hin erstreckt. An dem Fuße desselben liegt die schöne Stadt la Villa d'Oratava und eine gute halbe Stunde weiter hin der Seehaven El Puerto d'Oratava. In der erstern wohnt der größte Theil von den Grandes der Inseln, an deren Vorfahren ursprünglich die Ländereien ausgetheilt wurden, und die noch heut zu Tage einen außerordentlichen Werth darein setzen, daß ächtes castilianisches Blut in ihren Adern fließt. Es befinden sich in der Stadt eine Menge Kirchen und Klöster und rings umher ist sie mit Weinbergen und mit den anmuthigsten Baumgärten umgeben. Zu dem blühenden Zustande der Seehaven=Stadt dieses Namens tragen sechs Familien von englischen Kaufleuten,

die daselbst wohnen, nicht wenig bei; sie scheint ganz eben so groß, als die andere, eigentliche Stadt zu seyn, und auch eben so viele Kirchen und Klöster zu besitzen.

Es werden jährlich zwischen 15 und 20,000 Pipen Wein auf der Insel gewonnen, von denen der größere Theil um den Preiß von 10 bis 12 Pfund Sterling die Pipe nach London verkauft wird, wo man ihn, wie man versichert, in Madera-Wein umwandelt, ob er diesem gleich in seinem ursprünglichen Zustande an Güte wenig oder gar nichts nachgiebt. Die Verwandlung dieses Weines und einiger Sorten von spanischen Weinen in Madera-Wein macht es übrigens begreiflich, wie in England eine größere Quantität von so genanntem Madera-Wein getrunken werden kann, als überhaupt jährlich aus dieser Insel ausgeführt wird. Die Trauben auf der Insel Teneriffa sind ganz von der nämlichen Art, wie die zu Madera, und der Grund und Boden ist ebenfalls vulkanischer Natur; allein durch die höhere und gleichförmigere Temperatur der Luft, die auf der letztern Insel statt hat, erhalten daselbst die Trauben eine größere Quantität von Zuckerstoff; und hierdurch wird der Wein, eben so wie die verschiedenen Kap-Weine, mit dem Alter immer süßer. Bei der Qualität des Weines hängt jedoch auch sehr Vieles von der Sorgfalt ab, womit beim Auslesen und Keltern der Trauben zu Werke gegangen wird. Der hohe Preiß, der für den ächten, guten Madera-Wein an Ort und Stelle selbst bezahlt wird, muß natürlicher Weise die Besitzer der Weinberge aufmuntern, auch mehr Arbeit und Sorgfalt auf den Anbau der-

selben zu verwenden, als die Eigenthümer der Weinberge auf Teneriffa zu thun im Stande sind. Die erstern geben sich sogar die Mühe, die vorzüglich gesunden und vollkommen reifen Trauben eine nach der andern sorgfältig auszulesen und sie auch besonders zu keltern; die vorzüglichern Eigenschaften, die dieser Wein bekanntermaßen besitzt, müssen daher auch hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Most weit reiner und von einer weit homogenern Natur ist, als der von irgend einem andern Weine.

In der Abenddämmerung hielten wir unsern Einzug in die Haven-Stadt von Oratava, und zwar im vollen Galopp, wie es der Wohlstand in diesem Lande mit sich zu bringen scheint; denn von unserer eigenen freien Wahl hieng dieses schnelle Reiten durchaus nicht ab, sondern es blieb uns nichts übrig, als so fest wir konnten auf unsern Maulthieren zu sitzen und uns ganz leidend zu verhalten. Uns den Treibern zu widersetzen, wäre vergebens gewesen, denn sie stachen die kleinen Thiere mit ihren langen Spießen beständig in die Seiten und schrieen und jauchzten und lärmten dabei auf eine solche Art, daß, als wir durch die Straßen hindurch jagten, die Gitterfenster an allen Häusern aufflogen; mehrere unter uns, die keine geübten Reiter waren, spielten hierbei freilich eine höchst klägliche Rolle! Damit auch ja kein Theil der Stadt des Vergnügens beraubt werden möchte, wenigstens etwas von unserem stattlichen Zuge zu sehen, so trennten uns die Schurken von einander; wir mußten natürlicher Weise glauben, daß sie es absichtlich thaten, da einige von ihnen in die

eine Straße, andere in eine zweite und noch andere in eine dritte mit mehreren von uns hinein jagten, und wir schlechterdings nicht wußten und nicht begreifen konnten, was sie eigentlich vor hatten, und wo sie mit uns hin wollten. Endlich langte der Doktor Gillan, Herr Maxwell und ich an einem großen, schön aussehenden Hause an, das einen viereckigen Hof hatte, der, wie in England die Gasthöfe, rings umher mit Gallerieen eingefaßt war, so daß wir auch wirklich nicht anders glauben konnten, als daß uns die Maulthiertreiber in einen Gasthof geführt hätten. Der Doktor gieng daher ohne alle Ceremonie in das erste beste Zimmer hinein, und erkundigte sich frisch weg, wo der Wirth wäre? Hierauf kam ein Herr zum Vorschein, dessen ganzes Aeußere, so wie dessen Art sich zu benehmen, den Doktor auf den Gedanken brachte, daß er sich vielleicht geirrt haben könnte; er fieng daher an sich in französischer Sprache sehr höflich zu entschuldigen, allein der Herr nahm ihn bei der Hand und unterbrach ihn mit den Worten in englischer Sprache: „Machen Sie keine weitern Umstände, mein Herr! jeder Engländer ist in meinem Hause willkommen, und alles, was ich besitze, steht Ihnen zu Diensten." — Es zeigte sich nunmehr, daß es eben der Herr Little war, an den wir Empfehlungsbriefe bei uns hatten, und in der Folge erfuhren wir, daß die sämmtlichen Maulthiertreiber von Herrn Rung, dem englischen Consul in Santa-Cruz, die bestimmte Anweisung erhalten hatten, in was für Häuser sie jeden von uns bringen sollten; dies löste uns nun auch das Räthsel auf, warum sie uns bei dem Einzug in die Stadt von einander getrennt hatten.

Das Erste, was wir nunmehr zu thun hatten, bestand darin, daß wir uns nach der Art erkundigten, wie wir den Piko besteigen könnten; zu unserem großen Leidwesen mußten wir jedoch sogleich erfahren, daß hierzu die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt und der Gipfel des Berges schon mit Schnee bedeckt wäre. Herr Little hatte jedoch die Gefälligkeit, noch den nämlichen Abend zu mehrern Führern in der Stadt zu schicken, und sie in sein Haus holen zu lassen, damit wir bei ihnen selbst genaue Erkundigung darüber einziehen könnten. Allein auch diese gaben uns wenig Trost, und viele von ihnen versicherten gerade zu, daß die Unternehmung in dieser Jahrszeit mit so vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren verbunden wäre, daß sie sich durchaus nicht darauf einlassen könnten. Wir waren jedoch fest entschlossen, wenigstens einen Versuch zu wagen, und es glückte uns auch endlich, zwei Führer zu bereden, mit uns zu gehen; einer von ihnen war ein unmittelbarer Abkömmling von den ursprünglichen Einwohnern der Insel, die unter dem Namen der Guanchen bekannt sind. Er war ein großer, muskulöser Mann, der, ob er gleich schon 60 Jahre zurück gelegt hatte, doch noch vollkommen gerade einher gieng und sehr stark und thätig war; er hatte eine blasse Gesichtsfarbe, starke hervorragende Backenknochen, eine etwas platte Nase, ziemlich dicke Lippen und lange, schwarze Haare. Da man zu einer Reise auf den Piko immer zwei volle Tage rechnet, so mußten wir nothwendiger Weise einige Anstalten treffen, um die Nacht auf dem Berge zuzubringen. Ein Zelt war in ganz Oratava nicht zu bekommen; dagegen borgte uns aber der

Eigenthümer einer Brigge, die eben im Haven lag um Wein zu laden, ein altes Segel, und außerdem brachten wir noch so viele Ueberröcke, Mäntel und Decken zusammen, als wir zu unserer Absicht nöthig zu haben glaubten. Herr Little verschaffte uns frische Maulthiere und versorgte uns mit einer großen Menge von kaltem Geflügel, Schinken, Wein und andern Arten von Lebensmitteln.

Den andern Tag um 12 Uhr traten wir zum großen Erstaunen der Einwohner, die uns überall die tollen Engländer nannten, unsere Reise auf den Berg an; der ganze Zug bestand aus 19 Maulthieren und Kleppern, eben so vielen Treibern und aus zwei Wegweisern. Wir ließen die eigentliche Stadt Orataba zur linken Hand liegen und stiegen auf einem steinigen Fußpfade, der sich an dem Rande einer tiefen, durch herabstürzende Bergwasser entstandenen Schlucht, die durchweg mit einem dichten Walde von großen Kastanienbäumen angefüllt war, hinzog, immer fort das Gebirge hinauf. Der Boden war überall mit einem niedrigen Gesträuche bedeckt, das jedoch an einigen Stellen, um es zum Brennholz zu brauchen, an andern aber um den Boden urbar zu machen, weggehauen war. Die einzelnen Hütten, die hin und wieder in den Gebüschen standen, belebten die Scene und gaben ihr ein wunderbar romantisches Ansehen. Der Gipfel des ersten Berges, den wir erstiegen, war eine Ebene von so beträchtlich großem Umfange, daß wir eine volle Stunde brauchten, um sie zurück zu legen; sie war dabei durchweg mit einem dichten Buschwerk

bedeckt, das aus hohem und äußerst üppigem Immergrün, einer Art von Lorbeerbäumen, zwei Arten von Rhamnus oder Kreuzdorn, einem Cactus, einer Euphorbia, einem strauchartigen Hypericum, zwei oder drei Arten von Winden und noch einigen andern kriechenden Pflanzen bestand; am häufigsten fanden wir jedoch eine Art von Heidekraut, und das Vaccinium nigrum oder die schwarze Heidelbeere. Wegen der beständig grünen Decke, womit der Boden geschmückt ist, hat dieser Berggipfel nicht mit Unrecht den Namen des grünen Berges erhalten.

Von hieraus gewann jedoch der Weg ein durchaus verschiedenes Aussehen, denn er gieng nunmehr nicht nur sehr steil aufwärts, sondern bestand auch größtentheils aus einzelnen Lavastücken, zwischen denen keine Spur von Vegetation, außer nur aus der niedern Klasse der kryptogamischen Gewächse, zu finden war. Wir sahen hier auch eine große Menge von wilden Ziegen, auf die wir zwar unsere Gewehre abfeuerten, aber keine davon trafen. Da der Schatten des Piko sich über den rauhen Rücken der Berge gegen Osten zu hindehnte, während die ganze entgegengesetzte Meeresküste von Oratava an bis beinahe nach Santa-Cruz mit ihren zahlreichen Dörfern, von den Stralen der westlichen Sonne noch stark erleuchtet war, so wurde hierdurch die ganze Landschaft so malerisch schön beleuchtet, daß man sie nicht ohne Entzücken ansehen konnte. Wir stiegen immerfort auf einer Art von Fußpfade von Felsen zu Felsen und längs dem Rande von

schrecklichen Abgründen empor, bis um 7 Uhr des Abends, wo wir auf einmal bemerkten, daß die Wolken, von denen bisher die Mitte des Pico umringt gewesen war, mit einer auffallenden und wunderbaren Schnelligkeit an den Seiten des Berges hinunter rollten. Der Thermometer stand um Mittag, als wir Oratava verließen, auf 76°, und nunmehr war er bis auf 45° herab gefallen. Die Führer fiengen an besorgt zu werden, und versicherten uns, daß, wenn wir noch höher hinauf stiegen, der Sturm, der im Anrücken begriffen wäre, uns überwältigen und gewaltsam zu Boden werfen würde. Wir faßten daher den Entschluß Halt zu machen, und die Nacht unter einem herüberhängenden großen Felsen zuzubringen, in dessen Nähe der Boden mit einer Menge von Cytisus foliosus und von dem Spartium nubigena, einer Art von Ginster, überall bedeckt war. Der erstere lieferte uns, so grün er auch war, ein gutes Brennmaterial, und das letztere diente uns zu einer Streu, auf der wir schliefen. Das alte Segel vertrat hierbei die Stelle einer Bettdecke, allein es währte nicht lange, so war dasselbe tropfnaß und der Fahrenheitsche Thermometer sank bis auf 40° herab. Die Maulthiertreiber hatten in der Mitte eines von Felsen eingefaßten und mit strauchartigen Pflanzen bedeckten Platzes ein Feuer angezündet, das hoch empor loderte und durch seine knisternde Flamme während des tobenden Sturmes und der dichten Finsterniß, die uns umringte, eine erhabene und wirklich feierliche Wirkung hervor brachte; das Romantische dieses Schauspiels wurde noch dadurch, daß die

Maulthiertreiber und Wegweiser in vollem Chore die mitternächtliche Hymne auf die heilige Jungfrau sangen, beträchtlich erhöht.

Der anbrechende Morgen gab uns nur wenig Hoffnung, daß das Wetter sich zu unserem Vortheile ändern würde. Die Wegweiser äußerten einen bestimmten Widerwillen, noch weiter vorwärts zu gehen, und in diesem Mangel an gutem Willen wurden sie von dem größern Theile unserer eigenen Reisegefährten, die von Kälte und Nässe erstarrt, von Müdigkeit erschöpft und wirklich ernstlich krank waren, noch mehr bestärkt. Vier von uns beschlossen jedoch ihr Vorhaben nicht sobald aufzugeben; wir beredeten unsere Maulthiertreiber und auch einen von den Wegweisern uns ferner zu begleiten, und fiengen an, den Berg noch höher hinauf zu steigen. Je weiter wir aber in die Höhe kamen, desto heftiger wurde der Sturm und desto mehr nahm der Regen überhand. Wir erreichten endlich eine Ebene, die so groß war, daß wir das Ende derselben nicht erblicken konnten, und die mit großen, unförmlichen Lavablöcken, welche wahrscheinlich aus dem Krater auf der Spitze des Piko heraus geschleudert worden waren, hin und wieder bedeckt war. Die Maulthiertreiber, die es zu wiederholten Malen bald durch Zureden, bald durch Drohungen dahin zu bringen gesucht hatten, daß wir den Rückweg wieder antreten möchten, kamen endlich wirklich auf den Einfall, uns zu verlassen. Der Thermometer lag auf 36°, und die Maulthiere fiengen an eben so ungehorsam und störrisch zu werden, als ihre

Treiber, die eben von uns weggegangen waren. Der Sturm wehte mit einer so furchtbaren Gewalt, daß es im strengsten Verstande unmöglich war, weiter vorwärts zu kommen; der Dr. Gillan wurde mit seinem Maulthiere an den Rand eines Abgrundes hingetrieben, in welchen beide unvermeidlich hinunter gestürzt wären, wenn sich nicht das Thier noch zum großen Glücke auf die Erde nieder geworfen hätte. Wir stiegen daher sämmtlich von unsern Maulthieren ab, banden diese alle an einander, und suchten zu Fuß durch dieses Thal hindurch zu gehen, das uns unmittelbar an den Fuß des großen Kegels zu führen schien. Die ganze Oberfläche des Thales war jedoch so hoch mit Bimssteinen und Asche überdeckt, daß wir bei jedem Schritte bis an die Knöchel hinein fielen; hierzu kam auch noch ein ganz unerträglicher Staub und ein solcher erstickender Schwefelgeruch, daß wir es schlechterdings nicht mehr aushalten konnten. Wir mußten alle Hoffnung, weiter vorwärts zu kommen, aufgeben; der Thermometer stand auf 30°, der Sturm nahm immer mehr überhand, und wir mußten endlich wieder an den Ort zurückkehren, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Hier trockneten wir ein wenig unsere Kleider und nahmen einige Nahrung zu uns; hierauf bestiegen wir wieder unsere Maulthiere, und kamen bei einem so furchtbaren Regen, wie ich in meinem Leben keinen gesehen habe, innerhalb 5 Stunden nach Oratava zurück, wo es zu unserem großen Erstaunen während der ganzen Zeit unserer Abwesenheit auch nicht einen einzigen Tropfen geregnet hatte. Auf den Abend gab uns einer von den englischen Kaufleuten in sei-

nem Hause einen Ball, um uns einigermaßen für das ausgestandene Ungemach und die fehlgeschlagene Hoffnung zu entschädigen.

Nach dem Stande des Quecksilbers in dem Barometer betrug die Höhe von demjenigen Punkte des Berges, wo wir die Nacht zugebracht hatten, 6030 Fuß, und das mit Bimssteinen und Asche bedeckte Thal mochte ungefähr noch 2500 Fuß höher seyn. Die ganze Höhe des Piko von der Ebene von Oratava an, beträgt nach den besten Beobachtungen zwischen 13 und 14,000 Fuß. Obgleich diese Höhe weit beträchtlicher ist, als sie in der Mitte eines Kontinents in der nämlichen Breite erforderlich ist, um Alles in ewigem Eis und Schnee erstarrt zu halten, so bleibt doch auf dem Gipfel des Piko, weil sich derselbe unmittelbar aus der Ebene empor hebt, und rings umher von dem Meere umgeben ist, der Schnee nicht länger als von dem November bis zu Ende des Aprils liegen. An dem Fuße des alleroberſten Kegels befinden sich mehrere große Höhlen, in welche die Bauern bei dem Anbruche des Frühlings große Massen von Eis und Schnee wälzen, und aus denen nachher den ganzen Sommer hindurch die Insel mit Eis versorgt wird.

Ein anderer Wunsch, der einen von den wesentlichsten Zwecken unserer Reise ausmachte, nämlich eine oder mehrere von den Höhlen zu besuchen, in welche die ursprünglichen Einwohner der Insel ihre Todten beizusetzen pflegten, hatte eben so wenig einen glücklichen Erfolg. Die meisten Engländer, die wir daselbst sprachen, versicherten uns,

daß sie zwar solche Leichname gesehen hätten, aber niemals so glücklich gewesen wären, Jemand zu finden, der ihnen die Hölen selbst oder auch nur die Gegend, wo sich dieselben befänden, hätte zeigen können. Alle Nachforschungen, die wir deshalb bei den Einwohnern selbst anstellten, bestanden in einer Reihe von Widersprüchen; nicht als wenn sie die Absicht gehabt hätten, uns zu hintergehen, sondern wir machten, indem wir uns mit einer Menge Fragen an einfältige und ununterrichtete Menschen wendeten, die nämliche Erfahrung, die der Dr. Johnson in Rücksicht der Hochländer gemacht hat, daß nämlich ein solcher unermüdeter Frager, durch eine Art von intellectuellem Rückgang, desto weniger weiß, je mehr er hört. Es ist übrigens immer noch besser, von einfältigen Leuten durch einfältige Erzählungen hingehalten, als durch absichtliche Bosheit irre geführt zu werden. Denon konnte durch den alten Scheik nicht hintergangen werden, der ihn, als er eben einige große Ruinen in Oberägypten abzeichnete, fragte, ob wohl die Engländer oder die Franzosen diese gigantischen Denkmäler erbauet hätten? Die Einfalt eines Schäfers, in der Gegend von Salisbury, die mich einmal bei einem Besuche in jener Gegend in hohem Grade belustigte, war ganz von der nämlichen Art, wie die von dem arabischen Scheik. „Dies ist ein sehr altes Gebäude, mein Freund!" sagte ich zu ihm. „Ja wohl, Herr! gab er zur Antwort, ich kenne es nun schon volle 20 Jahre, und es sieht noch gerade so aus, als wie ich zuerst ins Land kam."

Die Leichname der Guanchen, die man in den Höhlen findet, sollen, wie man versichert, durchaus keine Art von besonderer Zubereitung erhalten haben, sondern bloß allein in Ziegenfelle dicht eingewickelt worden seyn. Die Atmosphäre auf der Insel besitzt aber einen solchen Grad von Trockenheit, daß überhaupt alle thierischen Körper dadurch, daß aller Saft nach und nach aus denselben verdünstet, endlich in einen Zustand der vollkommensten Vertrocknung gerathen. Dies scheint daher auch bei jenem Volke die allgemein gewöhnliche Art gewesen zu seyn, wie sie ihre Todten zu begraben pflegten. — Heut zu Tage ist von diesem Volke nur noch eine sehr geringe Anzahl übrig, und sie beläuft sich auf der ganzen Insel vielleicht nicht mehr über ein Dutzend. So unvollständig und parteiisch die Nachrichten sind, welche die Eroberer der Insel uns von diesen ursprünglichen Bewohnern derselben hinterlassen haben, so stimmen sie doch alle darin überein, daß sie ein tapferes, großmüthiges, treues und gut gesinntes Volk gewesen sind. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, dem sie auf hohen Bergen die besten Gaben, die sie besaßen, nämlich Milch von ihren Schaafen und ihren Ziegen, als Opfer darbrachten. Ihre Zeit, und die bei ihnen vorgefallenen wichtigen Begebenheiten, berechneten sie nach Mondwechseln. Der Gebrauch des Eisens war ihnen gänzlich unbekannt, und sie hatten keine andern Waffen, womit sie sich den Europäern, als diese in ihr Land eindrangen, entgegen setzten, als große Knüttel und Steine, welche letzteren sie aber mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und einer unglaublichen

Stärke geschleudert haben sollen. Sie wohnten in steinernen Häusern, die ohne Zuthat von Kalk, Lehm oder irgend einer Art von Mörtel, aber dennoch sehr schön erbaut waren. Ihre Regierung war sehr ordentlich eingerichtet; sie besaßen bestimmte Gesetze und eine regelmäßige Rechtspflege, und es hatte sogar unter ihnen eine gewisse Abstufung des Ranges statt. Uebrigens führten sie ein vollkommenes Hirtenleben, ob ihnen gleich auch der Ackerbau nicht ganz fremd war. Sie besaßen sehr beträchtliche Heerden von Schaafen und Ziegen, und auch eine große Menge von Schweinen. Ihre Kleidung bestand in Ziegenfellen, welche mit den in Fäden gespaltenen Sehnen des nämlichen Thieres zusammen genähet waren. Die Frauenspersonen trugen auch Schuhe und Mützen von eben solchen Häuten, und die letztern waren mit kleinen einschaaligen Muscheln verziert. Sie fanden wie die Kaffern und Hottentotten, ein vorzügliches Vergnügen daran, in Mondhellen Nächten in einem Kreise herum zu tanzen und dabei zu singen; durch Klatschen mit den Händen und durch Stampfen mit den Füßen gaben sie dabei den Takt an. Auch pflegten sie, eben so wie die genannten Völker, dadurch ihr Feuer anzuzünden, daß sie die Spitze eines kleinen Stockes mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit auf einem andern hin und her rieben. Sie besaßen thönerne Gefäße, in denen sie ihre Milch aufbewahrten, und worin sie auch ihr Getraide rösteten; dieses letztere war wahrscheinlicher Weise nichts anders, als Mais, ob es gleich in den ältesten Beschreibungen der Insel Gerste genannt wird. Den

Wurzeln des Polypodium oder der Steinwurz, die sie an der Sonne trockneten und alsdann zwischen zwei Steinen zermalmten, bedienten sie sich, um ihre Milch dadurch dick und gerinnen zu machen. Auch besaßen sie eine große Menge von Honig, süße Pataten, Wicken und Kastanien; durch den wilden Oelbaum, den Kreuzdorn und die Heidelbeerstaude bekamen sie Beeren in Menge, während ihnen auch der bei ihnen einheimische Feigenbaum und einige Sorten von Birnbäumen sehr angenehme und kühlende Baumfrüchte lieferten. Diese glücklichen Einwohner der glückseligen Inseln waren in einem solchen Grade unbefangen und unschuldig und schöpften so wenig Verdacht, als die Europäer, durch die sie in der Folge aller ihrer Habe auf eine so schmähliche Art beraubt wurden, zuerst auf ihrer Küste landeten, daß sie ihnen vielmehr selbst dabei behülflich waren, und sie auf alle mögliche Art unterstützten. Als sogar der berühmte Räuber jener Zeit (denn einen andern Namen verdient er in der That nicht,) Johann von Betancour, ein Franzose, den Plan entwarf, die canarischen Inseln in der wohlwollenden Absicht, die daselbst wohnenden Ungläubigen zum Christenthume zu bekehren, gänzlich zu unterjochen, so halfen ihm die harmlosen Einwohner bei dem Baue der nämlichen Festungswerke, durch die sie und ihre gesammte Nachkommenschaft in Sklaverei und in das tiefste Elend versetzt und zuletzt sogar ganz von der Erde vertilgt werden sollten. Die Abkömmlinge von den wenigen unter ihnen, die sich mit den Eroberern vermischten, haben heut zu Tage fast alle charakteristischen Züge ihres Ursprungs gänzlich verloren;

es ist aber noch sehr zu bezweifeln, ob durch diese Vermischung mit einer andern Nation ihre Rasse wirklich verbessert worden ist!

Der Zustand, worin sich die große Masse von den Bewohnern dieser Insel befindet, scheint ungefähr der nämliche zu seyn, wie der von den Einwohnern von Madera; er könnte, ungeachtet der geringen Aufmunterung, die ihnen von Seiten der großen Güterbesitzer zu Theil wird, doch unstreitig weit besser seyn, wenn sie keinen solchen Widerwillen gegen die Arbeit hätten. Die ersten Nothwendigkeiten des Lebens sind übrigens hier weder so zahlreich, noch auch so dringend, als in kältern Ländern, wo z. B. Kleidung und Brennmaterialien so unentbehrlich nöthige Dinge sind, daß sie unter die ersten Bedürfnisse des Lebens gerechnet werden müssen. Hier hingegen macht eine Jacke von grobem wollenem Zeuch, ein Paar Hosen von Segeltuch und ein Schnupftuch, das um den Kopf herum gebunden wird, oder auch zuweilen ein elender Hut, den gesammten Anzug von dem größten Theile der Bauern aus. Die meisten kleinen Krämer und Handwerker lassen sich aus Eitelkeit Borten auf ihre Kleider setzen, denn hierdurch erhalten sie auch das Recht, einen Degen tragen zu dürfen. Der Anzug der Frauenspersonen von der geringern Klasse ist beinahe ganz der nämliche wie auf der Insel Madera. Vornehmere Frauenspersonen bekamen wir nur wenige zu sehen, denn diese gehen äußerst selten aus, und alsdann sind sie gewöhnlich verschleiert, oder, um mich bestimmter auszudrücken,

halb verschleiert, denn meistentheils lassen sie eines von ihren schönen schwarzen Augen unverhüllt, und zuweilen auch, als wenn es aus Zufall geschähe, das ganze Gesicht; dies thun sie besonders, wenn sie merken, daß sie von Fremden beobachtet werden. Durch ihre beständig eingeschlossene Lebensart bekommen sie fast ohne Ausnahme eine blasse, kränkliche Gesichtsfarbe, aber dabei haben sie alle schöne schwarze Augen und Perlen gleiche Zähne. Wenn sie bei besondern Gelegenheiten in ihrem vollen Staate erscheinen, so tragen sie lange, weit herabhängende Schleier von einem dünnen, weißen Seidenzeuche und spanische Mäntel von scharlachrothem Tuche, die reich gestickt und mit goldenen Tressen besetzt sind. Ihre gewöhnliche Hauskleidung besteht in einem Rocke und einem kurzen Jäckchen, wobei ihre langen schwarzen Haare in ein Netz zusammen gebunden über den Rücken hinunter hängen. Die Kappenmäntel, welche die mittlere Klasse trägt, sind von feinem englischem, schwarz gefärbtem Flanell, wovon sich zu Salisbury eine sehr beträchtliche Manufaktur befindet, deren sämmtliche Fabrikate über Lissabon und Cadix nach den spanischen und portugiesischen Kolonieen geschickt werden. Eine große Anzahl der Frauenspersonen auf der Insel sind verurtheilt, Nonnen zu werden und ihr Leben in Klöstern zuzubringen, deren es in allen Städten, und selbst auch in den Dörfern eine Menge giebt; die jüngern Söhne der reichen Güterbesitzer werden gewöhnlich ebenfalls für die Kirche erzogen, so daß der Name der Familie und die Güter nur durch den ältesten Sohn fortgeerbt werden.

Der Einfluß der Geistlichkeit auf Teneriffa ist außerordentlich groß, und erstreckt sich über alle Angelegenheiten des häuslichen Lebens; diese Gewalt wird besonders durch die Schrecken der heiligen Inquisition befestiget und verstärkt. Dieses verderbliche Gericht verhindert überall, wo es existirt, jede freimüthige und offenherzige Mittheilung der Gesinnungen, auch sogar unter den vertrautesten Freunden und nächsten Anverwandten. Die spanischen Kolonisten führen wirklich beinahe ein eben so einsames, ungesellschaftliches Leben wie die Türken; sie sehen ihre nächsten Nachbarn selten anders, als in Vespern und Messen. Der größere Theil des Tages wird von ihnen zu Hause im Müßiggange zugebracht; auch lesen sie nichts anders, als ihre Bibel, ihr Meßbuch, und allenfalls die wunderthätige Geschichte Unserer lieben Frau von Candelaria, der Schutzpatronin der Insel, deren Bildsäule in einer Kapelle, ungefähr zwei teutsche Meilen südwärts von Santa-Cruz, aufgestellt ist und mit einem außerordentlichen Reichthum von Gold, Silber und kostbaren Steinen verziert seyn soll. Die Kapelle ist an der Küste des Meeres über einer Höhle erbaut, in welche diese Dame sich mit einem brennenden Lichte in der Hand gestellt haben soll, um den Spaniern, als sie zuerst auf der Insel landeten, den rechten Weg in den Haven zu weisen. Ihr haben es daher diese einzig und allein zu verdanken, daß es ihnen geglückt ist, die wilden Bewohner der Insel zum Christenthum zu bekehren.

Wir erkundigten uns nach Büchern, konnten aber weder zu Santa-Cruz, noch zu Laguna, noch auch

in einem von den beiden Oratava irgend eines zum Verkauf finden; endlich erfuhren wir, daß durchaus kein Buch auf die Insel gebracht und noch weniger daselbst verkauft werden darf, wenn es nicht vorher durch einen besondern Beamten der Inquisition untersucht worden ist. Allein ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, die von diesen frommen Männern zur Erhaltung der Reinheit der Sitten getroffen werden, und troz aller Strenge, womit die geistlichen Gerichte dabei zu Werke gehen, ist dennoch die Moralität des Volkes äußerst verdorben, und die Fälle von gesetzwidrigem Umgang zwischen beiden Geschlechtern sind so häufig, daß man ein eigenes Gesetz hat erlassen müssen, nach welchem jedes junge Paar, das zu irgend einer Zeit oder bei irgend einer Veranlassung mit einander allein gewesen zu seyn überführt wird, sogleich verbunden ist, sich zu heurathen. Die Einwohner haben den allgemeinen Glauben, daß die verderblichen physischen Folgen, welche die Ausschweifungen in der Liebe nach sich ziehen, schon in ihrer aller Konstitution liegen und bei ihnen erblich sind, so daß daher wenige Familien von diesen schrecklichen Wirkungen ganz frei bleiben können. Eben so giebt es auch sehr wenige unter ihnen, die nicht mit der Krätze behaftet wären; ja sogar der Aussatz ist bei ihnen nichts Ungewöhnliches, und scorbutische Krankheiten sind allgemein auf der Insel im Gange. Ihre Hautkrankheiten schreiben sie dem häufigen Genuße von Fischen zu, allein der wahre Grund davon mag wohl eher darin liegen, daß sie, so wie die obigen Uebel, von Vater auf Sohn fortgeerbt werden, und daß der Ausbruch derselben durch ihre träge Lebensart, durch gänzlichen Mangel an Bewegung, und, was das

Vorzüglichste ist, durch eine gänzliche Vernachlässigung aller Reinlichkeit erleichtert und befördert wird. Die Meinung übrigens, daß der häufige und übermäßige Genuß von Fischen zur Unterhaltung dieser Krankheiten beitrage, hat den guten Bischof von den canarischen Inseln bewogen, wegen der strengen Beobachtung sowohl der großen Fasten, als auch der übrigen Fasttage gewissermaßen eine Dispensation zu ertheilen; er hat daher verordnet, daß statt der in dieser Zeit sonst gewöhnlichen Entsagungen und Einschränkungen in Rücksicht der Nahrungsmittel eine gewisse Anzahl von Pater noster und Ave Maria's, mitten auf dem großen Marktplatz öffentlich gebetet, hinreichend seyn sollte. Dieser Prälat, der sich gewöhnlich zu Palmas auf der Insel Groß-Canaria aufhält, ist übrigens ein äußerst würdiger Mann; seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf nicht weniger als 10,000 Pf. Sterling, und diese soll er nicht nur größtentheils zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden verwenden, sondern sich auch durch seine übermäßige Wohlthätigkeit nicht selten in dem Fall befinden, daß er, bis seine Einkünfte fällig sind, Geldsummen von seiner Dienerschaft oder andern Personen zur Bestreitung seiner eigenen Bedürfnisse borgen muß.

Die Unterhaltung einer außerordentlich großen Menge von Geistlichen ist für die Bewohner der Insel eine sehr drückende Last. Außer den gewöhnlichen Almosen, milden Gaben, Vermächtnissen und andern außerordentlichen Beiträgen müssen sie auch der Geistlichkeit den Zehnten von dem ganzen Ertrag ihrer Ländereien entrichten; von die-

sem erhält jedoch die Krone den dritten Theil, der ihr von dem Papste zugestanden worden ist. Von allen aus- und eingeführten Waaren wird ebenfalls eine Abgabe an die Krone entrichtet; mit dem Tabak aber hat der König den Alleinhandel und die Ein- und Ausfuhr, so wie auch der Anbau desselben ist den Einwohnern bei schwerer Strafe verboten. Auch mit einem kleinen, dem Anscheine nach unbedeutenden Kräutchen, dem Lichen Rochella, das gewöhnlich Orchella genannt und zum Rothfärben der Seidenzeuche gebraucht wird, hat die Krone den Alleinhandel. Es ist eine außerordentliche Vergünstigung von Seiten der Krone, daß die sehr geringe Quantität Seide, die auf Teneriffa gewonnen wird, daselbst zu Handschuhen und Strümpfen verarbeitet werden darf. Der Anbau des Zuckerrohrs ist nicht verboten, weil ohnehin dieser Zweig der Kultur hier keinen großen Vortheil abwirft; dagegen ist aber auf dieser Insel der Anbau und die Fabrikation von allen solchen Artikeln, die das Mutterland oder seine in einem vorzüglichern Grade begünstigten Kolonieen liefern können, schlechterdings und auf das strengste verboten. Allein ungeachtet dieses Zwanges und aller dieser drückenden Fesseln beläuft sich dennoch der ganze reine Ertrag der sämmtlichen Abgaben und der Monopolien auf allen sieben Inseln zusammen genommen, kaum so hoch, als der jährliche Gewinn eines Londoner Bierbrauers. Bei diesen zahllosen Fesseln aber, die dem Gewerbsfleiße angelegt sind, darf man sich auch gar nicht wundern, daß die Inseln außer ihren Weinen keinen Ueberfluß an Produkten zur Ausfuhr besitzen.

Die vierfüßigen Thiere auf Teneriffa bestehen, außer den schon angeführten Schaafen, Ziegen, Schweinen und Kaninchen, in einigen wenigen Pferden, in Maulthieren, Eseln und Hornvieh; alle Arten von Federvieh aber sind theuer und schwer zu bekommen. Eben so sind auch die Märkte schlecht mit Obst und Vegetabilien versehen. Dies sind die verderblichen Wirkungen, die eine schlechte Regierungsverfassung auf einer der schönsten Inseln, die vielleicht auf dem ganzen Erdboden zu finden ist, hervor bringt, auf einer Insel, die, wenn sie von einem fleißigen, aufgeklärten Volke bewohnt und auf eine verständige Art regiert würde, nicht nur reichlichen Unterhalt für 18 bis 20,000 Familien mehr, als sie gegenwärtig besitzt, sondern auch noch einen großen Ueberfluß von allerlei Arten kostbarer Produkte für die europäischen Märkte, z. B. außer ihren Weinen noch Seide, Baumwolle, Olivenöl und getrocknetes Obst hervorbringen könnte. In allen höheren Gegenden der Insel sollen, wie man mich versichert hat, die Mandelbäume vortrefflich gedeihen, so wie in den Thälern die Kastanienbäume. Die Fischerei der Insel auf der gegenüber liegenden Küste von Afrika könnte ebenfalls in einen weit höhern Flor gebracht, und dadurch ein neuer sehr ergiebiger Handelszweig durch den einzigen Artikel der gesalzenen Fische eröffnet werden. Ob aber gleich der Handel der canarischen Inseln noch einer weit größern Vervollkommnung fähig ist und das Schicksal ihrer Bewohner sehr verbessert, so wie überhaupt die Volksmenge auf denselben beträchtlich vermehrt werden könnte; obgleich ferner diese Inseln allen europäischen Flotten, die nach Indien befrachtet sind, oder auf den

südlichen Wallfischfang auslaufen, gerade im Wege liegen, so sind sie demungeachtet für keine europäische Macht, weder in politischer noch in merkantilischer Rücksicht, von vorzüglicher Wichtigkeit. Sie liegen nämlich noch zu nahe an den Küsten von Europa, als daß es für die Schiffe zuträglich wäre, ihre lange Fahrt nach Indien schon auf denselben zu theilen, und überdies befindet sich auch auf der ganzen Inselgruppe keine einzige sichere Bai und kein Haven für große Schiffe. Der Grund und Boden von den meisten dieser Inseln ist sehr gut und zum Weinbau, so wie auch zur Kultur von verschiedenen Arten von Getraide und Hülsenfrüchten vorzüglich geeignet; das Klima derselben ist auch so vortrefflich, als es vielleicht auf dem ganzen übrigen Erdboden in keinem Lande gefunden wird. Während unsers ganzen, wiewohl nur kurzen, Aufenthaltes daselbst fiel der Fahrenheitische Thermometer weder jemals unter 70° herab, noch stieg er über 76° in die Höhe, sondern stand, im Durchschnitt genommen, immer auf 72°; man versicherte uns auch, daß an den allerheißesten Tagen das Quecksilber selten über 80° hinauf steige, und an den kältesten eben so selten unter 66° herunter falle, so daß die äußersten Extreme von Hitze und Kälte das ganze Jahr hindurch nicht mehr als 14 Grade von einander abweichen. In der Stadt Santa-Cruz, die rings umher mit nackten, vulkanischen Felsen umgeben ist, steigt jedoch die Temperatur zuweilen auf 88°, was aber bloß allein ihrer eingeschlossenen Lage und dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den Felsen zuzuschreiben ist. Diese milde und beständige Temperatur, verbunden mit einer trockenen und elastischen Atmosphäre,

müßte nothwendig auch die glücklichsten Wirkungen auf die physische Beschaffenheit und die körperliche Konstitution der Einwohner hervorbringen, wenn sie nicht wieder durch die eigenthümlichen Sitten derselben vereitelt und zernichtet würden. Unter den Bauern fanden wir jedoch mehrere sehr alte Personen; die Sterblichkeit beläuft sich daselbst nach sicheren Berechnungen auf nicht ganz drei vom Hundert, und da ansteckende Krankheiten, die eine große Anzahl von Menschen auf einmal hinweg raffen, auf diesen Inseln außerordentlich selten sind, so müßte die Bevölkerung derselben schnell und beträchtlich zunehmen, wenn sie nicht durch den beständigen Zug der Einwohner nach den spanischen Kolonieen in Süd-Amerika immer wieder vermindert würde. Die gegenwärtige Anzahl der Einwohner von Teneriffa beläuft sich ungefähr auf 100,000 Seelen.

So wenig die Alten die wahre Lage und Beschaffenheit der canarischen Inseln gekannt haben mögen, so müssen sie doch schon einige Kenntniß von dem glücklichen Klima derselben gehabt haben, weil sie ihnen den Namen der glückseligen Inseln beilegten. Nach der hohen Vorstellung, die sie sich davon machten, darf man sich nicht wundern, daß der römische General Sertorius den lebhaften Wunsch äußerte, entfernt von dem Elende und den Schrecknissen des Krieges auf diesen Inseln, wo die Hand der Tyrannen ihn nicht mehr erreichen könnte, den Rest seines Lebens zubringen zu dürfen. Auch von Plutarch ist noch eine Beschreibung dieser Inseln vorhanden, worin sich derselbe auf folgende Art ausdrückt: „Re-

gen, sagt er, ist auf den glückseligen Inseln eine äußerst seltene Erscheinung; dagegen aber fällt häufig ein so starker Thau, daß der Boden nicht nur dadurch zum Säen und Pflanzen geschickt gemacht wird, sondern daß er auch von selbst die allervortrefflichsten Früchte in einer solchen Menge hervorbringt, daß die Einwohner durchaus nichts zu thun brauchen, als zu genießen. Das Klima derselben ist äußerst angenehm und gesund; der Wechsel der Temperatur ist sehr gering und geschieht auf eine fast unmerkliche Art. Es wird daher auch, setzt er noch hinzu, allgemein dafür gehalten, daß diese Inseln die Elysäischen Felder und der eigentliche Wohnort der Seligen seyen, den Homer mit allem Zauber der Dichtkunst geschildert hat."

Drittes Kapitel.

Die Insel St. Jago.

Gefährliche Lage in einem offenen Boot. — Der sterbende Delphin. — Der Haifisch, die Bonetta und der Albecor. — Der Schwerdtfisch; Beispiele von seiner Schnelligkeit und Stärke. — Experiment mit einer verstopften und in die See versenkten Flasche. — Bemerkungen über das in ein Schleichhändlerschiff verwandelte Schiff des Kapitäns Cook. — Die Achtung, welche die Königin Elisabeth für das Schiff von Drake bewieß. — Stadt und Bai von Praya. — Aussehen der Einwohner. — Beschreibung der Oberfläche der Insel. — Vernachlässigung derselben von Seiten des Mutterlandes. — Produkte von St. Jago. — Lage des dasigen Gouverneurs, — Zustand der Einwohner.

Der Sturm, den wir auf dem Piko von Teneriffa ausstanden, hatte auch mit der nämlichen Heftigkeit zu Santa-Cruz gewüthet. Mehrere von den in der Bai liegenden kleinen Schiffen waren an die Küste geschleudert und andere hinaus in die See geworfen worden; der Hindostan hatte einen von seinen Ankern verloren und einen zweiten zerbrochen, so daß er sich in der größten Gefahr befand, an den Felsen in Stücke zerschmettert zu werden. Als wir daher nach Santa-Cruz zurück kamen, so hatte dieses Schiff schon beinahe die Bai verlassen, und segelte nur noch sehr langsam, um seine Passagiere zu erwarten; da nun das Wetter vollkommen hell und ruhig war, so mietheten wir sogleich ein Fischer-

boot, um uns an Bord desselben zu begeben. Diejenigen unter uns, die zu dem Kriegsschiffe, dem Löwen, gehörten, schifften sich sogleich am Bord dieses letztern ein, weil dasselbe noch in der Bai vor Anker lag. Der Befehlshaber des Hindostan war jedoch unglücklicher Weise der Meinung, daß die sämmtliche Gesellschaft die Nacht über auf dem Löwen bleiben würde, und fuhr daher mit schwachen Segeln immer langsam fort. Unsere Spanier ruderten ungefähr zwei Stunden lang so frisch und munter, als man es nur wünschen konnte; als sie aber merkten, daß wir uns schon außerhalb der Bai in der offenen See befanden und demungeachtet dem Schiffe noch immer nicht im geringsten näher kamen, so fiengen sie endlich an, vom Umkehren zu sprechen. Um sie bei guter Laune zu erhalten, so ergriffen einige von uns selbst die Ruder, und lößten sie in der Arbeit ab, während die andern ihnen mit dem Klang von harten Dollars frischen Muth zu machen suchten. Auf diese Art hatten wir uns abermals eine volle Stunde hindurch abgemartert, als auf einmal einer von unsern Fischern den Mond eine gute Weile unverwandt ansah und endlich bestimmt erklärte, daß in weniger als einer Stunde ein heftiger Sturm ausbrechen würde, und daß sie daher unverzüglich umkehren müßten, wenn sie die Küste noch vor demselben erreichen wollten. Es läßt sich keine unangenehmere Lage denken, als diejenige war, worin wir uns nunmehr befanden; denn der Löwe war unterdessen ebenfalls unter Segel gegangen, und jetzt schon fast eben so weit von uns entfernt als der Hindostan. Das Unglück schwangere Aussehen des Mondes schien den Zauber, den die Musik der Dollars auf eine Zeitlang her=

vorgebracht hatte, gänzlich zerstört zu haben. Es war schon beinahe Mitternacht, der Himmel umzog sich von Minute zu Minute immer mehr, und die See fieng schon an sehr unruhig zu werden. Wir waren daher eben im Begriffe, der Meinung der Spanier, daß es nicht rathsam sey, sich in einem offenen Boote, mitten in der Nacht und wenigstens 10 bis 12 Seemeilen von der nächsten Küste entfernt, einem Sturme Preiß zu geben, beizupflichten, als sich zum großen Glücke der einzige Umstand ereignete, durch den wir noch möglicher Weise aus der fatalen Lage, worin wir uns befanden, gerettet werden konnten; — es trat nämlich eine vollkommene Windstille ein. Noch waren wir zwar außerordentlich weit von dem Schiffe entfernt, allein die Dollars fiengen nunmehr wieder an ihre Wirkung zu äußern, und die anhaltende Anstrengung aller Kräfte, zu der die Spanier durch sie aufgemuntert wurden, brachte uns endlich noch glücklich an Bord.

Innerhalb der Gränzen der Passatwinde, die sich nordwärts von der Linie zuweilen bis zum 28° der Breite erstrecken, ist das Meer so eben und ruhig, daß der Reisende, um sich die Langeweile zu vertreiben, irgend eine Art von Beschäftigung aufsuchen muß; unter den wenigen, die ihm seine Lage verstattet, ist der Fischfang diejenige, auf die er natürlicher Weise zuerst verfallen muß. Durch die Bewegung, die ein so großer Körper wie ein Schiff in dem Wasser hervorbringt, wird immer eine große Menge von den mannichfaltigsten Bewohnern der Tiefe herbei gelockt, die das Schiff Tag und Nacht mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit und oft weit über die Gränzen ihres ge-

wohnten Klimas hinaus begleiten. Der schönste Fisch unter allen, die im Weltmeere herum schwimmen, ist der Delphin (Coryphaena hippurus), wovon wir in dieser Gegend unserer Reise sowohl mit der Angel, als mit der Gabel mehrere fiengen; dies thaten wir nicht sowohl, um unsern Appetit an ihnen zu stillen, denn ihr Fleisch ist keineswegs von vorzüglichem Geschmacke, als vielmehr um unsern Augen das grausame Vergnügen zu verschaffen, die außerordentlich schöne, aber vergängliche, Farbenpracht zu bewundern, die sich während des Todeskampfes dieses Thieres in immer neuen, auf einander folgenden Schattirungen über den ganzen Körper desselben verbreitet. Wenn der Fisch zuerst aus dem Wasser heraus kommt, so ist er durchaus goldfarben, weswegen er auch den Namen Dorado erhalten hat; nach und nach verändert sich aber diese Farbe in alle Farben des Regenbogens, die in unendlicher Mannichfaltigkeit schattirt sind und von jeder Seite betrachtet, verschieden aussehen. Es ist zuverlässig eines der vorzüglichsten unter den prächtigen, aber vergänglichen Schauspielen, welche die Natur uns zuweilen darstellt, das aber weder eine Feder zu beschreiben, noch ein Pinsel zu mahlen im Stande ist. — Der raubgierige Haifisch, dieser Tiger des Weltmeers, geht eben so wie dieses reißende Thier immer allein auf seinen Raub aus. Selten unterläßt er den ihm hin geworfenen Köder zu verschlingen, und es ist daher nicht schwer ihn zu fangen; allein da sein Körper einen ganz unerträglichen Gestank verbreitet, so wird er nur selten auf das Verdeck gezogen. Die gewöhnlichsten unter den Raubfischen, die in diesem Theile des Oceans die Schiffe schaarenweise ver-

folgen, sind zwei Arten von Makrelen, nämlich der Scomber pelamis, der den Matrosen unter dem portugiesischen Namen Bonetta bekannt ist, und der Thynnus, oder Thunfisch, der gewöhnlich Albecor genannt wird. Beide werden gegessen, allein ihr Fleisch hat nicht nur einen sehr starken und unangenehmen Geruch, sondern es ist auch trocken, ganz schwarz, und der allzu häufige Genuß desselben soll zuweilen sehr gefährliche Folgen haben. Der Thunfisch, der in dem mittelländischen Meere gefangen wird, machte zwar bei den Gastmälern der alten Römer ein sehr gewöhnliches Gericht aus, allein dennoch waren sie ebenfalls der Meinung, daß dieser Fisch unter gewissen Umständen giftig wäre. Die Schnelligkeit, womit die Bonetta und der Albecor durch das Wasser hindurch schießen, wenn sie einem Schiffe folgen, das vielleicht 8 bis 9 Seemeilen in einer Stunde zurücklegt, ist nicht zu beschreiben, und wirklich fast unglaublich; das Auge kann ihnen eben so wenig folgen, als dem Laufe eines Blitzstrahles.

Die erstaunende Geschwindigkeit, womit sich manche Fische in einem so dichten Elemente, wie das Wasser ist, fortbewegen können, scheint mehr von ihrem Muskularvermögen, als von der Kraft ihrer Floßfedern herzurühren, und die letztern scheinen nichts dazu beizutragen, als daß sie dem Lauf die gehörige Richtung geben. Einen Beweis hievon giebt uns der Salmen, der sogar mitten in einem Wasserfall zu einer erstaunenden Höhe emporspringen kann, was er mehr durch seine Muskelkraft bewirkt, als durch seine Brustflossen, denn wenn

er die letztern dabei ausbreitete, so würden sie ihm an seinem Sprunge eher hinderlich seyn, als daß sie denselben beförderten. Es giebt aber Beispiele von der erstaunenden Gewalt, welche die Muskeln der Fische besizzen, die noch weit außerordentlicher sind, als der bekannte Salmensprung, und die man, wenn sie nicht durch die glaubwürdigsten Erzählungen außer allen Zweifel gesetzt wären, nothwendig für Erdichtungen der Reisenden halten müßte. Die Seiten von Schiffen, die doch aus dicken eichenen Brettern bestehen, sind oft durch den Rüssel von Schwerdtfischen durch und durch gebohrt worden; dies ist jedoch nicht die gemeine Art von dem Xiphias Gladius, wovon wir einen bei der Einfahrt in die Bai von Porto-Praya antrafen, sondern eine andere weit größere, die zuweilen 20 bis 30 Fuß in der Länge hat und sich durch eine große gefleckte Rückenflosse und durch die gerundete Spitze des Rüssels oder der knochigen Verlängerung der Schnauze, auszeichnet. Van Schouten von Horne erzählt in seiner unterhaltenden Reise um die Welt, die zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gemacht worden ist: daß ein großer Fisch oder vielmehr ein Seeungeheuer, das ein Horn gehabt habe, gleich einem Elephantenzahn, nur daß es nicht hohl gewesen wäre, mit einer so außerordentlichen Gewalt und Stärke gegen das Schiff gestoßen habe, daß das Horn durch drei Breter des Schiffes, wovon zwei aus weichem und eins aus eichenem Holze bestanden, hindurch und noch in die Rippe des Schiffes hinein gefahren sey, wo es jedoch zum großen Glücke der Reisenden abgebrochen wäre. — Im Jahre 1801 kam ein dä-

nisches Schiff nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, das auf der Küste von Brasilien einen Leck bekommen zu haben glaubte; bei genauer Untersuchung fand man jedoch, daß es von einem Schwerdtfisch durchstochen worden, dessen Rüssel ganz durch den Kiel hindurch gedrungen war, wo er auch noch wirklich steckte, weil er in den Bretern dicht an der äußern Seite des Schiffes abgebrochen war. — In dem nämlichen Jahre lief auch ein kleines englisches Schiff in der Tafelbai ein, das in der Südsee einen so heftigen Stoß von einem Schwerdtfische erhalten hatte, daß der knöcherne Rüssel desselben so tief in das Hintertheil eingedrungen war, daß das Steuerruder nicht mehr gehörig konnte gelenkt werden. Durch diese zwei Fälle, die mir selbst bekannt sind, so wie durch das Stück Bret von dem Kiel eines ostindischen Schiffes, welches ebenfalls von dem Schwerdt eines solchen Fisches durchbohrt worden ist, und sich gegenwärtig in dem brittischen Museum befindet, werden offenbar alle Zweifel gehoben, die über einen Gegenstand, der nach dem Zeugniß des ältern Plinius schon vor mehr als zweitausend Jahren bekannt war, in neueren Zeiten erhoben werden konnten.

Das schöne Wetter, das wir auf diesem Theil unserer Reise hatten, und die ruhige spiegelglatte Fläche des Meeres gaben mir Gelegenheit, eine Erscheinung zu untersuchen, die zwar Naturforschern und Seeleuten zur Genüge bekannt ist, und auch von den erstern vollkommen befriedigend erklärt werden kann, aber doch noch keinesweges allgemein geglaubt wird. Ich meine nämlich

das Experiment, daß man eine leere, so fest als möglich mit einem Kork zugestopfte Flasche in eine gewisse Tiefe des Meeres hinunter läßt, wo man dann jedesmal, wann man die Flasche wieder heraus zieht, findet, daß der Korkstöpsel in das Innere der Flasche hineingetrieben worden ist. Um uns von der Richtigkeit dieser Erscheinung selbst zu überzeugen, versenkten wir eine große irdene Flasche, die mit einem schmäler zulaufenden Kork dergestalt fest verstopft war, daß derjenige Theil des Korks, der sich außerhalb der Flasche befand, beträchtlich dicker war, als der Hals der Flasche, in eine Tiefe von 40 Faden oder von 240 Fuß; die zugestopfte Mündung hatten wir noch in geschmolzenes Pech getaucht und alsdann wieder mit Segeltuch sorgfältig umwickelt. Als wir die Flasche wieder herauszogen, so befand sich der Korkstöpsel in dem Innern derselben. In den tropischen Klima's wird die verschlossene Luft durch die Verminderung der Temperatur, die in einer so beträchtlichen Tiefe unter der Oberfläche des Meeres erfolgt, nothwendig verdichtet und verliert alle ihre Reaktionskraft gegen das Gewicht der darüber liegenden Wassersäule, welche mit aller Gewalt auf den Kork niederdrückt, und dadurch diese Erscheinung hervorbringt. In höhern Breiten hingegen, wo die Luft, die in der Flasche verstopft wird, wahrscheinlich sehr kalt ist, während die unter der Oberfläche des Meeres um 8, 10 bis 12° wärmer ist, und wo folglich die vermehrte Elasticität derselben von innenher stärker gegen den Kork wirkt, in solchen Breiten muß die Flasche in eine noch größere Tiefe hinabgesenkt werden, wenn das Experiment gelingen soll.

Vier Schiffe, die von Dünkirchen unter französischer Flagge abgesegelt waren und ein amerikanisches von Nantucket, welche sämmtlich für den südlichen Wallfischfang an den Küsten von Lima und Peru ausgerüstet waren, liefen zu gleicher Zeit mit uns in die Praya-Bai auf der Insel St. Jago ein. Sie hatten außer ihrer eigentlichen Bestimmung auch eine Ladung von Kleidungsstücken und noch andern Waarenartikeln an Bord, womit sie mit den Einwohnern von diesem Theile von Südamerika einen Schleichhandel zu treiben gedachten. Die Dünkircher Schiffe waren größtentheils mit englischen Matrosen bemannt, und es hatte allen Anschein, als ob sie überhaupt auf englische Kosten wären ausgerüstet worden. Eines darunter war das alte Schiff des Kapitäns Cook, die Resolution, das wir nunmehr unter dem französischen Namen, La Liberté, in einen Schleichhandel treibenden Wallfischfänger verwandelt fanden, und das, was noch weit ärger war, die französisch-republikanische Flagge trug. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß die Herabwürdigung eines Gegenstandes, der diesem großen Manne so nah angehört und in so genauer Verbindung mit ihm gestanden hatte, mein innerstes Gefühl empörte. Wenige Menschen werden es gelassen mit ansehen können, wenn das Haus, worin sie geboren worden sind und die glücklichsten Jahre ihres Lebens zugebracht haben, entweder ganz niedergerissen, oder zu einem unwürdigen, entehrenden Gebrauch verwendet wird. Die Resolution war aber das Haus des unsterblichen Cook's, und aus Achtung für sein Andenken hätte man dieses Schiff un-

gebraucht in eine Docke hinlegen sollen, bis es Brett für Brett zusammen gefallen wäre. Dies war die Art, wie die Königin Elisabeth ihre Achtung für das Schiff zu erkennen gab, worin ihr Liebling Drake die Reise um die Welt gemacht hatte. Es wurde eine Reihe von Jahren hindurch auf dem Schiffs-Werfte zu Deptford auf das sorgfältigste erhalten, und als es durch die Länge der Zeit so gänzlich in Verfall gerathen war, daß durchaus kein Brett mehr an demselben fest hielt, so wurden die wenigen Stücke davon, die noch einigermaßen brauchbar waren, zusammen gesammelt, ein Katheder daraus erbaut, und mit diesem der Universität Oxford ein Geschenk gemacht, wo auch derselbe noch gegenwärtig als eine kostbare Reliquie aufbewahrt und allen Fremden gewiesen wird.

Von der Praya-Bai hat der Anblick der Insel St. Jago durchaus nichts Einladendes und man braucht nur den Fuß ans Land zu setzen, um sich zu überzeugen, daß Armuth, Krankheiten und drückender Mangel das beständige Loos von dem größern Theile der unglücklichen Einwohner sind. Auf einer beträchtlichen Anhöhe dicht bei der Bai, auf die kein anderer Weg führt als ein gewundener, in die Felsen eingehauener Fußpfad, liegt die Stadt Praya. Sie besteht aus zwei Reihen elender Hütten, die auf jeder Seite dieser Ebene liegen, und zwischen denen hin und wieder noch elendere Hütten zerstreut sind. An dem einen Ende der Ebene, wo man die Bai übersieht, steht die Kirche, die übrigens keinen Thurm, keine Spitze und durchaus kein äu-

ßeres Kennzeichen hat, an dem man den Gebrauch, wozu sie bestimmt ist, errathen könnte, oder wodurch sie von allen andern Gebäuden in der Stadt ausgezeichnet würde, außer nur ein großes hölzernes Kreuz, das auf dem Dache derselben angebracht ist. Ueberdies befindet sich auch hier ein zerfallenes Fort, mit einigen alten Kanonen, die so sehr vom Roste zerfressen sind, daß man es schwerlich wagen dürfte, einen Schuß daraus abzufeuern; einige davon liegen auf dem Boden, andere aber auf alten zerbrechlichen Karren. Dicht hinter der Kirche befindet sich das Gefängniß, und dieses ist bei weitem das allervorzüglichste Gebäude in der Stadt. Das Gouvernements-Haus ist eine hölzerne Hütte, die auf der entgegengesetzten Seite an dem Rande dieser Ebene liegt und woraus man die Aussicht über ein, vorzüglich mit Kokosnußbäumen bepflanztes, Thal hat. Außer diesen Gebäuden muß ich endlich auch noch eine Art von Gasthof anführen, in welchem ein farbiger Offizier den Wirth macht. Die einzigen Europäer, die wir hier sahen, waren der Gouverneur, sein Sekretär, der Offizier, der das Kommando über die Truppen führte, und ein sechs Fuß hoher, dünnbeiniger schottländischer Feldwebel, mit seiner Frau, einem mageren Diminutivum von einer Irländerin. Alle diese Personen sahen aber so blaß und kränklich aus, man sahe ihnen überall so sehr den Mangel und das Elend an, daß wir sie, ungeachtet des Ranges und des Ansehens, so sie auf der Insel genossen, unmöglich für etwas anders, als für höchst bemitleidenswerthe Menschen halten konnten.

Die Geistlichkeit auf der Insel besteht größtentheils aus farbigen Leuten; einige darunter sind jedoch auch vollkommen schwarz. Alle bei der Verwaltung der Justiz, bei der Einnahme der Zölle, und in den sämmtlichen andern Civil- und Militär-Departementen angestellten Beamten, so wie auch die Truppen selbst, die Krämer, die Handwerker und die Bauern, sind sämmtlich Schwarze, oder haben doch wenigstens eine so äußerst dunkle Farbe, daß sich kein Tropfen europäisches Blut mehr in ihren Adern vermuthen läßt. Dem ungeachtet machen viele von ihnen Anspruch auf die Ehre, von portugiesischer Abkunft zu seyn, und setzen sogar ihren Stolz darein, daß sie von einem Geschlechte von Helden abstammen, die, weil sie es nicht über sich gewinnen konnten, sich in ihrem Vaterlande in die Fesseln der Gesetze zu schmiegen, es dahin brachten, daß man sie endlich auf diese entfernte Insel verwies, wo ihr freier aufstrebender Geist ohne Zwang wirksam seyn konnte. Die Inseln des grünen Vorgebirgs sind nämlich für Portugal, was die Botani-Bai für England ist, ein Ort, wo alle überwiesenen Verbrecher hingeschickt werden.

Ob diese Gruppe von 18 bis 20 Inseln, worunter die von St. Jago die vorzüglichste ist, die Gorgaden, die Gorgoden oder die Hesperiden der Alten sind, oder aber keines davon, (was vielleicht das Wahrscheinlichste seyn dürfte), darüber überlasse ich den Gelehrten die nähere Untersuchung. So viel ist jedoch zuverlässig gewiß, daß keine goldenen Aepfel auf denselben wuchsen, bis erst die Bäume von den Portugiesen dahin gebracht wurden, man müßte

denn etwa unter den goldenen Aepfeln der Alten keine Orangen, sondern wilde Quittenäpfel verstehen wollen, wie wirklich mehrere Gelehrten, und unter andern auch selbst Linnäus zu behaupten gesucht haben; wenn diese Hypothese gegründet ist, so können diese Inseln allerdings die Gärten der Hesperiden gewesen seyn, denn der Quittenapfel ist daselbst einheimisch und wächst in großer Menge wild. Verschiedene Schriftsteller behaupten übrigens, daß diese Inseln, als sie zuerst entdeckt wurden, gänzlich unbewohnt gewesen seyen; andere hingegen versichern, daß sich eine Rasse von Negern, die denen auf dem gegenüber liegenden festen Lande ganz ähnlich gewesen wäre, auf einer oder zwei von den größten darunter, jedoch ebenfalls nur in sehr geringer Anzahl, befunden habe. Der Name Ilhas Verdas, oder die grünen Inseln, ist ihnen eben so wenig wie dem gegen ihnen überliegenden Cabo Verde oder grünen Vorgebirge, darum beigelegt worden, weil etwa ihre Oberfläche durch eine üppig grüne Vegetation dem Fremden besonders in die Augen fiele, sondern vielmehr daher, weil vorzüglich in der Nähe des letztern das Meer nach einer lange anhaltenden, ruhigen und stillen Witterung fast durchaus mit einer grünen vegetabilischen Substanz bedeckt ist, die viele Aehnlichkeit mit den auf den stehenden Lachen von süßem Wasser wachsenden Conservis hat.

Alle Gegenden von St. Jago, die wir Gelegenheit bekamen zu sehen, hatten ein dürres, ausgetrocknetes und ganz verbranntes Ansehen; wirklich war auch die Insel durch eine drei Jahre lang ununterbrochen anhaltende Dürre, und

folglich durch eine eben so lange Hungersnoth, auf eine schreckliche und jammervolle Art heimgesucht worden. Während wir uns daselbst aufhielten, wurde fast täglich dem Gouverneur Bericht abgestattet, daß abermals auf dieser und den übrigen Inseln mehrere Menschen aus Mangel an den dringendsten Bedürfnissen des Lebens umgekommen wären. Da ich dem Sekretär des Gouverneurs mein Erstaunen zu erkennen gab, daß das Mutterland nicht allein keine Vorkehrungen gegen ein so schreckliches und so lange anhaltendes Uebel getroffen habe, sondern auch gar nicht das allergeringste thue, um den unglücklichen Einwohnern wenigstens einigermaßen zu Hülfe zu kommen, so gab er mir zur Antwort, daß der Hof zu Lissabon diese armseligen Inseln, und die wenigen auf denselben zerstreuten schwarzen Einwohner, für viel zu geringfügig und unbedeutend halte, um ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen und Sorge für sie zu tragen; die sämmtlichen Inseln trügen der Krone außerordentlich wenig ein, und selbst auch dieses Wenige käme hauptsächlich nur von dem Monopol mit dem Sklavenhandel auf der Küste des festen Landes her, und von dem Verkauf des ausschließenden Privilegiums, Brasilien mit Salz zu versorgen.

So kläglich übrigens der Zustand der Insel auch wirklich seyn mochte, so vermuthete ich dennoch, daß die Einwohner ihn noch weit ärger schilderten, als er in der That war; sie suchten nämlich unser Mitleiden dadurch rege zu machen, um desto gewisser ein Almosen von uns zu erhalten, denn sie sind insgesammt Bettler, von den vornehmsten bis zu den geringsten. Für den Gouverneur, den

Befehlshaber der Truppen und die Geistlichen ist ein Paar schwarzseidene Strümpfe ein sehr annehmliches Geschenk, und die sämmtlichen Einwohner suchen weit begieriger alte Kleidungsstücke, als z. B. Jacken, Hosen, Pantalons, Hemden, Ueberhosen, Unterhosen, Hüte, und überhaupt alle Arten von baumwollenen und leinenen Kleidungsstükken zu erhalten, als baares Geld, denn das letztere ist in einem Lande, wo so wenig oder gar nichts dafür gekauft werden kann, von äußerst geringem Nutzen. Auch Brod, Zwieback und Mehl sind sie sehr begierig zu bekommen; einer von den Wallfischfängern vertauschte auf der Insel Buona-Vista einen Sack Waizen gegen 15 Säcke mit Salz. Ungeachtet der Hungersnoth, die auf der Insel herrschte, schien es dennoch an einer Menge von köstlichen und mannichfaltigen Baumfrüchten nicht zu fehlen. Die Orangen von St. Jago sind die vortrefflichsten, die ich jemals gegessen habe, und eben so vorzüglich sind auch die Citronen. Die Feigen, Bananen und Kokosnüsse sind ebenfalls sehr gut und in großer Menge vorhanden. Wir bekamen auch einige Gemüse- und Wurzelarten, jedoch nicht in großer Menge, und sie bestanden auch größtentheils bloß in süßen Pataten, Kürbissen und Wassermelonen. In den Thälern scheinen die Bäume und Stauden von der lang anhaltenden Dürre wenig gelitten zu haben. Der Stamm einer Adansonia, oder eines Affenbrodbaumes, den wir daselbst sahen, war im Umfang 56 Fuß dick, und hatte mit Inbegriff der Zweige eine Höhe von 80 Fuß. Die Tamarinden-Bäume sind ebenfalls sehr groß und vielästig. Die Kokosnußbäume brachen fast unter der Last ihrer Früchte entzwei, und die Indigo- und Baumwollen-Stauden wa-

ren, ob sie gleich wild wuchsen, doch weit größer und üppiger, als ich mich erinnere, sie irgendwo anders, ausgenommen zu Rio de Janeiro gesehen zu haben. Eine Asclepias, die in ihren großen cylindrischen Schoten einen köstlichen Flaum enthält, mit welchem Matratzen und Kissen ausgestopft werden, stand eben in der größten Pracht ihrer Blüte. Von Getraide hingegen bemerkten wir auch nirgends die allergeringste Spur. Mais und Reiß machen die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Einwohner aus, allein seit mehreren Jahren hatte man die Felder nicht mehr damit bestellen können, weil man nicht im Stande war, mit dem Grabscheit in den Boden zu kommen. Es läßt sich auch leicht denken, daß dieses in einem Klima, wo der Thermometer von Fahrenheit selten unter 80° herabfällt, und oft über 90 hinaufsteigt, nothwendiger Weise sehr häufig der Fall seyn muß, wenn nicht der Boden durch starke und wiederholte Regengüsse locker erhalten wird. Während unseres Aufenthaltes auf der Insel stand das Quecksilber beständig auf 84° und einmal stieg es sogar bis auf 88°.

In günstigern Zeiten war diese Insel allein im Stande gewesen, ganze beträchtliche Flotten mit Lebensmitteln und Erfrischungen zu versorgen. In den Gebirgen gab es damals eine große Menge von Ziegen und von einer kleinen Art von Rindvieh; die in denselben wohnenden Bauern brachten Hühner, Guineavögel und Tauben in unsäglicher Menge auf den Markt, und in den Gärten in der Nähe der Ortschaften gab es einen Ueberfluß an Vegetabilien und Obst. Eine Art von

Barben ist der einzige eßbare Fisch, der in der Bai gefangen wird; in den Thälern giebt es aber große Landkrebse, die vortrefflich zu essen sind. Das Wasser auf der Insel ist trübe und ganz mit kleinen Thierchen angefüllt; an dem Fuße der Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, befindet sich ein einziger Brunnen, der jedoch kaum so viel Wasser enthält, daß die Einwohner diesen unentbehrlichen Artikel in hinreichender Menge zu ihrem eigenen Gebrauche bekommen können.

Der General-Gouverneur von den sämmtlichen Inseln wohnte ehemals in der Stadt St. Jago, die ungefähr drei Stunden Wegs von dem Haven Praya entfernt ist; in diesen letztern kam er gewöhnlich, wann eine Flotte, um Lebensmittel und Erfrischungen einzunehmen, in der Bai einlief, denn von allem Gelde, das für diese Produkte bezahlt wird, muß ein gewisser Theil an ihn abgegeben werden. Jede von den übrigen Inseln hat ihren besondern Statthalter, der ein Schwarzer ist, und gänzlich von dem General-Gouverneur abhängt. Die Stelle dieses letztern und seine ganze Lage sind keinesweges beneidenswerth. Krankheiten und Mangel umringen seine Wohnung, und Elend von aller Art ist beständig vor seinen Augen; er muß entweder den ganzen Rest seines Lebens in einem ungesunden, zerstörenden Klima, entfernt von aller Gesellschaft zubringen und durch niedrige, unanständige Handlungen einen gewissen ärmlichen Staat und Pomp zu unterhalten suchen, oder aber nach einer Reihe von Jahren eben so arm wieder in sein Vaterland zurück kehren, als er es verlassen hat. Ein

Reisender darf allerdings nicht erwarten, daß unter der großen Menge von Gegenständen, die vor seinen Augen vorübergehen, sich nichts als angenehme und erfreuliche befinden, denn das menschliche Leben besteht überall aus einer Mischung von Gutem und Bösem, und in vielen Ländern wird man finden, daß das letztere bei weitem die Oberhand hat; auf dieser Insel hingegen scheint dasselbe allein und ausschließend zu herrschen, und seinen bleibenden Sitz aufgeschlagen zu haben. Sie ist in der That in einem solchen Grade elend und erbärmlich, daß ich nicht schnell genug sie wieder verlassen kann, um ein anderes Land zu erreichen, gegen welches die Natur sich bei Austheilung ihrer Gaben milder und freigebiger bewiesen hat.

Viertes Kapitel.

Rio de Janeiro.

Sonderbare Einfahrt in den prächtigen Haven von Rio de Janeiro, und Beschreibung desselben. — Die Stadt St. Sebastian. — Die Wasserleitung. — Die öffentlichen Gärten. — Straßen und Magazine in St. Sebastian. — Eifersüchtiges Betragen der Portugiesen. — Klima und beschwerliche Insekten. — Trägheit und unschickliches Benehmen der Geistlichkeit. — Sonderbarer Gebrauch der Frauenspersonen zu Rio. — Derer zu Liverpool. — Kleidung und Charakter der Einwohner. — Processionen und andere Religions-Ceremonien. — Vernachlässigter Zustand des Landes in der Nähe der Hauptstadt.

Bei dem elenden Zustande, worin wir im J. 1792 die Insel St. Jago fanden, und der so weit gieng, daß man außer einem geringen Vorrathe von Obst und ein wenig schlammigem Wasser durchaus nichts daselbst bekommen konnte, wurde man nicht leicht in Versuchung geführt, sich länger als durchaus erforderlich war, um die nöthigen Anstalten zur Fortsetzung der Reise zu treffen, daselbst aufzuhalten. Am 7ten Oktobe lichteten wir die Anker und segelten mit einem frischen Passatwinde gegen Südwesten zu, so daß wir dicht an der südlichen Gränze von dem Mar do Sargasso, wie es die Portugiesen nennen, (die See von Meergras) die auch zuweilen die grasige See genannt wird, vorbei kamen. Dies Mal bekamen wir jedoch auf derselben nur einige wenige

hin und her zerstreute Pflanzen zu Gesichte; allein auf unserer Rückreise, wo wir uns mehr gegen Westen hielten, fanden wir die ganze Oberfläche des Meeres mehrere Tage hindurch im strengsten Verstande ganz mit solchen Pflanzen überdeckt. Die Größe und der Umfang dieses sogenannten Gras-Meeres ist im Verhältniß der Stärke und der Richtung der herrschenden Winde und der Strömungen sehr verschieden; allein was man eigentlich das Grasmeer zu nennen pflegt, liegt zwischen dem 18ten und 32° nördlicher Breite und zwischen dem 25sten und 40° westlicher Länge. Die gemeine Meinung, daß die Myriaden von Pflanzen, die auf diesem Theile des Meeres herum schwimmen, von den Küsten in dem Meerbusen von Mexiko abgerissen, und durch die Strömung, die aus demselben beständig gegen Norden zugehet, weggeschwemmt worden seyen, gehört wahrscheinlich unter die allgemeinen Irrthümer, die ohne weitere Untersuchung für wahr sind angenommen worden. Wenn diese Art von Fucus auch wirklich in dem genannten Meerbusen einheimisch ist, was ich nicht im Stande bin zu entscheiden, so müßte man dasselbe doch eher an den Küsten von Newfoundland und von Nordamerika finden, weil gegen diese die genannte Meeres-Strömung hinfließt, als in dem Meere von Sargasso, wohin es weder durch Winde noch durch Strömungen kann gebracht worden seyn. Die Pflanze hat aber auch in der That weder Wurzeln noch sonst irgend eine Art von Fäserchen, woraus man schließen könnte, daß sie jemals auf Felsen an der Küste fest aufgesessen wäre, sondern ihr mitten in die blätterichten Zweige versteckter Stamm

giebt vielmehr offenbar zu erkennen, daß sie immer fortfährt zu wachsen, während sie auf der Oberfläche des bodenlosen Abgrundes herum schwimmt. Manche unter ihnen sind mehrere Fuße im Durchmesser stark, andere hingegen nur wenige Zolle; alle befinden sich unläugbar in einem fortdauernden Zustande des Wachsthums und ihre kugelrunden Beeren sind an einigen noch ganz grün, an andern hingegen schon roth. Wenn man die Pflanze aus dem Wasser herausnimmt, so verwelkt sie sogleich und schon nach 24 Stunden wird sie braun oder ganz schwarz. Für den wißbegierigen Reisenden, der durch die See von Sargasso hindurch fährt, ist die genaue Ansicht und Untersuchung dieser Stöckchen vom Fucus oder Felsengras eine äußerst angenehme Unterhaltung. In jeder einzelnen Pflanze findet man eine Menge von Meer-Insekten und Würmern, wovon einige nackt, andere aber mit einer Schaale bedeckt sind. Eine kleine Krabbe, die fleckig und äußerst schön gefärbt ist, scheint der Regent und die Geisel dieser kleinen schwimmenden Welten zu seyn; denn wenn auch schon die Pflanze aus ihrem Element heraus genommen ist, so fährt dieses Thierchen noch immer fort, die weichen und gallertartigen Würmer, die sich in großer Menge auf derselben befinden, mit seinen Scheeren in Stücke zu zerreißen, und zu verschlingen.

Wir waren so glücklich die Linie zu passiren, ohne weder von den höchst unangenehmen Windstillen, noch auch von den zu Grunde richtenden Windstößen, die beide in dieser Gegend des Erdbodens so häufig statt haben,

die geringste unangenehme Erfahrung gemacht zu haben, und schon am 29sten des nämlichen Monats bekamen wir denjenigen Punkt von der Küste von Süd-Amerika zu Gesichte, der unter dem Namen des Vorgebirges Frio bekannt ist; in der Nacht fuhren wir um dasselbe herum, und liefen am folgenden Morgen in den prächtigen Haven von Rio de Janeiro ein.

Ich will es versuchen, im Allgemeinen eine Schilderung von diesem Theile der Küste von Brasilien zu entwerfen, ob ich gleich überzeugt bin, daß, wer nicht Gelegenheit gehabt hat, sie selbst zu sehen, sich von der Größe und Schönheit dieses Landes durchaus keinen richtigen Begriff zu machen im Stande ist. Der erste merkwürdige Gegenstand, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht, wenn man das Cap Frio zurückgelegt hat, ist ein Loch oder vielmehr eine Kluft in dem grünen Bergrücken, der sich längs der Küste des Meeres hinzieht. Aus einiger Ferne hat diese Kluft ganz das Ansehen eines schmalen Thorweges, der sich zwischen zwei Pfeilern von festem Gestein befindet, welche beide dadurch, daß sie vollkommen nackt und kahl sind, während alle übrigen Theile des Bergrückens mit einer üppigen Vegetation bedeckt sind, noch mehr in die Augen fallen, und die größte Bewunderung erregen müssen. Wenn man sich hierauf der Kluft, welche die eigentliche Einfahrt in den großen Haven von Rio de Janeiro ist, mehr nähert, so sieht man, daß der Pfeiler auf der linken oder westlichen Seite aus einem einzigen Felsstücke besteht, das eine conische Gestalt, oder, nach der gewöhnlichen nautischen

Sprache, die eines Zuckerhutes hat, das ferner ganz einzeln und von der übrigen Gebirgsmasse losgerissen dasteht, und keine vollkommen perpendikuläre Stellung hat, sondern sich ein wenig gegen die Einfahrt hin vorlehnt. Während unsers Aufenthaltes zu Rio suchten wir nach mathematischen Grundsätzen die eigentliche Höhe dieser harten feuergebenden Granitmasse kennen zu lernen, und das Resultat unserer Bemühung war, daß dieselbe, von der Meeresfläche an, 680 Fuß betrage. Der östliche oder gegenüber stehende Pfeiler dieser Kluft ist ebenfalls ein ganz nackter Berg von dem nämlichen Gestein, der sich aber in Rücksicht der Gestalt von dem erstern dadurch auszeichnet, daß er von dem Gipfel bis auf die Oberfläche des Wassers in einer schiefen hängenden Richtung herabläuft; seine Höhe ist übrigens ganz die nämliche, wie die des vorigen Kegels. Auf dieser ganzen östlichen Seite der Einfahrt sind überall Forts, Schanzen und Batterieen angelegt, von denen jedoch weiter unten noch ausführlicher die Rede seyn wird.

Durch eine kleine, stark befestigte Insel, die sich in der Mitte der Einfahrt befindet, wird der Weg durch dieselbe so sehr verengt, daß er nicht über 3 Viertheile von einer Seemeile beträgt. Hat man nun diesen Kanal zurückgelegt, so stellt sich dem entzückten Auge eine der prächtigsten Natur-Scenen dar. Man denke sich eine unermeßliche Wasserfläche, die sich über 6 teutsche Meilen weit in eines der herrlichsten Länder hinein erstreckt, wo sie rings umher von hohen Gebirgen, deren unförmliche Gipfel zum Theil mit Purpur und Gold gefärbt,

zum Theil aber in den Wolken versteckt sind, eingefaßt und beschirmt ist. Man stelle sich vor, daß dieses Wasserbecken sich von dem engen Thore an, durch welches es mit der See in Verbindung steht, nach und nach bis auf 2½ oder 3 teutsche Meilen erweitert, und überall mit einer zahllosen Menge von kleinen Inselchen übersäet ist, von denen jede eine andere Gestalt und eine andere, durch die rastlose und üppige Vegetation auf derselben hervorgebrachte Farbenmischung hat. Man denke sich ferner die Küsten dieser Inselchen mit den schönsten wohlriechendsten Staudengewächsen, die nicht von Menschen gepflanzt, sondern von der Hand der Natur in freigebiger Fülle hier ausgestreut sind, in solcher Menge überdeckt, daß sie sämmtlich fast ganz unter dieser immergrünenden Decke gleichsam versteckt liegen. Hierzu kommt nun noch, daß die Ufer, welche diese herrliche Wasserfläche mit ihren zahllosen Inseln umringen, auf allen Seiten von mittelmäßigen Anhöhen eingefaßt sind, die sich nach nnd nach immer höher über einander empor heben, und sämmtlich nicht nur mit einem üppigen Grün verschwenderisch bekleidet, sondern auch bis auf ihre höchsten Spizzen mit den edelsten Obstbäumen bedeckt sind, während sich in dem Ufer selbst zahllose Einschnitte befinden, durch welche die Wasserfläche ihre Arme in die reizenden Thäler hinaus erstreckt, um gleichsam den Bächen und Flüssen entgegen zu gehen, und ihre Gewässer in das gemeinschaftliche, unermeßliche Becken abzuholen. Denkt man sich nun zu diesem allen noch ein Klima, bei welchem in der ganzen Fülle jugendlicher Kraft ein ewiger Frühling herrscht, so wird man sich zwar einen hohen,

aber dem ungeachtet nur noch höchst unvollkommenen Begriff von dem über alle Beschreibung prächtigen Schauspiele machen, das sich dem entzückten Zuschauer in dem Haven von Rio de Janeiro darbietet. Auch schon bloß als Haven betrachtet, verdient derselbe, sowohl wegen der Sicherheit und Bequemlichkeit aller Art, die er den Schiffen darbietet, als auch wegen der unaussprechlichen Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, mit dem vollsten Rechte unter die vorzüglichsten Häven, die in der Welt existiren, gerechnet zu werden.

Sind nun aber die Naturschönheiten von Rio de Janeiro noch heut zu Tage so unbeschreiblich schön und bezaubernd, um wie vielmehr müssen sie es zu der Zeit gewesen seyn, wo dieser jetzige Arm des Meeres noch bloß ein Landsee von reinem, krystallhellem Wasser war? Daß dieses wirklich der Fall gewesen ist, daran ist ganz und gar nicht zu zweifeln. Die alten Schranken dieses Landsees haben dem Drucke der Wassermasse von innen her nachgegeben und die festesten Theile desselben, die in das Meer hinaus getrieben wurden, liegen noch heut zu Tage in Gestalt einer Barre vor der Einfahrt in den Haven; das Wasser ist bei derselben nicht tiefer als zwischen 7 und 10 Faden, während sonst überall die Tiefe desselben zum wenigsten 18 Faden beträgt. Auf der westlichen Spitze der Barre ragt auch noch ein Theil von diesen zertrümmerten Schranken in großen, spitzigen Felsen über die Oberfläche des Meeres empor.

Wenn die Portugiesen zu Rio nicht viel zur Verschönerung der Natur beigetragen haben, so kann man ihnen doch das negative Verdienst, daß sie dieselbe nicht verunstaltet haben, nicht absprechen. Schon der Ort, wo die Stadt erbaut worden ist, scheint unter einer großen Anzahl von anderen, die sich ebenfalls dazu geschickt hätten, vorzüglich glücklich ausgewählt zu seyn. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind zwar keine Meisterstücke der Baukunst, aber doch wenigstens frei von lächerlichen, geschmackwidrigen Sonderbarkeiten, und auch ihrem Zweck und ihrer Lage vollkommen angemessen. Eine, obgleich regelmäßige, Festung ist im Grunde kein Gegenstand, durch den irgend eine Landschaft entstellt wird; wenn aber die Werke derselben über alle Ungleichheiten einer vielfältig abgebrochenen, von allen Seiten mit Waldung eingefaßten, Gebirgsreihe hinlaufen, so theilen sie dem Ganzen sogar eine gewisse Erhabenheit und eine pittoreske Schönheit mit. Alle Anhöhen in der Gegend der Stadt Rio tragen auf ihrer Spitze ein Schloß oder ein Fort, eine Kirche oder ein Kloster, und viele von den in dem ungeheuern Haven zerstreuten Inseln sind durch ähnliche Gebäude verschönert.

Die Stadt Rio, oder, um der Hauptstadt von Brasilien den ihr als solcher zukommenden Namen beizulegen, die Stadt St. Sebastian, hat eine bezaubernd schöne Lage auf einem hervorspringenden viereckigen Vorgebirge, von welchem drei Seiten in den Haven hinaus ragen, die vierte aber durch eine Reihe von hohen, mit Waldungen bedeckten Bergen, wie durch einen Schirm gegen die herrschenden West-Winde geschützt wird. Diejenige Seite

der Stadt, welche sich an dem Theile des Havens hin erstreckt, wo die Schiffe gewöhnlich vor Anker liegen, ist beinahe anderthalb englische Meilen lang, und die Breite derselben gegen ihnen zu beträgt ungefähr drei Viertel von einer Meile. Der nördliche Winkel des Vorgebirgs besteht aus einer senkrecht abgeschnittenen Anhöhe, auf deren einen Spitze sich eine nach allen Regeln der Kunst angelegte Festung, auf der andern aber ein Benediktinerkloster befindet, das ebenfalls mit Schanzen und Linien zur Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff umringt ist, und daher nicht nur metaphorisch, sondern im strengsten Sinne des Worts, eine streitende Kirche genannt werden kann. Von dieser Anhöhe wird die Stadt und der ganze Ankerplatz vollkommen beherrscht, und sie scheint sogar auch das stärkste Festungswerk in dem Haven, auf welchem die Vertheidigung der Stadt hauptsächlich beruhet, bestreichen zu können; wenigstens liegt sie in gleicher Höhe mit demselben. Dieses Werk ist die Ilha dos Cobras, oder die Schlangeninsel, ein ungefähr 80 Fuß hoher Felsen, auf dessen Spitze eine Citadelle erbaut ist, und der von Schritt zu Schritt immer niedriger wird, so daß er an dem entgegengesetzten Ende nur noch 8 Fuß hoch ist; seine ganze Länge beträgt 300 Klaftern und ein schmaler, aber sehr tiefer, Kanal trennt ihn von der Anhöhe, auf welcher das Benediktinerkloster liegt. Auf allen Seiten dieser stark befestigten Insel und selbst bis dicht an ihr Ufer, können alle Schiffe, sie mögen auch noch so tief im Wasser gehen, vollkommen sicher vor Anker liegen. Es befindet sich auch auf derselben ein äußerst bequemes Schiffswerft, ein Magazin von Schiffsgeräthschaften und ein Kai, der

zum Umlegen und Kalfatern der Schiffe eingerichtet ist. Uebrigens ist der Haven so außerordentlich groß, daß auch die stärksten und zahlreichsten Flotten darin vor Anker liegen können, ohne von einer einzigen Kanone aus den sämmtlichen Festungswerken erreicht zu werden.

Wenn man aus dem Haven ans Land fährt, so ist ein schöner viereckiger Platz, der auf drei Seiten mit Gebäuden umringt und auf der vierten gegen das Meer hin offen ist, das erste, was in der Stadt die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht. Auf der offenen Seite derselben ist ihrer ganzen Länge nach ein prächtiger steinerner Kai erbaut, an dem sowohl auf beiden Seiten, als auch in der Mitte große und breite Stiegen angebracht sind, wovon die letztern zum gewöhnlichen Landungsplatze dienen. Wenn dieses Mauerwerk längs der ganzen Stadt hin fortgesetzt würde, wie es wirklich der Plan seyn soll, so würde es derselben nicht nur zu einer großen Zierde und Bequemlichkeit gereichen, sondern es wäre auch ein beträchtliches Vertheidigungsmittel gegen jeden feindlichen Versuch zu landen. In der Mitte des Platzes, nicht weit von der großen Stiege, befindet sich ein viereckiger Obelisk, aus dessen vier Seiten sich beständig ein Strom von reinem, krystallhellem Wasser ergießt, das zum Gebrauch für die Einwohner des niedern Theiles der Stadt und für die Schiffe im Haven bestimmt ist. Die ganze obere Seite des Platzes gegen dem Haven über nimmt der Pallast des Vicekönigs ein, der ein langes, einfaches Gebäude ist, und sich weder durch Schönheit der Form, noch durch eine besonders merkwürdige Bauart auszeichnet.

Der Pallast, der Obelisk und der ganze Kai sind sämmtlich von zugehauenen Granitblöcken erbaut, und auch der Platz selbst ist mit lauter solchen Steinen auf eine äußerst dauerhafte Art gepflastert und mit einem quarzigen Sande überstreut. Da nun diese Art von Granit eine große Menge von glänzendem Glimmer enthält, so ist er für die Augen außerordentlich nachtheilig und man ist schlechterdings nicht im Stande, die blendenden Sonnenstrahlen, die den ganzen Tag hindurch von der einen oder der andern Seite dieser großen überall offenen Fläche zurück prallen, ohne den empfindlichsten Nachtheil auszuhalten. Der ganze Platz ist ein wahres Sinnbild von den glänzenden Thaten der Portugiesen in frühern Zeiten!

Die Regierung hat sich auf die lobenswertheste Art alle mögliche Mühe gegeben, um alle Theile der Stadt mit einem hinlänglichen Vorrath von gutem, gesundem Wasser zu versorgen; denn dieser Artikel, der in allen Ländern der Welt eines der ersten und dringendsten Bedürfnisse ist, muß es natürlicher Weise in einem so heißen Klima in einem noch weit höheren Grade seyn. Daher ist auch der Name Vasconcellas, desjenigen Vicekönigs, unter dessen Regierung die Wasserwerke angelegt worden sind, mit dem vollesten Rechte in einer lateinischen Inschrift angeführt, die sich auf einer von den vier Seiten des auf dem großen Platze stehenden Obeliskes befindet. Alle Brunnen in der Stadt bekommen ihr Wasser aus einem großen Behälter, das auf einer Anhöhe dicht hinter der Stadt erbaut ist. Dieser

große Wasserbehälter wird durch eine Wasserleitung gefüllt, die sich auf hohen Schwibbögen durch ein tiefes Thal hindurch zieht, auf dessen entgegengesetzter Seite das Wasser aus einer Reihe von steinernen Mulden, die sich unter einer von Backsteinen erbauten gewölbten Decke bis an die in den Gebirgen befindlichen Quellen hin erstrecken, in dieselbe hinein strömt. Derjenige Theil von diesem wichtigen Werke der Baukunst, der sich quer durch das Thal hindurch erstreckt und unmittelbar mit dem Wasserbehälter in Verbindung steht, scheint ungeachtet der unermeßlichen Kosten, die er verursacht haben muß, dennoch durchaus überflüssig zu seyn; er ruht auf einer doppelten Reihe von hohen Schwibbögen, deren jede Reihe wenigstens fünfzig enthält, und macht eine wesentliche Zierde der Stadt aus. Das Wasser würde jedoch eben so gut durch eine Reihe von Röhren unter der Oberfläche der Erde herbei geführt werden können, und man würde durch diese einfachere Vorkehrung ohne allen Zweifel den nämlichen Zweck erreicht haben; allein Herr Georg Staunton hat bei dieser Gelegenheit die sehr richtige Bemerkung gemacht: daß öffentliche Werke zuweilen eben sowohl Pracht und Schönheit, als wahre wesentliche Nützlichkeit zum Zweck haben dürfen.

Ein anderer sehr interessanter Gegenstand, bei dessen Anlegung vorzüglich auf die Gesundheit und das Vergnügen des Publikums Rücksicht genommen wurde, ist der Passeo Publico, oder der zum öffentlichen Spaziergang dienende Garten. Dieses ganze Grundstück ist bloß mit

Staudengewächsen und Blumen bepflanzt, und durchaus nur zu Spaziergängen angelegt. Hin und wieder befinden sich Lauben, die von Jasmin, Jelängerjelieber und Passionsblumen beschattet sind. Wir fanden in dem Garten mehrere inländische Pflanzen von außerordentlicher Schönheit; allein überall leuchtete das Streben der Einwohner hervor, vorzüglich europäische Pflanzen zu ziehen, ungeachtet dieselben alle elend und kränklich aussahen, wie es in einem, ihrer ganzen Natur sogar nicht angemessenen, Klima nicht anders möglich ist. Der erbärmlichste Gegenstand, der jedoch in dem ganzen Garten gefunden wurde, war ein Papaya-Baum von Kupfer in natürlicher Größe und mit gemalten Blättern, während ein solcher wirklicher Baum in der ganzen Ueppigkeit der tropischen Vegetation nicht weit davon stand, und seinen nachgemachten steifen und ungestalteten Bruder verächtlich anzublicken schien. An der untern Seite des Gartens befindet sich eine breite Terrasse, von der man einen Theil des Havens übersieht, und wo der Blick mit Entzücken auf den sich allmählich erhebenden und überall mit Buschwerk bedeckten Ufern verweilt. An beiden Enden der Terrasse steht ein sehr hübsches viereckiges Gebäude, dessen Wände inwendig mit Gemälden verziert sind. Als Kunstprodukte verdienen diese keiner Erwähnung, allein in Rücksicht der Gegenstände, die sie vorstellen, sind sie nichts weniger als uninteressant. In dem einen von diesen Gebäuden befinden sich lauter Ansichten von einzelnen Theilen des Havens; das ganze Getäfel in demselben ist mit Inschriften von Muschelwerk bedeckt, und rings um die Cornischen herum sind mancherlei dem Lande eigenthümliche Fische,

ebenfalls mit kleinen Muscheln abgebildet. Das Täfelwerk in dem andern Gebäude enthält ähnliche Inschriften, die von Federn verfertigt sind, und rings um die Cornischen herum sieht man die Bilder von einer Menge von inländischen Vögeln, die sämmtlich mit den, einem jeden unter ihnen eigenthümlichen Federn verziert sind. An den Wänden dieses letztern Gebäudes hängen acht Gemälde, welche eine Darstellung von denjenigen acht Produkten von Brasilien enthalten, die ehemals für die vorzüglichsten und wichtigsten gehalten wurden. Sie bestehen nämlich:

1) In einer Ansicht von den Diamant- und Goldgruben, welche ungefähr im Anfang des 18. Jahrhunderts zuerst entdeckt wurden, und worunter die zu Villa Rica, etwa 40 teutsche Meilen hinter Rio de Janeiro die reichste und ergiebigste ist.

2) In der Darstellung einer Zuckerpflanzung und einer Mühle zum Zerquetschen des Zuckerrohrs. Dieses Produkt wird jedoch in der Nähe von Rio nicht sehr häufig gebaut, denn man glaubt allgemein, daß es in denjenigen Gegenden, die näher bei dem Aequator liegen, weit besser gedeiht. Die wenigen Zuckermühlen, die wir daselbst zu sehen bekamen, waren sehr einfach und plump erbaut; sie wurden sämmtlich durch zwei kleine Pferde in Bewegung gesetzt, und das Rohr wurde zwischen drei hölzernen Walzen zermalmt. Auf die nämliche Art waren sie auch in dem Gemälde dargestellt.

3) In einer Darstellung von dem Anbaue und der Zubereitung des Indigo's. Ob gleich

diese Pflanze hier sehr gut fortkömmt, und ohne große Sorgfalt gedeiht, auch die Zubereitung der Farbe sehr einfach ist, und keinen großen Aufwand von Mühe und Arbeit erfordert, so ist doch die Quantität der Farbe, die daraus gewonnen wird, so gering und unbedeutend, daß sie niemals einen wichtigen Handels-Artikel abgeben kann.

4) In der Ansicht einer Pflanzung von Cactus Opuntia, nebst der Art, wie die Coschenille aus dem Insekt bereitet wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser in den Künsten und Manufakturen so höchst schätzbare und wichtige Artikel in Brasilien ganz eben so gut und in noch größerer Menge gewonnen werden könnte, als in Mexico, wo heut zu Tage eine wirklich äußerst unbedeutende Quantität davon jährlich eingeärndtet wird.

5) In der Darstellung von den verschiedenen Zubereitungen des Manihots oder Manioks. Diese Pflanze dient vorzüglich zu Nahrungsmitteln für die Sklaven, und wird auch hauptsächlich in dieser Absicht gebaut. Das auf den westindischen Inseln so allgemein gewöhnliche Kassawe-Brod, so wie auch diejenige Substanz, die in den Kramläden zu London unter dem Namen Tapioca verkauft wird, werden beide aus den langen knolligen Wurzeln dieser Pflanze bereitet; auch wird daraus ein Puder verfertigt, der so weiß ist, wie der eben gefallene Schnee. Die Pflanze wird durch abgeschnittene Reiser fortgepflanzt, und die Wurzeln wer-

den vermittelst zweier, mit zackigen Metallplatten beschlagener Räder zu Pulver zermalmt.

6) In der Ansicht einer Kaffee-Pflanzung. Der Anbau dieses Produktes scheint heut zu Tage in diesem Lande beträchtlich zuzunehmen, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß, seitdem St. Domingo für Frankreich verloren gegangen ist, dieser Handelszweig in Brasilien immer mehr und mehr in Flor kommen wird.

7) In der Ansicht einer Reiß-Pflanzung. Diese Getraideart, die unter allen möglichen übrigen die reichsten Aerndten liefert, wird in allen nördlichen Provinzen dieses Landes in der größten Menge gebaut.

8) In der Ansicht einer Hanfpflanzung und der Verarbeitung dieses Produktes zu Tauen und Seilwerk. Dieses Produkt wird besonders häufig in den südlichen Gegenden, nahe bei der Insel St. Catharina, gebaut, allein die Kultur desselben hat bis jetzt nur noch sehr wenige Aufmunterung gefunden.

Von noch andern Produkten dieses Landes, die eben so und vielleicht noch in einem höhern Grade wichtig sind, werde ich in dem folgenden Kapitel eine kurze Uebersicht geben.

Außer dem eben angeführten Garten, befindet sich zu Rio auch noch ein anderer, der ebenfalls der Krone zugehört, und hauptsächlich zum Anbau derjenigen Cactus-

Art bestimmt ist, die dem Coschenille-Insekt zur Nahrung dient, und worin auch außerdem noch die seltensten und nützlichsten einheimischen Pflanzen unterhalten werden. Wir fanden jedoch diesen Garten in einem sehr verwilderten und vernachlässigten Zustande; die Sammlung von Pflanzen in demselben war auch äußerst gering, und wir sahen darin nur sehr wenige einheimische Pflanzen, die nicht auch schon in England in den Treibhäusern befindlich sind. Der Aufseher des Gartens besaß nicht die geringste Kenntniß von der Botanik. Die einheimischen Obstbäume waren in ziemlicher Vollständigkeit vorhanden und unter den Pflanzen, die wir antrafen, zeichnete ich mir besonders verschiedene Arten von Yucca, von Euphorbia und Cactus aus; ferner auch den Laurus Persea, eine Mimosa, eine Art von Cassia, und den Theobroma Cacao oder den Chokoladebaum, den Jatropha Curcas oder die Purgiernuß, den Ricinus Palma Christi, den gewöhnlichen Pfeffer, eine Art von Capsicum oder Cayenne-Pfeffer, und endlich eine Art von Physalis oder Judenkirsche. Unter den kriechenden Pflanzen befanden sich einige außerordentlich schöne Passionsblumen, und verschiedene Arten von Convolvulus. Die Königin von Portugal hatte einen besondern Mann dahin geschickt, um für sie eine Sammlung von Vögeln und Insekten zu veranstalten, allein seine Kenntnisse in der Naturgeschichte waren äußerst eingeschränkt, und er war durchaus nichts weiter als ein bloßer Sammler. Hierin hatte er jedoch sehr vielen Fleiß und Geschicklichkeit bewiesen, und wir sahen bei ihm schon eine beträchtliche Anzahl von äußerst schönen merkwürdigen Vögeln und Insekten.

Es giebt in St. Sebastian sehr viele Häuser, die nichts weniger als schlecht sind; sie sind meistentheils zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt, und haben auf der vordern Seite des obern Stockwerkes hölzerne Altane. Aber auch die besten und schönsten unter diesen Häusern sind inwendig alle dunkel und düster, weil sich aus Mangel an Glas nichts als Gitterfenster darin befinden. Die Straßen sind im Ganzen genommen ziemlich gerade, und einige von ihnen haben auch eine beträchtliche Breite, obgleich die meisten sehr schmal sind. Alle Hauptstraßen sind auf beiden Seiten mit großen Quader-Steinen von Granit belegt, und man kann sich denken, daß wir über diese trottoirs, oder Seitenwege für die Fußgänger nicht wenig erstaunt waren, denn man trifft diese Bequemlichkeit außer England überhaupt so äußerst selten an, und wir konnten sie daher in einer entfernten portugiesischen Kolonie am allerwenigsten erwarten. Die Magazine und Kramläden in der Stadt sind groß und bequem, und durchaus mit europäischen Waaren aller Art, besonders mit englischen, sehr reichlich versehen; wenn diese letztern in der Hauptstadt und in den übrigen vorzüglichsten Städten von Groß-Brittannien so lange zum Verkauf ausgestellt worden sind, bis ihre Mode vorüber ist, so werden sie an die handelnden Nationen auf dem festen Lande verkauft, und von diesen alsdann in ihre auswärtigen Kolonieen verschickt. Unter den Waaren, die sich in den Magazinen zu Rio de Janeiro befinden, nehmen die englischen Quacksalberarzeneien und die in Kupfer gestochenen Karikaturen keine der geringsten Stellen ein, und haben auch nicht den schlechtesten Absatz.

Die Stadt Rio hat einen sehr beträchtlichen Umfang, und soll, wie man versichert, wenigstens 60,000 Einwohner, mit Inbegriff der Sklaven, in sich fassen; demungeachtet ist aber weder ein Gasthof, noch irgend eine andere Anstalt zur Beherbergung für Fremde in derselben anzutreffen. Auf der rechten Seite des großen Platzes befindet sich jedoch eine Art von Taberne, worin ein Franzose, ein gewisser Mons. Philippe, den Wirth macht; dieser begiebt sich, sobald fremde Schiffe ankommen, an die große Stiege, bei welcher gelandet wird, und bietet seine Dienste als Gastwirth, Geschäftsführer, Dollmetscher, Quacksalber, Kuppler, kurz für alles ohne Unterschied an, wozu die Ankommenden ihn nur immer gebrauchen wollen; auch dürfen diese nicht etwa fürchten, durch irgend einen ihm ertheilten Auftrag, von welcher Art und Beschaffenheit er auch immer seyn möge, sein Zartgefühl zu beleidigen, denn er ist in diesem Stücke ein ächter Franzose. Ein Haus, worin Fremde beherbergt werden können, ist aber auch in der That hier ganz und gar nicht nöthig, denn diese schwache, und folglich mißtrauische Regierung ist so wenig gastfreundschaftlich, daß sie keinem Fremden erlaubt, sich nach Sonnenuntergang noch auf dem Lande aufzuhalten; sogar auch bei Tage dürfen sie nicht in den Straßen der Stadt herum gehen, ohne daß ein Soldat ihnen auf den Fersen nachfolgt. Ehe noch der Gesandte ans Land stieg, begab ich mich in Gesellschaft des Dr. G. dahin; allein kaum setzten wir den Fuß aus dem Boot, so kam auch schon der wachhabende Offizier auf uns zu, und forderte uns auf, ihm in den Pallast zu folgen. Hier war die erste Frage, die man an uns that: Aus welcher Absicht wir ans Land

gekommen wären? Wir gaben zur Antwort: „Um Schmetterlinge zu fangen;“ was auch wirklich der Fall war. Um sie jedoch zu überzeugen, daß wir die Wahrheit sagten, und um jedem Verdachte, als wollten wir sie auf eine unanständige Art zum Besten haben, auszuweichen, so zeigten wir ihnen sogleich unsere Netze von Gaze, unsere Zangen und Schachteln, nebst dem ganzen zum Schmetterlingsfang erforderlichen Apparat vor. Da sie die Natur dieser Beschäftigung besser begriffen, als jener Vicekönig dieses Landes den Durchgang der Venus, der, wie uns der Kapitän Cook erzählt, sich einbildete, daß unter demselben der Durchgang des Polarsternes durch den Südpol verstanden werde, so waren sie mit meiner Antwort vollkommen zufrieden, und erkundigten sich nur noch nach der Stelle, die wir beiderseits bei der Gesandtschaft bekleideten; nachdem wir ihnen auch hierüber die nöthige Auskunft ertheilt hatten, so wurde sogleich ein Offizier beordert, um uns zu begleiten. Wir begaben uns nunmehr in die Felder vor der Stadt, wo Myriaden von den schönsten Insekten in der Luft herum flatterten. Die Schmetterlinge, besonders eine Art davon, die mit schwarzen und gelben Querlinien bezeichnet war, flogen in so zahllosen Schwärmen um die Bäume und das hohe Gesträuche umher, daß sie an manchen Orten wie die Heuschrecken im südlichen Afrika weit umher die ganze Atmosphäre anfüllten. Wir beschäftigten uns so lange mit der Jagd dieser Insekten, daß endlich der uns zugegebene Offizier, der keinen Geschmack an derselben fand, sich heimlich weg begab, und uns zu unserem großen Vergnügen volle Freiheit ließ zu thun was wir wollten. Die Portugiesen behaupten zwar,

daß der Grund, warum jedem Fremden eine Wache beigegeben werde, bloß allein darin bestehe, um ihn gegen die Neger und Strauchdiebe zu schützen, die außerhalb der Stadt auf ihn lauern, und ihn bestehlen und mißhandeln könnten; in Rücksicht unserer wurde jedoch in der Folge eine Ausnahme davon gemacht, denn nachdem der Gesandte mit seinem ganzen Gefolge ans Land gekommen war, und wir dem Gouverneur erklärten, daß wir diesen Schutz sehr gern entbehren würden, so hatten wir wirklich das Vergnügen, daß die Spione, die uns bis dahin auf jedem Schritte gefolgt waren, entfernt wurden.

Das Haus, so dem Gesandten zur Wohnung angewiesen wurde, war zwar vollkommen groß genug, aber nichts weniger als reinlich, und ob man uns auch gleich versichert hatte, daß es mit allen erforderlichen Geräthschaften hinlänglich versehen wäre, so befand sich doch in der That nichts darin, als einige altmodische plumpe Stühle von schwerem Holz, einige wenige Tische und hölzerne Rahmen mit geflochtenem Rohr, die zu Bettgestellen dienen sollten, wobei sich aber weder die nöthigen Pfosten noch Vorhänge befanden. Glücklicher Weise nahmen wir unsere eigenen Betten mit ans Land, und hatten Ursache sehr froh darüber zu seyn, denn die Portugiesen sind in diesem Stücke nichts weniger als reinlich. Hinter unserem Hause befand sich ein beträchtlich großes Grundstück, das ehemals ein Garten gewesen, aber gegenwärtig in solchem Grade verwildert war, daß es mit Unkraut ganz überdeckt war. Bei den meisten Häusern in St. Sebastian, die sich einigermaßen vor den übrigen auszeichnen, befinden sich

größere oder kleinere Gärten, die mit Obstbäumen, Blumen und wohlriechenden Staudengewächsen angefüllt sind.

Wir hatten keine Ursache, uns während unsers Aufenthaltes zu Rio über das dasige Klima zu beschweren. Die Sonne befand sich zwar eben in dem südlichen Wendezirkel, und stand folglich senkrecht über unsern Köpfen, aber demungeachtet hatten wir nur selten viel von der Hitze auszustehen, und wurden niemals durch dieselbe abgehalten, unsere gewöhnlichen Spaziergänge zu machen. Den Tag über war die Temperatur der Luft im Durchschnitte zwischen 76 und 84° Fahrenheit. Die Nächte hingegen waren für uns ohne allen Vergleich weit unangenehmer und lästiger. Wenn wir es wagten, hinaus ins Freie zu gehen, so liefen wir alle Augenblicke Gefahr, daß uns Fledermäuse ins Gesicht flogen; blieben wir aber zu Hause, so waren wir immer von Skorpionen, Centipeden oder Hundertfüßen, und Skolopendern oder Vielfüßen (zwei Arten von Insekten) umringt, die beständig in Menge auf dem Boden herum krochen, und außerdem sprang uns ein widerliches, ekelhaftes, übrigens aber vollkommen unschädliches Insekt, eine Art von Grille (Gryllus Gryllotalpa) während des Nachtessens beständig auf die Teller und in die Gläser. Allein unter allen Qualen, die ich jemals in irgend einem Theile der Welt ausgestanden habe, kann doch keine mit derjenigen verglichen werden, die uns zu Rio de Janeiro die Stiche der Muskiten verursachten. Ich habe den kleinen giftigen Stachel dieser Thierchen in manchem Lande gefühlt, aber niemals hat er mir so schreckliche Schmerzen verur-

sacht, wie hier; hieran war auch nicht etwa eine zu dieser Zeit besonders große Reizbarkeit meines Körpers Schuld, denn unser ganzes Gefolge ohne alle Ausnahme führte die nämliche Klage. Die Augen, Lippen, Backen und die Stirne von allen Personen, die auf dem Lande übernachteten, waren des Morgens immer dermaßen geschwollen und entzündet, daß man ihre Züge nicht mehr erkennen konnte. Auch sogar diejenigen unter ihnen, welche die Vorsicht trafen, sich mit einem Netz zu behängen, standen zwar nicht die nämlichen Martern aus, wie die übrigen, aber ganz damit verschont blieben sie demungeachtet nicht. Außerdem befand man sich auch durch das beständige Summen, womit diese Insekten auf die Gesichter losfuhren, so wie durch die Besorgniß, daß es einem oder dem andern von denselben doch wohl gelingen könnte, bei einer unfreiwilligen Bewegung im Schlafe den Weg unter das Netz zu finden, und die beständige Erwartung, worin man daher war, von ihnen gestochen zu werden, unablässig in einem so ängstlichen Zustande, daß sowohl denen, die in ein Netz eingehüllt, als den übrigen, die gegen die Angriffe dieses furchtbaren Insektes durch nichts geschützt waren, nothwendig aller Schlaf vergehen mußte.

Die zahllosen Schwärme von diesen Insekten, so wie von andern Arten von Ungeziefer, sind jedoch weit eher der außerordentlichen Unreinlichkeit der Einwohner, als der Hitze des Klima's zuzuschreiben. Das Erdgeschoß in allen Häusern wird nur äußerst selten gefegt und dient bloß allein zum Aufheben des Brennholzes, des Hausrathes und zur Wohnung für die zahlreichen

Sklaven. Der nämliche Mangel an Reinlichkeit zeigt sich auch in ihrer Kleidung und an ihrem Körper. Aeußerst wenige oder gar keine unter ihnen sind von derjenigen Hautkrankheit befreit, die bei uns bloß allein für eine Folge von schlechten Nahrungsmitteln und von Unreinlichkeit gehalten wird; viele sind sogar mit dem Aussatz behaftet und auch die Elephantiasis ist keineswegs eine seltene Krankheit bei ihnen. Ein großer Theil ihrer Nahrungsmittel besteht in Fischen, Obst und Vegetabilien, wobei jedoch das farinha de pao, oder Mehl von der Maniok-Wurzel, niemals fehlen darf; alle feste Nahrung, die sie zu sich nehmen, sie mag bestehen worin sie wolle, wird zuerst in Oel oder geschmolzenes Fett getunkt, alsdann in diesem Mehl herum gekehrt und hierauf in der flachen Hand in kleine Kugeln geknetet. Milch, Butter und Käse sind äußerst selten bei ihnen; wir hatten die größte Mühe, uns nur einen kleinen Vorrath von Milch zu unserem Thee zu verschaffen, und diese war erbärmlich schlecht. Ihr Rindfleisch ist mager und schlecht, und Schöpsenfleisch kann man kaum um irgend einen Preiß zu kaufen bekommen. Truthühner und Federvieh aller Art ist in großer Menge vorhanden und von ziemlich gutem Geschmacke; auch findet man auf den Märkten immer eine große Menge von vortrefflichen Fischen. Das Brod, das aus Waizenmehl, dem Produkt der südlichen Provinzen, bereitet wird, ist in einem vorzüglichen Grade vortrefflich, und das Obst von aller Art hat an Güte nirgends in der Welt seines gleichen.

Einer der ersten Gegenstände, wornach sich ein wißbegieriger Fremder, wenn er in eine große Stadt kommt, zu erkundigen pflegt, sind die Buchläden. Die Engländer besonders sind so sehr gewöhnt, überall wo sie in ihrem Vaterlande hin kommen, einen gedruckten Wegweiser zu bekommen, daß sie natürlicher Weise auch in fremden Ländern eine ähnliche Quelle des Unterrichts und der Belehrung zu finden hoffen. Nach langem Suchen und Nachfragen erfuhren wir endlich, daß sich zwei Buchläden zu St. Sebastian befanden; weniger Zeit und Mühe kostete es aber, um uns zu überzeugen, daß sie beide nichts enthielten, was nur einigermaßen nützlich und interessant für uns seyn konnte. Die Verzeichnisse derselben waren mit vielen alten medicinischen und alchemischen Werken, mit noch mehreren über die Kirchengeschichte und über theologische Streitigkeiten, und mit einigen wenigen über die Geschichte und die Heldenthaten des Hauses Braganza angefüllt; unter allen befand sich aber kein einziges, das Bezug auf das Land selbst hatte. Ueber diesen Theil von Süd-Amerika, der unstreitig unter die allerfruchtbarsten Länder auf dem ganzen Erdboden gehört, ist schwerlich von der Hand eines Portugiesen auch nur eine einzige Seite geschrieben worden, die einen Beitrag zur Naturgeschichte, zur Regierungsverfassung und Statistik desselben enthielte, ausgenommen das Wenige, was in den allgemeinen Beschreibungen von der Eroberung von Brasilien vorkommt. Ein Franziskanermönch erzählte uns jedoch, daß er schon seit langer Zeit Materialien zu einer Flora fluminensis gesammelt habe, (wie er das Werk

mit einer witzigen Anspielung auf den Namen Rio betiteln wollte,) und daß er bald im Stande zu seyn hoffe, es durch den Druck bekannt zu machen; ich habe jedoch bisher noch nicht gehört, daß es wirklich erschienen sey. Neuerlich ist daselbst ein kleines Schriftchen über die Wichtigkeit des Handels von Portugal und seiner Kolonieen erschienen, das Coutinho, Bischof von Fernambuco, zum Verfasser hat; allein das Wenige, was es in Rücksicht auf Brasilien enthält, besteht bloß in allgemeinen oberflächlichen Nachrichten, die nichts weniger als befriedigend sind. Es wird übrigens allgemein versichert, daß sich sowohl hier, als zu St. Salvador mehrere Bände von wichtigen Manuscripten in den Händen der Regierung befänden, welche die Jesuiten-Missionarien zu Verfassern hätten; sollte aber auch diese Sage wirklich gegründet seyn, so enthalten doch wahrscheinlicher Weise alle diese Bände nicht viel mehr als die Tagebücher der Jesuiten über ihre geistlichen Verrichtungen und Abschriften von ihrem Briefwechsel mit ihren Vorgesetzten in Europa.*) Brächten aber die Priester und Mönche zu Rio, die daselbst so äußerst zahlreich sind, nicht den größten Theil ihrer Zeit im Müßiggang und in Schwelgerei, oder auch damit zu, daß sie sich in die geheimen häuslichen Angelegenheiten aller Familien mischen und die kleinen anstößigen Geschichtchen, die hin und wieder vorfallen, von Haus zu Hause herum tragen; — was für eine vortreffliche Gelegenheit hätten sie alsdann, um der Welt

*) Man vergleiche damit, was Lindley in seinen Reiseberichten sagt. D. H.

eine vollständige und erschöpfende Beschreibung von einem so äußerst interessanten und noch so wenig gekannten Lande zu liefern!

Die Neugierde dieser heiligen Männer, die Absicht und den Zweck unserer Gesandtschaft nach China zu erfahren, war so hoch gespannt, daß sie ohne große Umstände sich bei uns einführten, und es entstand sehr bald ein starkes Verkehr zwischen den verschiedenen Klöstern in der Stadt und unserem Hause. Nachdem ihre Neugierde in Rücksicht auf unsere Angelegenheiten, so viel als geschehen konnte, befriedigt war, so fiel ihre Unterhaltung, so oft sie bei uns waren, gewöhnlich auf den hartnäckigen und halsstarrigen Charakter der eingebornen Indianer, die sie nicht genug herunter zu setzen und zu schänden wußten, weil sich dieselben so beharrlich weigerten, die christliche Religion anzunehmen, (ob sie sich gleich, im Vorbeigehen gesagt, sehr wenige Mühe gaben, dieselben zu bekehren;) ferner auf die Erzählungen von großen Diamanten, die von Zeit zu Zeit in den Gruben gefunden worden wären und so oder so viel gewogen hätten, auf die Schelmstreiche und Spitzbübereien der Sklaven, und, was mir besonders an ihnen mißfiel, auf die Neigung der Damen von St. Sebastian zur Galanterie. Die Aebtissin eines Klosters, das nicht weit von unserer Wohnung lag, klagte eines Tages dem Doktor G., daß sie so häufig mit heftigen Kopfschmerzen geplagt wäre, und er versprach daher, ihr Pillen zu geben, die sie davon befreien sollten. Da wir uns aber sehr eilends und ganz unerwartet wieder einschiffen mußten, so übergab der Doktor die Schachtel

mit den Pillen einem rüstigen, wohlgenährten Benediktinermönche, und bat ihn, sie sobald als möglich der Aebtissin einzuhändigen. Die Neugierde dieses Sohnes der Kirche war jedoch so stark, daß er mit Vernachlässigung alles Wohlstandes die Büchse sogleich aufmachte, hinein roch, und alsdann mit einem bedeutenden Blicke zu dem Doktor sagte: „Aha, Domine, Mercurialia! ista sunt Mercurialia!“ Der Doktor gab ihm seine Unzufriedenheit über dieses Benehmen zu erkennen und zugleich auch sein Erstaunen, wie er auf den Gedanken kommen könnte, daß die Aebtissin sich im Fall befände, für ein solches Uebel, wie er zu verstehen geben wolle, Arzenei brauchen zu müssen. „Die Aebtissin“, rief hierauf der Mönch mit einem lauten Gelächter aus, „die Aebtissin und alle Damen in Rio ohne allen Unterschied pronae sunt omnes ac deditae Veneri;“ und hierauf versicherte er in den bestimmtesten Ausdrücken, daß eine große Anzahl von Frauenzimmern in der Stadt mit den übeln Folgen, die aus ihrem freien und zügellosen Umgange mit Fremden entständen, behaftet wären. Diese Versicherung des ehrwürdigen Vaters mag nun wahr seyn oder nicht, so ist es doch gewiß äußerst unschicklich und auf eine empörende Art unanständig, daß ein Mann von seinem Stande es über sich gewinnen konnte, dergleichen Geheimnisse auszuplaudern. Es ist nicht nur im höchsten Grade sündlich, sondern auch wirklich niederträchtig, wenn man unter dem heiligen Mantel der Religion demjenigen Geschlechte, das wir, die mächtigen Herren der Schöpfung, so gern mit dem Namen des schwächern belegen, zuerst ein Geständniß seiner Fehler und Vergehungen entlockt, und es alsdann wegen dersel-

ben dem Gespötte und der Verachtung der Welt Preiß giebt.

Die Vertraulichkeit, womit die Frauenspersonen zu Rio sich gegen Fremde zu benehmen pflegen, mag zwar vielleicht mit unsern Begriffen von weiblicher Bescheidenheit nicht ganz übereinstimmen; allein ich bin deshalb noch keinesweges überzeugt, daß sie so weit geht, und in dem Grade strafbar ist, wie es in den sonst so höchst schätzbaren Reisen des Kapitäns Cook behauptet wird. Es wird in denselben unter andern versichert, daß es ein bei allen Frauenspersonen zu Rio allgemein gewöhnlicher Gebrauch wäre, daß sie die Fremden, wenn sie durch die Straßen giengen, dadurch anlockten, daß sie ihnen Blumen zuwärfen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß das Zuwerfen und Austauschen von Blumen ein sehr gewöhnlicher Gebrauch bei den Frauenspersonen zu Rio ist, allein ich bin sehr geneigt zu glauben, ohne es jedoch bestimmt behaupten zu wollen, daß dieses mehr eine Gewohnheit ist, die sie in ihren früheren Jahren in den Kostschulen annehmen, als daß sie eine unanständige Absicht damit verbinden; diese in ihrer Kindheit angenommene Gewohnheit scheinen sie in der Folge um so lieber beizubehalten, da sie ihnen Gelegenheit giebt, sich auf eine freundliche Art gesellig zu zeigen. Im Sprachzimmer des Klosters von Santa Clara, wo mehrere aus unserm Gefolge täglich hingiengen, war der Gebrauch, den Fremden Blumen zu überreichen, auch sogar bei Kindern von 8 bis 10 Jahren, so allgemein eingeführt, daß nach den allerersten Besuchen keiner von uns mehr

dahin gieng, ohne einen Blumenstrauß bei sich zu haben, und alsdann wetteiferten gewöhnlich die jungen Mädchen unter einander, welche unter ihnen zuerst ins Sprachzimmer gehen und ihre Blumen austauschen sollten. Sie unterließen dabei niemals, ihre Blumen zuerst an die Lippen zu bringen, und auch diejenigen, die sie dagegen erhielten, sogleich zu küssen; worauf sie sich schnell wieder wegbegaben, um Anderen Platz zu machen. Dieser Gebrauch schien uns bei so jungen Mädchen vollkommen unschuldig zu seyn, und auch die Aebtissin fand so ganz und gar nichts Zweideutiges und Unanständiges darin, daß sie ihn vielmehr offenbar begünstigte, weil sie wahrscheinlich die ohnehin geringe Anzahl von Vergnügungen, die in einem Nonnenkloster Statt haben können, dadurch vermehren wollte. Nun sind aber die meisten Frauenzimmer zu Rio in einem oder dem andern Kloster erzogen worden, und man kann sich daher leicht denken, daß sie in einem Lande, wo es so wenig Vergnügungen und Belustigungen giebt, an ein Lieblings-Vergnügen ihrer frühern Jugend sich auch alsdann noch gern zurück erinnern, wann sie sich in einer andern, obgleich niemals sehr viel wirksamern und umfassendern Lebens-Sphäre befinden. Das weibliche Geschlecht, das meiner Meinung nach in allen Ländern der Welt eine größere Anlage zur Gesellschaftlichkeit besitzt, als das männliche, und dessen ganzer Charakter überhaupt unendlich sanfter und wohlwollender ist, hat allerdings große Schwierigkeiten zu besiegen, um sein Betragen in der Welt auf die gehörige Art einzurichten, und den richtigen Mittelweg einzuschlagen. Sind die Frauenspersonen schüchtern

und zurückhaltend, so setzen sie sich leicht dem Vorwurf der Verstellung und der Ziererei aus; sind sie hingegen ungezwungen und freimüthig, so laden sie eben so leicht den entgegengesetzten Tadel auf sich.

So groß auch das Vorurtheil gegen die Frauenspersonen zu Rio de Janeiro seyn mag, so muß ich doch in der That gestehen, daß ich in ihrem Betragen niemals auch nur das Allergeringste bemerkt habe, was mich hätte auf den Gedanken bringen können, daß sie in einem höhern Grade ausschweifend und unmoralisch seyen, als die Frauenspersonen in irgend einem andern Lande. Auch glaube ich keinesweges, daß die Aeußerungen von Fröhlichkeit und guter Laune, womit sie von den Altänen ihrer Häuser den vorübergehenden Fremden freundlich zuwinken und lachend Blumen auf sie herabwerfen, besonders da ich häufig gesehen habe, daß sie das Nämliche thun, wenn gleich ihre Väter und ihre Ehemänner neben ihnen stehen, auch nur mit dem geringsten Scheine von Recht für eine unschickliche Aufforderung gehalten werden können, oder daß man befugt ist, dieser allgemeinen, ohne allen Nebenzweck befolgten Landessitte eine andere unsittliche Absicht unterzuschieben. Ich finde es schon im Allgemeinen im höchsten Grade ungerecht, daß man aus den zufälligen Erfahrungen und Beobachtungen, die man in einigen Stunden des Tages während eines Aufenthaltes von einer einzigen Woche gemacht zu haben glaubt, über die Denkungsart und den moralischen Charakter eines ganzen Volkes urtheilen und bestimmt darüber entscheiden will;

wenn aber gar von den Sitten und dem Charakter des schönen Geschlechtes die Rede ist, so sind wir um so viel mehr verbunden, immer das Beste von ihnen zu glauben, da in allen Ländern die guten und bösen Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes, und vorzüglich die letztern, größtentheils in dem Charakter und der Handlungsweise der Mannspersonen ihren Grund haben.

Die Sitten und Gebräuche weichen in den verschiedenen Ländern der Welt so auffallend von einander ab, und man findet hier und da so höchst sonderbare Gewohnheiten, daß es sehr leicht ist, auf den ersten Blick dadurch getäuscht zu werden. In Frankreich war es ehemals allgemeine Sitte, daß die Herren jedes Frauenzimmer ihrer Bekanntschaft, welches ihnen am Neujahrstage auf der Straße begegnete, küssen mußten, und wer dieses nicht that, wurde für einen groben Menschen von schlechter Erziehung gehalten. Ich selbst erinnere mich, daß ich einmal mitten im Tage in den Straßen von Liverpool von einem Dutzend hübscher und munterer Mädchen angehalten wurde, die nicht geringe Lust zu haben schienen, auf eine unsanfte Art Hand an mich zu legen. Zu meinem Glücke erfuhr ich jedoch noch zeitig genug, daß nach einem alten Herkommen die Mädchen in dieser Stadt das Recht haben, jede wohlangezogene Mannsperson, der sie am Oster-Dienstag in den Straßen begegnen, anzuhalten, in die Höhe zu heben, und sie, wenn sie es nicht gutwillig geschehen lassen will, in die Gosse zu tunken; dieser Tag heißt daher auch daselbst noch gegenwärtig der Hebetag. Wenn nun zu-

fälliger Weise der Befehlshaber eines portugiesischen Schiffes an einem Oster-Dienstage zum ersten Mal durch die Straßen von Liverpool gienge, in denselben auf die eben beschriebene Art von den Mädchen der Stadt behandelt würde, und hierauf unverzüglich wieder an Bord seines Schiffes zurückkehren müßte, wie denn die Portugiesen zu Rio wirklich jeden Fremden bei Sonnenuntergang auf sein Schiff zurück schicken, was würde sich nicht dieser Mann für einen seltsamen Begriff von den Sitten und dem Charakter des weiblichen Geschlechtes zu Liverpool machen! Und doch ist es gewiß, daß er ihm im höchsten Grade Unrecht thun würde!

Daß das weibliche Geschlecht zu Rio äußerst lebhaft und nicht sehr zurückhaltend ist, gebe ich allerdings zu; allein man darf sich hierüber keinesweges verwundern. Sie bringen den ganzen Tag zu Haus in ihren düstern Zimmern zu, und bekommen selten einen fremden Menschen, der nicht zu ihrer Familie gehört, zu sehen, außer nur auf den Abend, wann sie auf den Altan ihres Hauses heraus treten, oder in die Vesper gehen; alsdann sind sie im eigentlichen Verstande mit Vögeln zu vergleichen, die eben ihrem Käsig entwischt sind. Uebrigens zweifle ich aber auch keinen Augenblick, daß es zu Rio so gut wie überall Frauenspersonen genug giebt, deren Tugend nicht eben viel werth ist; sollten aber auch einige wenige von denjenigen, die äußerlich für tugendhaft gehalten werden, den Fremden wirklich auf eine unschickliche Art zuvorkommen, so haben dieselben, fürchte ich, eine vollgültige Entschuldigung in

dem Betragen der Mannspersonen, wovon uns die Mönche nicht Schändlichkeiten genug erzählen konnten.

Die meisten Frauenspersonen zu Rio fangen schon frühzeitig an stark zu werden, was von ihrer eingeschlossenen Lebensart und ihrer Unthätigkeit herrührt. Ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich blaß, aber sie haben durchgängig schwarze, ausdrucksvolle Augen, und unvergleichlich schöne Zähne. Ihre langen schwarzen Haare binden sie gewöhnlich mit weißen oder farbigen Bändern in Flechten, und durchwinden diese mit Kränzen von Blumen, besonders von solchen, die einen starken und angenehmen Geruch haben, als z. B. der Plumeria, dem Polianthus oder der Tuberose und dem Jasmin. Die ältern Frauenspersonen, so wie auch diejenigen, die den Namen haben wollen, daß sie die europäischen Moden nachmachen, überladen ihre schwarzen Locken mit einer Menge wohlriechender Oele und Farinha. Der Hausanzug des weiblichen Geschlechtes besteht bloß in einem mit Falbeln eingefaßten Rock und einem dünnen Jäckchen von Mousselin oder Kattun, das mit Spitzen besetzt ist; gewöhnlich haben sie dabei keine Strümpfe an den Füßen. Durch die Straßen gehen sie nur äußerst selten zu Fuß, sondern lassen sich in Sänften tragen, die auf beiden Seiten offen sind; dies geschieht, eben so wie bei den Chinesen, durch Sklaven, welche die Sänften vermittelst Stangen auf den Schultern tragen. Die Mannspersonen, welche Vermögen genug dazu besitzen, fahren gewöhnlich in einer plumpen Art von Kabriolet, das mit zwei Pferden bespannt ist. Der Anzug derselben ist übrigens ganz der nämliche wie in Europa. Selten gehen sie

aus, ohne einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite, und ein Paar ungeheuer großer silberner oder gar goldener Schnallen in den Schuhen und an den Knieen zu haben, die mit Diamanten oder brasilianischen Topasen besetzt sind; hierbei sind sie beständig, auch sogar bei der allerheißesten Witterung, in einen großen Mantel eingehüllt.

Wir hatten während unseres Aufenthalts nur wenige Gelegenheit, den gesellschaftlichen Zustand von St. Sebastian kennen zu lernen, allein man kann ihn wahrscheinlich, ohne sich zu irren, nach dem in andern portugiesischen Kolonieen beurtheilen. Die Einwohner sollen zuweilen Gesellschaften in dem Passeo Publico veranstalten, wo sie zu Nacht essen, und sich mit Spazierengehen, Musik und Feuerwerk bis tief in die Nacht hinein belustigen; während unseres Aufenthalts daselbst hatte jedoch keine solche Gesellschaft Statt. Auch sollen zuweilen in dem Gouvernementshause Bälle und Konzerte gegeben worden seyn, allein der gegenwärtige Vicekönig wurde für einen kargen, filzigen Mann gehalten, der kein anderes Bestreben und keinen andern Wunsch hatte, als sich ein fürstliches Vermögen zusammen zu scharren. Außerdem ist auch noch ein Opernhaus daselbst, das jedoch einige Zeit vorher wegen der Krankheit der Königin von Portugal verschlossen worden war. Wir waren daher so unglücklich, durchaus keiner von ihren öffentlichen Zusammenkünften beiwohnen zu können. Uebrigens sind die Einwohner äußerst träge, sehr neidisch und eifersüchtig auf einander, und im höchsten Grade

abergläubisch. Der ganze Tag wird mit Schlafen und mit steifen, abgezirkelten Ceremonien zugebracht, und bei dem Mißtrauen, das sie gegenseitig zu einander haben, kann auch der Genuß des gesellschaftlichen Umganges unmöglich groß seyn. Die größere Masse des Volks ist wirklich nicht aufgeklärt genug, um Geschmack an einem solchen Umgange zu finden, denn es ist, wie auch schon früher ein großer Moralist bemerkt hat, eine ausgemachte Wahrheit, daß „ohne Aufklärung der Mensch nur mit seines Gleichen zusammenhält, aber nicht gesellschaftlich ist."

Da der angebliche Zweck bei der Eroberung von Brasilien in der Bekehrung der eingebornen Indianer zum Christenthume bestanden hat, so sind auch alle Kirchen und Klöster im ganzen Lande äußerst reich ausgestattet; allein der Eifer, womit ehemals die Geistlichkeit diese fromme Absicht zu erreichen strebte, ist schon seit langem erkaltet, und der Hang nach klösterlicher Ruhe und Wohlleben ist an seine Stelle getreten. Die heil. Männer finden es zwar der Klugheit angemessen, durch eine mehr als gewöhnliche Beobachtung solcher religiösen Ceremonien, die Jedermann sogleich in die Augen fallen, den äußern Schein von Frömmigkeit beizubehalten, allein ihr moralischer Charakter ist äußerst verdorben, alle ihre Gespräche sind unanständig und locker, und sie fühlen sich auch nicht sehr geneigt, den Laien in Rücksicht ihres Betragens einen besondern Zwang aufzulegen. Obgleich in ganz Brasilien kein Inquisitionsgericht befindlich ist, und daher die Furcht vor den Geistlichen

weniger groß ist, als in dem Mutterlande, so haben sie daselbst dennoch einen außerordentlichen Einfluß. Der ganze Tag ist mit religiösen Ceremonien angefüllt; das beständige Läuten der Glocken in die Metten, Vespern, großen Messen und zu den feierlichen Requiems für irgend eine abgeschiedene Seele, die etwa einer Kirche ein beträchtliches Legat vermacht hat, so wie auch das häufige Abfeuern von Racketen und Schwärmern, verursachen jedoch ein so unablässiges äußerst widriges Geklingel und Gerassel, daß die Portugiesen nach dem Ausdrucke des französischen Satyrikers: Pour honorer les morts, font mourir les vivans. Auch vergieng beinahe kein Tag, ohne daß wir irgend ein feierliches Leichenbegängniß zu sehen bekamen, wobei die anwesenden Geistlichen brennende Kerzen in den Händen trugen, und während sie durch die Straßen hindurch zögen, melancholische Sterbelieder absangen. Eben so gieng auch äußerst selten ein Abend vorüber, wo nicht irgend ein Heiliger, an dem nach dem Kalender die Reihe war, oder auch die heil. Jungfrau, deren Bildniß sich an allen Straßen-Ecken in einem hölzernen Kästchen befindet, in Begleitung von Soldaten, Geistlichen und Musikanten in der ganzen Stadt herum getragen wurde. Bei dem lumpigen Staate, womit besonders diese Dame gewöhnlich dabei aufgeputzt ist, bei ihren weißgepuderten Locken, und bei dem Rauschgolde und den Flittern, womit sie überhängt ist, kann man sich kaum des Gedankens an die Schornsteinfeger-Mädchen, oder vielmehr Jungen, die bei uns am ersten Mai in Mädchen verkleidet werden, erwehren; auch die Heiligen haben, wenn sie auf diese Art herum getragen werden, ein

wirklich kleinliches, und nichts weniger als Ehrfurcht gebietendes Aussehen. Zuweilen geschieht es jedoch, daß diese erbärmlichen Bilder, wenn sie in Prozession ausgetragen werden, außer einer Menge von goldenen und silbernen Tressen und Quasten, auch noch mit sehr vielen ächten Diamanten, Topasen und andern kostbaren Steinen überladen sind, die zuweilen von der Kirche, der sie zugehören, geliefert, zuweilen aber auch von den reichen Einwohnern der Stadt geborgt werden, und diese letztern sind selten so gottlos, daß sie dieser Dame nicht, wenn sie sich herabläßt, sich öffentlich sehen zu lassen, auf die erste Anforderung alle ihre Juwelen und Kostbarkeiten willig borgen sollten. Alle diese Ceremonien können zwar einem vernünftigen Wesen keine Ehrfurcht einflößen, wie es doch eigentlich der Zweck davon seyn soll, allein sie dienen doch wenigstens zu Mitteln, um in dem Volke alles Nachdenken zu unterdrücken. Wirklich scheint auch die Aufmerksamkeit, womit man diesen Schauspielen zusieht, durch die tägliche Gewohnheit sie zu sehen, keinesweges abgenommen zu haben. Sobald die Glocke ertönt, so zieht jedermann in den Straßen sogleich den Hut ab, und das Nämliche thut auch jeder, der vor einem Kasten, worin sich ein Bildniß der heil. Jungfrau befindet, vorüber geht; und wenn die Racketen und Schwärmer abgebrannt werden, so richten sich unwillkührlich alle Augen gegen die Anhöhen hin, auf denen die Kirchen und Klöster größtentheils erbaut sind. Die Wirkung, welche diese lärmenden Religionsübungen auf die Seele des Menschen hervorbringen, scheint mir die nämliche zu seyn, die, wenn ich mich recht erinnere, der Dr. Johnson der Musik zuschreibt,

„daß sie nämlich die Ideen, die wir haben, verwischt, und uns keine andere an deren Stelle giebt.“

Man wird wohl glauben, daß ich nicht füglich fähig seyn kann, befriedigende Nachrichten über den innern Zustand des Landes, in Rücksicht seiner Kultur und der Verhältnisse, worin sich die Einwohner befinden, mitzutheilen. Uebrigens verschaffte uns doch die kleine Reise, die wir in das Thal von Tejeuca, ungefähr 4 teutsche Meilen südwestwärts von St. Sebastian, machten, volle Gelegenheit uns zu überzeugen, wie erbärmlich vernachlässigt dieses schönste und fruchtbarste unter allen Ländern, sogar auch in der Nähe seiner größten und volkreichsten Stadt, ist. Keine Straße, auf der ein Fuhrwerk mit Rädern fortkommen kann, erstreckt sich von dieser Stadt über 2 Meilen Wegs weit; wir waren auf der Reise, die wir machten, schon nach der 1sten Meile genöthigt auszusteigen, und uns auf die Pferde zu setzen, die wir zur weitern Fortsetzung derselben voraus geschickt hatten. Hierauf kamen wir sogleich in einen großen Wald, in welchem wir alle Augenblicke absteigen mußten, um über große Bäume hinweg zu klettern, die quer über den Weg nieder gefallen waren, und die man daselbst ruhig liegen und faulen ließ. Wenn uns übrigens dieser Weg durch den Wald nicht häufig durch Bäume, große Felsstücke und Sümpfe versperrt worden wäre, wodurch unsere Reise äußerst langweilig und unangenehm wurde, so hätten wir ganz und gar nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß wir in dem kühlen Schatten von ehrwürdigen, mehrere Jahrhunderte alten Bäumen fortschlendern, und dabei dem Gesange von

zahllosen Vögeln, die fast alle uns neu und unbekannt waren, zuhören konnten. Von der Stadt an bis an die Gränze des Waldes hatten wir schon das Land äußerst schlecht bestellt gefunden; von hieraus aber war es noch schlechter, und wir sahen nur noch hin und wieder eine geringe Spur von Kultur. Der untere Theil aller Hügel war mit Waldungen besetzt, die Thäler prangten mit Bäumen von einer majestätischen Höhe, und die Gipfel der Anhöhen und Hügel waren überall mit dem dicksten Strauchwerk bedeckt. Nirgends aber sah man auch nur eine Hand breit Landes, das ganz nackt und kahl gewesen wäre.

Indem wir gegen Westen zu die Berge immer weiter hinaufstiegen, so kamen wir auf einmal an einen unbeschreiblich schönen Wasserfall, welcher, nach der Menge der Namen zu urtheilen, die in die Wände einer dabei befindlichen Höhle und in einen großen, aus einem einzigen Felsstück bestehenden Tische in derselben, eingehauen waren, ehemals sehr häufig von den Einwohnern muß besucht worden seyn. Der Wasserstrom ergießt sich von dieser Anhöhe in ein äußerst fruchtbares, romantisch schönes Thal hinab, durch welches hindurch er einem kleinen Arme des Meeres zufließt. In dem ganzen Thale fanden wir jedoch nicht mehr als zwei Pflanzungen, auf deren einer wir in dem daselbst befindlichen Wohnhause die Nacht zubrachten. Es befanden sich wenige oder gar keine Geräthschaften in demselben, alles war darin im höchsten Grade schmutzig und wir hatten von den zahllosen Musquiten, die auf den hölzernen, mit Rohr durchflochtenen Gestellen,

auf denen wir ohne Betten, Matratzen und Decken liegen mußten, frei und ungehindert über uns herfallen konnten, schreckliche und unaussprechliche Qualen auszustehen. Die Pflanzungen wurden blos allein von Sklaven bearbeitet, und lieferten sehr reiche Aerndten von Baumwolle, Kaffee, Zucker und andern kostbaren Produkten. Der Eigenthümer derselben war ein angesehener Kaufmann zu Rio, der allein auf dieser Pflanzung über hundert Sklaven besaß, und überhaupt für einen äußerst reichen Mann gehalten wurde; demungeachtet genoß er aber, so viel wir wenigstens darüber urtheilen konnten, nicht die allergeringsten Annehmlichkeiten des Lebens, denn so sehr er auch alle Bedürfnisse und sogar auch solche Gegenstände, die zum Luxus und zur Weichlichkeit gehören, im größten Ueberfluß besaß, so waren ihm doch alle feineren Genüsse, durch die allein der Reichthum seinen Werth bekommt, gänzlich unbekannt. Er beschwerte sich auch bitterlich über den Druck, den die Bewohner von Süd-Amerika von dem Mutterlande auszustehen hätten, und daß die Monopolien, die Verbote aller Art und die unerschwinglichen Auflagen den Handel eingeschränkt, den Ackerbau zu Grunde gerichtet und alle Lust zu irgend einer Unternehmung zerstört hätten. Die Last der Abgaben, meinte er, und die unerträglichen Einschränkungen hätten bei den Einwohnern ein so allgemeines Mißvergnügen hervorgebracht, daß er sich ganz und gar nicht wundern würde, wenn sie zuletzt auf den Gedanken verfielen, eben so wie ihre Brüder in dem nördlichen Theile des nämlichen Kontinents, das Joch von Portugal abzuschütteln, und sich für frei und unabhängig zu erklä-

ren. — Ich werde übrigens über das System, das Portugal in Rücksicht auf Brasilien befolgt, in dem folgenden Kapitel einige ausführlichere Nachrichten mittheilen.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über Brasilien.

Entdeckung von Brasilien. — Anlegung von Kolonieen daselbst. — Fehlgeschlagener Versuch, die Eingebornen zum Christenthum zu bekehren und zu Sklaven zu machen. — Einfuhr von Negern von der Küste von Afrika. — Humanität eines Franzosen gegen eine Schiffsladung von Negern. — Behandlung und Zustand der Sklaven in Brasilien. — Vorzüge dieses Landes vor den Westindischen Inseln. — Bemerkungen über den Sklavenhandel. — Unterdrückendes System der Portugiesen in Rücksicht auf Brasilien. — Kostbare Produkte dieses Landes. — Handelstractat zwischen England und Portugal. — Kläglicher Zustand der spanischen Colonieen. — Gefährlicher Plan, Süd-Amerika zu revolutioniren. — Bahia, Rio de Janeiro und Sta. Catharina, drei wichtige Puncte auf der Küste von Brasilien. — Befestigung und militärische Stärke von Rio.

Die Entdeckung der amerikanischen Inseln scheint das Resultat einer absichtlichen Unternehmung gewesen zu seyn, allein die von der Küste von Brasilien war bloß allein das Werk des Zufalls. Als nämlich der por-

tugiesische Admiral Cabral, mit einer Flotte um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumfahren sollte, so faßte er den Entschluß, wegen der Windstillen und häufigen Sturmwinde, die alle seine Vorgänger in der Nähe der Küste von Afrika auszuhalten gehabt hatten, einen andern, obgleich weitern, Weg einzuschlagen, und die Aequinoktiallinie um mehrere Grade weiter gegen Westen, als bisher gewöhnlich gewesen war, zu durchschneiden. Er führte diesen Plan auch wirklich aus, und da er bei einem frischen Südost-Winde mit vollen Segeln immer gegen Süden zufuhr, so befand er sich auf einmal im 16° der Breite auf eine ganz unerwartete Weise bei der Küste von Süd-Amerika, wo er, nachdem er mehrere Tage äußerst stürmische Witterung ausgestanden hatte, endlich eine ziemlich gute Bai entdeckte, und derselben, weil seine Schiffe mit vollkommener Sicherheit darin vor Anker liegen konnten, den Namen Porto Seguro beilegte. Nach der Sitte jenes Zeitalters nannte er auch diesen ganzen Theil von dem neuentdeckten Kontinent Santa Cruz oder das heil. Kreuz; allein seine Regierung änderte diese Benennung in der Folge in die von Brasilien um, und zwar wegen der kostbaren Holzart, die diesen Namen führt, und die eine geraume Zeit nach der Entdeckung das einzige wichtige Produkt gewesen ist, welches von dort nach Europa geführt wurde.

In jenen Zeiten kam übrigens die Acquisition eines Landes, als solche, bei allen Besitzergreifungen neuer Länder nur in zweiter Ordnung in Betrachtung, und der große, einzig und allein beabsichtigte oder doch we-

nigstens angegebene Zweck, war immer die Bekehrung der Eingebornen zum Christenthume; alle Eroberungen wurden daher auch nur allein unter diesem frommen Vorwande gemacht. Wie wenig jedoch die Portugiesen den aufrichtigen Wunsch hegten, durch die Besitznahme von Brasilien die Herrschaft der christlichen Religion auszubreiten, kann man schon aus der Art von Menschen sehen, die sie als Kolonisten in dieses neu erworbene Land schickten. Alle solche Personen, die irgend ein Verbrechen, das nicht geradezu des Todes schuldig war, begangen hatten, alle, die der Zauberei und Ketzerei wegen angeklagt wurden, alle Arten von Vagabunden und solche Menschen, die nicht bestimmt aufweisen konnten, durch welche Mittel sie ihren Lebensunterhalt verdienten, ferner auch alle Personen, die von der heil. Kirche auf irgend eine Weise für strafbar gehalten wurden, besonders aber diejenigen Juden und Mauren, die nicht im Stande waren, sich durch Geld von dieser Verfolgung los zu kaufen; kurz alle solche Personen, die man aus einer oder der andern Ursache gern los seyn wollte, wurden nach Brasilien verbannt. Die Juden übrigens, gegen welche es niemals an einem Vorwande fehlte, wenn man die Absicht hatte, sich ihres Vermögens zu bemächtigen und die von jeher zu Schlachtopfern der heil. Inquisition bestimmt waren, hatten keinesweges Ursache, sich über diesen Grundsatz, den man bei der Kolonisation von Brasilien befolgte, zu beklagen; denn sie wurden dadurch von der systematischen Verfolgung, der sie in Europa ausgesetzt gewesen waren, auf immer befreit und erhielten in einem neuen

Lande, wo sie sich durch Industrie und Gewandheit unfehlbar zu einem hohen Grade von Wohlstand empor=schwingen konnten, den vollen Genuß ihrer Freiheit. Ihr Verbannungsort wurde daher für sie eine Freistätte gegen Ungerechtigkeit und Raubsucht. Sobald sie in Brasilien den Fuß ans Land gesetzt hatten, so waren sie auf die Mittel bedacht, wodurch sie sich bei den Ein=wohnern beliebt machen könnten. Da nun diese arg=wohnlosen Menschen sich freundlich und liebreich von ih=nen behandelt sahen, so ließen sie es ohne Widerrede geschehen, daß diese Fremdlinge überall, wo sie nur im=mer Lust hatten sich nieder zu lassen, Ländereien in Be=sitz nehmen durften. Sie lachten sogar über die Thor=heit der weißen Männer, die ihr Vaterland und ihre Freunde verließen, um in einem fremden Lande den Bo=den umzugraben und ihn mit einigen schwächlichen Pflan=zen, wozu sie den Saamen selbst mitgebracht hätten, zu bestellen, da doch die Wälder in Brasilien freiwillig ei=nen unerschöpflichen Vorrath von köstlichen Früchten al=ler Art hervorbrächten.

Alle diese Kolonisten, die zu Hause nur für den Auswurf der menschlichen Gesellschaft gehalten worden waren, mußten sich daher nothwendig in ihrem neuen Vaterlande in einem weit glücklichern Zustande befinden. Sie hatten die Vorsicht getroffen, einige Setzlinge von Zuckerrohr von der Insel Madera, wohin es die Por=tugiesen schon vorher verpflanzt hatten, mitzunehmen, und dieses köstliche Gewächs wurde sogleich in Brasilien mit einem so glücklichen Erfolge angebaut, daß es aus

einem Produkt, von welchem man bis dahin bloß in der Medizin Gebrauch gemacht hatte, schon nach wenigen Jahren in einen Gegenstand des allgemeinen Genusses verwandelt wurde. Der Hof von Lissabon scheint übrigens nur durch die immer mehr zunehmenden Nachfragen nach diesem kostbaren Produkte auf den Märkten in Europa, zuerst von der Wahrheit des Satzes, auf den er vorher wenig oder gar keine Rücksicht genommen hatte, daß nämlich eine Kolonie, wenn sie gleich weder Gold, noch Silber, noch Diamanten in ihrem Schooße verbirgt, dennoch dem Mutterlande äußerst nützlich werden kann, überzeugt worden zu seyn.

Die Regierung lernte auch wirklich immer mehr und mehr die große Wichtigkeit von Brasilien kennen, und schon 50 Jahre nach der Entdeckung dieses Landes hielt man dasselbe für würdig, daß die Regierung und Oberaufsicht darüber einem besondern General-Gouverneur übertragen werde. Dieser vornehme Mann hatte jedoch kaum den Fuß ins Land gesetzt, als er auch sogleich anfieng sich in Streitigkeiten mit den eingebornen Indianern einzulassen. Er fand nämlich nicht nur sehr bald selbst Gelegenheit, sich von dem sanften und leicht zu behandelnden Charakter dieser Wilden zu überzeugen, sondern wurde auch durch die mancherlei Erzählungen der Kolonisten in seiner desfalsigen Meinung bestärkt. Daher entwarf er den, wie er glaubte, äußerst klugen und lobenswerthen Plan, einen Theil dieser Eingebornen zu wirklichen Sklaven zu machen, den andern aber mit Gewalt zu zwingen, auf Bedingungen, die er selbst

vorschreiben würde, die Felder zu bestellen und den Grund und Boden zu bearbeiten. Der Gouverneur handelte hierin ohne Zweifel nach dem Geiste der Instruktion, die er empfangen hatte, denn es ist eine allgemeine Bemerkung, daß bei allen Entdeckungen und Eroberungen, welche Spanien und Portugal machten, die Bevölkerung des Landes niemals für ein Kennzeichen von dem Wohlstande desselben gehalten wurde. Man hatte im Gegentheil kein anderes Bestreben, als Gold aufzusuchen, und die Anzahl der Einwohner dadurch, daß man sie zu Sklaven machte, zu vermindern. Durch den guten Erfolg, den dieses Verfahren der Portugiesen auf der Küste von Afrika gehabt hatte, wurden sie wahrscheinlich auf den Gedanken gebracht, daß auch in Süd-Amerika das Nämliche könnte ausgeführt werden; allein der Gouverneur fieng kaum an, seinen Plan ins Werk zu setzen, so wurden die Brasilianer über eine solche unerwartete Mißhandlung im höchsten Grade aufgebracht, und beschlossen alle einmüthig, sich gegen diese schreiende Ungerechtigkeit mit Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Ihre Anzahl und ihr Muth waren weit größer als nöthig gewesen wäre, um diese noch schwache Kolonie auf einmal wieder zu vernichten; ohne allen Zweifel wäre auch dieses wirklich der Fall gewesen, wenn nicht einige Jesuitenmissionarien, die durch ihr einnehmendes Betragen die Achtung und Zuneigung der Eingebornen gewonnen hatten, sich ins Mittel gelegt und den furchtbaren Schlag, der die Kolonie bedrohte, noch abgewendet hätten. Diese muthigen, unternehmenden Männer wußten es bei demjenigen Theil

der Eingebornen, der an der Küste des Meeres wohnte, dahin zu bringen, daß endlich diese so schwer beleidigten Menschen den Vorschlägen zur Aussöhnung, welche ihnen die Kolonisten machten, noch Gehör gaben; eine große Anzahl von ihnen zog sich übrigens in das Innere des Landes zurück, und man hat es trotz aller Bemühungen dieser frommen Männer seit dieser Zeit niemals mehr dahin bringen können, daß sie das geringste Zutrauen zu den Europäern gefaßt hätten.

Es ist ein nur allzu gegründeter Vorwurf, daß überall, wo die Europäer Eroberungen in fremden Welttheilen gemacht haben, die Anzahl der Eingebornen in diesen Ländern immer mehr und mehr abgenommen hat, daß neue verheerende Krankheiten bei ihnen eingeführt worden sind, daß ihre physischen Kräfte durch den häufigen Genuß starker, für sie wirklich giftartiger, Getränke abgenommen haben, daß Dieberei und Lügenhaftigkeit ihnen zur andern Natur geworden sind, und daß die ursprüngliche Einfachheit ihrer Lebensart zernichtet und die Gewinnung ihres Unterhalts ihnen durch die Vervielfältigung der dazu erforderlichen Mittel immer mehr erschwert worden ist, während sie auf der andern Seite äußerst selten auch nur um wenige Schritte in Kultur und Aufklärung vorwärts gegangen sind, oder in Künsten und Handwerken die geringsten Fortschritte gemacht haben. Wenn es den Anschein hat, als wenn nicht alle Klassen des Menschengeschlechtes einer allmählichen, immer fortschreitenden Vervollkommnung fähig wären, so sollte man allerdings glauben, daß die Ursache davon in der Rohheit und Widerspenstig-

keit solcher wilden Völker läge; allein es erfordert nur einen flüchtigen Blick auf die Art, wie diese Menschen behandelt werden und die in manchen Kolonieen hart, grausam und wirklich empörend, in andern aber intolerant und unduldsam ist, um sich sogleich zu überzeugen, daß diese Behauptung durchaus ungegründet ist. Von der ersten Verfahrungsart gegen die Kolonisten habe ich Gelegenheit gehabt, in dem Betragen der holländischen Bauern gegen die Hottentotten ein Beispiel aufzustellen und von der letztern geben die Portugiesen in Brasilien einen auffallenden Beweis. Die Jesuiten verbanden zwar, während sie in Paraguay regierten, so viele Klugheit, Erfahrung und Beharrlichkeit mit einer so vollendeten Kenntniß des menschlichen Charakters, daß es ihnen ohne allen Zweifel auf diesem Wege geglückt wäre, ganz Süd-Amerika zu civilisiren; allein viele Missionarien von andern Orden giengen bei dem nämlichen Geschäfte mit einem so unüberlegten und unzeitigen Eifer zu Werke, daß sie die schöne Aussicht auf reiche Früchte, weil sie gleich einem giftigen Mehlthau den Baum in seiner Blüte verdarben, gänzlich zernichteten. Die Jesuiten hatten bei ihrem Bekehrungsgeschäfte den unabweichlichen Grundsatz, daß sie dem herrschenden Aberglauben der Eingebornen nachgaben und diejenigen Vorurtheile, die am tiefsten bei ihnen eingewurzelt waren, nicht nur genau kennen zu lernen suchten, sondern die Einwohner sogar auch darin bestärkten, um sie bei Gelegenheit mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können; wenn es ihnen daher nur erst geglückt war, einige wenige Eingeborne zu bekehren, so dienten ihnen diese alsdann zu äußerst wirksamen Werkzeugen, um bei dem ganzen

Volke einen günstigen Eindruck zum Vortheil ihrer Mission hervorzubringen. Die Dominikaner, Franziskaner und Benediktiner hingegen warfen plötzlich und auf einmal jeden frommen Aberglauben in der Religion der Eingebornen über den Haufen, und wollten diese zwingen, die neue Lehre, die sie ihnen predigten, ohne alle Bedingung und Einschränkung anzunehmen; — eine Lehre, die doch sogar in ihrem allerreinsten und einfachsten Gewande unmöglich von ihnen verstanden werden konnte, weil sie zu den Verhältnissen eines wilden Lebens durchaus nicht paßt, um wie viel weniger aber, wenn sie gar in Ceremonien und Mysterien eingehüllt ist. Wer einen Wilden dadurch zum Christenthum zu bekehren hofft, daß er ihm die Lehre von einem künftigen Zustande nach diesem Leben, wo Belohnungen und Bestrafungen statt haben, vorpredigt und ihn zu überzeugen sucht, daß alle seine Zeit, seine Sorgfalt und sein ganzes Bestreben darauf gerichtet seyn müssen, daß seine Seele in einer andern Welt selig werde, während sein Körper in dieser Welt sich verzehrt und im Mangel zu Grunde geht, wer auf diese Art Wilde zu bekehren sucht, der verräth zuverlässig einen kläglichen Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens, und wird die wohlthätige Absicht, in der er in ein solches Land geschickt worden ist, schwerlich viel befördern. Es ist lächerlich und widersinnig, wenn man sich mit einem Wilden in ein Gespräch über das Heil seiner Seele, von deren Existenz er nichts weiß, einlassen will, während sein Körper von Hunger, Krankheiten und Schmerzen geplagt wird. Derjenige wird seinen Zweck weit leichter erreichen, der Nutzen und Vergnügen mit der Religion zu verbinden und

dem Wilden vor allen Dingen einen Grad von Glückseligkeit in dieser Welt zu verschaffen sucht; denn dieses ist das sicherste Mittel, um den Wunsch in ihm zu erregen, daß ein solches Wohlbefinden auch noch nach diesem Leben fortdauern möge. Da nun aber die strengern Orden der Katholiken immerfort in Brasilien den Grundsatz befolgt haben, daß die Wilden zur Annahme einer Lehre, die sie nicht verstanden, und von der sie keinen Vortheil einsahen, gezwungen werden müßten, so war es sehr natürlich, daß sie sich nach der Abschaffung des Jesuiterordens bald genöthigt sahen, das ganze Bekehrungsgeschäfte aufzugeben. Die Folge davon war, daß der größere Theil der Eingebornen noch bis auf den heutigen Tag ganz eben so, und vielleicht noch in einem höhern Grade, roh und uncivilisirt ist, als er es zu der Zeit, wo das Land zuerst entdeckt wurde, gewesen ist.

Die Brasilianer haben eine solche Abneigung gegen die Portugiesen, daß der Vicekönig nur mit der äußersten Mühe im Stande ist, zwölf Ruderer für eine zur Pracht seines Hofstaates gehörige Barke zu unterhalten. Dies waren auch die einzigen Eingebornen, die wir während unsers ganzen Aufenthaltes daselbst, der doch volle 3 Wochen dauerte, zu sehen Gelegenheit hatten. Ihre Gesichtszüge waren von denen der Malaien, Tartaren und Chinesen nicht sehr verschieden. Ihr Körperbau war klein und untersetzt. Sie schienen sehr ernsthaft und zurückhaltend zu seyn, sprachen äußerst selten mit einander und ließen sich nur höchst ungern mit Fremden in ein Gespräch ein. Sie hatten lange, schwarze Haare und nir-

gends anders Bart als an der Oberlippe und unter dem Kinn. Diejenigen, die sich zu diesem Dienst anwerben lassen, sollen, wie man allgemein versichert, von ihren Landsleuten so äußerst verachtet werden, daß sie es nie mehr wagen dürfen, zu ihrer Horde zurück zu kehren, weil sie Gefahr laufen, sogleich bei ihrer Ankunft daselbst ums Leben gebracht zu werden.

Als die Portugiesen sich vollkommen überzeugt hatten, daß alle ihre Bemühungen, die Brasilianer zu Sklaven zu machen, oder sie zu zwingen, die Arbeiten des Ackerbaues für sie zu verrichten, gänzlich vergeblich wären, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Kolonieen, die sie schon auf der Küste von Afrika angelegt hatten, um Negern von daher abholen zu lassen. Von nun an wurden jährlich ganze Schiffsladungen voll von diesen unglücklichen Menschen aus dem Schooße ihres Vaterlandes und ihrer Familien hinweg gerissen, alle Hoffnung, jemals wieder zurückkehren zu können, wurde ihnen auf ewig abgeschnitten und sie wurden für den ganzen Rest ihres Lebens zu harten Arbeiten in den fremden Fluren des südlichen Amerika's verurtheilt. Die Anzahl der Negern, die heut zu Tage daselbst eingeführt werden, soll sich jährlich, im Durchschnitt genommen, auf zwanzig Tausend belaufen. Da nun aber ungeachtet dieser jährlichen starken Einfuhr die im Lande befindliche Anzahl derselben, seit einer Reihe von Jahren dennoch nicht zugenommen hat, so ist man berechtigt zu vermuthen, daß eine eben so starke Anzahl als eingeführt wird, auch jährlich wieder daselbst ums

Leben kommt. Und doch rühmt sich diese Nation, daß sie ihre Sklaven besser behandele, als irgend eine andere. Die Franzosen und Holländer behaupten das Nämliche, und alle stimmen mit einander darin überein, daß die Engländer sich gegen ihre Sklaven am allergrausamsten benehmen. Die Begriffe aber, die man von Menschenliebe hat, sind so gut wie die über geringfügigere Gegenstände sehr verschieden, und wo das ganze System schlecht ist, da machen die Grade der Abscheulichkeit keinen großen Unterschied aus. So schlecht aber auch meine Landsleute seyn mögen, so glaube ich doch hoffen zu dürfen, daß nur wenige unter ihnen bei einer ähnlichen Gelegenheit auf die nämliche Art zu Werke gehen würden, wie es in dem folgenden Vorfall geschehen ist. Ein französischer Offizier, der die Entdeckung gemacht hatte, daß sich bei dem Sklavenhandel mehr verdienen ließe, als durch die angestrengteste Thätigkeit im Kriege, führte eine Ladung von Sklaven, die ungefähr aus 300 Köpfen bestand, von Mozambique nach der Insel Frankreich. Sie befanden sich jedoch kaum in der offenen See, so brachen die Kinderpocken unter ihnen aus; an drei oder vieren zeigte sich die Krankheit schon wirklich auf eine solche Art, daß man an der Natur derselben nicht zweifeln durfte, und unter den übrigen befanden sich noch ungefähr zwölf, die ebenfalls angesteckt zu seyn schienen. Da man nun vollkommen überzeugt seyn konnte, daß kein einziger von der ganzen Ladung die Krankheit vorher schon gehabt hatte, und eben so auch, daß sie alle sammt und sonders angesteckt werden würden;

da auch ferner in einem solchen Falle die Sterblichkeit unter ihnen wahrscheinlich weit mehr als den zehnten Theil betragen würde, so faßte der Sklavenhändler den Entschluß, die 15 oder 16, die schon wirklich angesteckt waren, ohne allen Verzug über Bord zu werfen! Dieser Mann gab in der Folge eine Beschreibung seiner Reise nach Ostindien im Druck heraus, und sprach darin sehr viel von Menschenliebe, vermied aber sorgfältig diesen Vorfall anzuführen. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung machte er jedoch kein Geheimniß daraus, sondern rechnete sich vielmehr das von ihm beobachtete Verfahren gewissermaßen zum Verdienst an. Es war ihm nämlich sehr wohl bekannt, daß die wakkern Leute in dieser Kolonie die wahren und richtigen Begriffe von dem Werthe der Neger hatten. Der französische Theil der dasigen Einwohner lobte die große Menschenliebe, womit er einige wenige Neger aufgeopfert habe, um alle übrigen zu retten; und die Holländer bewunderten die kluge Maßregel, die er getroffen hatte, um den größten Theil einer so kostbaren Waare vor dem Verderben zu bewahren. Jedermann gab dem Betragen des Franzmanns lauten Beifall, aber Niemand schien mit dem Schicksale der armen Neger das geringste Mitleiden zu fühlen.

Die andern Nationen mögen übrigens in Rücksicht der guten Behandlung ihrer Sklaven behaupten, was sie wollen, so ist doch meiner Meinung nach die Methode, welche die portugiesischen Pflanzer in Brasilien dabei beobachten, keinesweges die schlechteste. Ein jeder Herr ver-

langt von seinem Sklaven eine gewisse bestimmte Arbeit in der Woche, die so berechnet ist, daß sie bei mäßigem Fleiße vier Tage wegnimmt; die übrigen zwei Tage sind dem Sklaven überlassen, allein von dem Ertrage der Arbeit an denselben muß er selbst das ganze Jahr hindurch seine Kleidung und seinen Unterhalt bestreiten. Bei diesem System sind die Peitschenhiebe durchaus unnöthig; der Herr hat außer dem ersten Ankauf des Sklaven, der sich ungefähr auf 20 Karolin beläuft, keine weitere Kosten mit ihm, und der Sklave ist sehr häufig im Stande, von dem Ertrag der Arbeit an den ihm zugestandenen zwei Tagen nach und nach so viel bei Seite zu legen, daß er sich seine Freiheit dafür kaufen kann. Diejenigen, die in den Bergwerken arbeiten müssen, werden jedoch weniger gut behandelt, als die, welche bei häuslichen Geschäften oder beim Ackerbau angestellt sind. Die Versuchung, kleine Diamanten zu entwenden, ist bei den Sklaven oft so stark, daß sie dieselben verschlucken; wenn nun einmal an einem Tage ihre Arbeit nicht so viel wie gewöhnlich abgeworfen hat, oder wenn sonst irgend ein Argwohn vorhanden ist, daß sie diese Art von Unterschleif getrieben haben, so werden sie auf eine gewisse Zeit in die engste Verwahrsam gebracht, und müssen eine starke Dosis Ipecacuanha einnehmen. Bringt dies nicht die verlangte Wirkung hervor, so giebt man ihnen, eben so wie die Perlen-Fischer auf der Insel Ceilon zu thun pflegen, die heftigsten Purgir-Mittel ein, und fährt damit so lange fort, bis die Unglücklichen fast alle Kräfte verloren haben; dies geschieht auch nicht selten, wann sie vollkommen unschuldig sind.

Das Schicksal derjenigen Sklaven in Brasilien, die das Feld bauen, ist auch sogar demjenigen vorzuziehen, das den übrigen Sklaven zu Theil wird, welche in den Städten zu häuslichen Geschäften gebraucht werden; die letzteren werden schlecht genährt, haben nur einen einzigen Ruhetag in der Woche und sind nicht im Stande, durch ihre Arbeit viel zu verdienen. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß ungeachtet der großen Vorzüge des vortrefflichen Klima's und des fruchtbaren Erdbodens in Brasilien, sogar auch der Zustand der Landsklaven eben so glücklich und behaglich sey, wie der von den Taglöhnern in Europa, was doch, wie einige Vertheidiger des Sklavenhandels behauptet haben, auf den westindischen Inseln der Fall seyn soll. Ein freier Mann geht mit Leib und Seele an seine Arbeit, und man merkt dieses sowohl an der Quantität der Arbeit, als an der Art, wie er dieselbe verrichtet; wird er deshalb getadelt, so steht es bei ihm, den Herrn, für welchen er arbeitet, zu verlassen und bei einem andern in Dienste zu treten. Der westindische Sklave hingegen muß nicht nur eine gewisse vorgeschriebene Arbeit durchaus vollenden, sondern er wird auch zu der Art, sie zu verrichten, mit Gewalt angehalten. Alle seine Handlungen und jeder Augenblick seines Lebens erinnern ihn an seinen unglücklichen Zustand; er muß sprechen, essen, schlafen, gehen, arbeiten, kurz jede Handlung und Kraftäußerung seines Körpers und seiner Seele durchaus nur nach dem Willen und der Laune seines Herrn einrichten. Dies, sagen die Gegner von der Abschaffung des Sklavenhandels, ist aber auch gerade der Fall bei den Handwerks-Lehrjungen in Eu-

ropa. Allein dieser Vergleich ist im höchsten Grade unpassend. Die Lehrjungen wählen sich neun Mal unter zehn das Handwerk oder die Profession, die sie ergreifen wollen, selbst, und kennen im Voraus die Vortheile, die ihnen wahrscheinlicher Weise in Zukunft dadurch zufließen müssen. Sie blicken daher immer mit einem freudigen Gefühl vorwärts auf das Ende ihrer Sklaverei, und ergötzen sich schon im Stillen an dem beglückenden Gedanken, daß der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt ist, wo sie vielleicht der Trost und die Stütze ihrer alten Aeltern werden können. Was hat hingegen der unglückliche Afrikaner für eine Aussicht? Keine andere, als ewige Trennung von seinen liebsten Freunden und Verwandten, endlose Sklaverei, harte Arbeit ein immer armseligeres Leben und eine grausamere Behandlung, je mehr er durch Alter und Kränklichkeit für seinen Herrn von geringerem Werthe wird.

Der Sklave in Brasilien hat allerdings sehr viele Vorzüge vor dem Sklaven auf den westindischen Inseln. Das Klima in dem erstern Lande ist unendlich schöner, als das in den letztern, und die Jahreszeiten, worin gepflanzt und eingeärndtet wird, dauern daselbst weit länger. Der Besitzer einer Zuckerpflanzung in Westindien hat nur eine sehr kurze Zeit, um während des Regens sein Zuckerrohr in die Erde zu bringen. Eben so kurz ist auch die Zeit, die ihm zum Einärndten desselben vergönnt ist; wird nämlich das Zuckerrohr nicht sogleich abgeschnitten, sobald es vollkommen reif ist, so verdünstet der Saft aus demselben und es bleibt nichts als das Holzige davon übrig;

wenn es aber abgeschnitten und nicht auch unmittelbar hernach ausgepreßt wird, so fängt der Saft an in Gährung überzugehen, und kann zu nichts weiter gebraucht werden, als um Rum daraus zu brennen. Daher ist in diesen Jahrszeiten und vorzüglich in der letztern, jede Hand, die nur einigermaßen arbeiten kann, und auch die allerschwächste, dem Pflanzer von der größten Wichtigkeit und das Uebermaß von Arbeit macht ihn zu dieser Zeit manchmal gefühllos für Handlungen, die er vielleicht zu einer andern Zeit unter ihrem wahren Gesichtspunkte angesehen und für unmenschlich und abscheulich gehalten haben würde. Dies alles aber ist in Brasilien ganz und gar nicht der Fall. Die Zeit, worin gepflanzt werden kann, dauert, wegen der länger anhaltenden Regen, wenigstens zwei Monate länger als in Westindien, und in demselben Verhältnisse werden auch die Pflanzen nur nach und nach und allmählich reif. Es ist daher hier schlechterdings nicht wie in unsern Kolonieen nöthig, daß die Sklaven durch Peitschenhiebe oder durch andere harte Zwangsmittel zur Arbeit angehalten werden.

Die große Anzahl von Negern, die alljährlich aus Afrika nach Brasilien gebracht werden, beweiset übrigens offenbar, daß es hier eben so gut, wie in Westindien, dem Interesse der Pflanzer angemessener ist, neue Sklaven zu kaufen, als sich selbst auf ihren Pflanzungen junge nachzuziehen; denn in diesem letztern Falle müßte doch wenigstens den Müttern so viel Freiheit mehr gelassen werden, als während des ganz hülflosen Zustan-

des des Kindes zu seiner nothwendigsten Pflege und Wartung schlechterdings erforderlich ist. Es ist lächerlich zu behaupten, daß der Zustand der afrikanischen Neger durch ihre Sklaverei und ihre Verpflanzung in die Kolonieen verbessert werde, während doch eine ununterbrochene Einfuhr derselben erforderlich ist, um ihre Anzahl vollständig zu erhalten. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß ihre Lage durch die Wanderung über den atlantischen Ocean wirklich verbessert werde, so entsteht immer noch die Frage, mit welchem Rechte wir uns die Gewalt anmaßen, Menschen ganz gegen ihren Willen zu zwingen, glücklich zu seyn? Die Vertheidiger des Sklavenhandels d. h. die Sklavenhändler und Pflanzer, haben, nachdem alle ihre andern Argumente auf das bündigste widerlegt waren, die Neger selbst aufgefordert, die streitige Frage zu beantworten und sich der Abschaffung des Sklavenhandels entgegen zu setzen. Unsers Herrn Pflanzung, sagen daher die letztern, muß so und so viel Zucker hervorbringen, und um dies zu bewirken, müssen jährlich so und so viele neue Neger gekauft werden; wenn aber dieser Handel abgeschafft würde und doch noch die nämliche Quantität Zuckerrohr geliefert werden müßte, so würden die alten Neger die ganze Arbeit allein verrichten müssen; sobald man aber keinen neuen Sklaven mehr einführte, so bliebe uns nichts anders übrig, als alle unsere Kräfte aufzubieten, um ebenfalls nicht länger Sklaven zu bleiben. — Es gehört wirklich sehr viel Scharfsinn dazu, um jetzt, nachdem die Frage über die Abschaffung des Sklavenhandels schon so lange und so gründlich verhandelt worden ist, noch

neue Beweisgründe für die Beibehaltung desselben aufzufinden. Die Vertheidiger desselben scheinen übrigens im höchsten Grade in die Enge getrieben zu seyn, weil sie es für nöthig finden, um die Sklaverei zu vertheidigen, die Sklaven selbst um Hülfe anzurufen; ein Mensch, der ertrinken will, hascht aber auch nach einem Strohhalm!

Es ist sehr häufig behauptet worden, daß die Seele der Neger weder eben so empfänglich für Eindrücke, noch auch im Stande wäre, dieselben mit gleicher Stärke aufzubewahren, wie die der Europäer, und daß wir daher die Gefühle derselben schlechterdings nicht nach den unsrigen beurtheilen dürften. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist jedoch noch keineswegs erwiesen, und die große Frage bleibt immer noch unentschieden, ob die verschiedenen Rassen des Menschengeschlechtes, bei einer gleich vollkommenen Organisation und unter sonst völlig ähnlichen Umständen, nicht sämmtlich des nämlichen Grades von Stärke und Energie fähig sind? Die plötzliche Befreiung von beinahe einer halben Million Menschen in St. Domingo macht in der Geschichte des Menschengeschlechtes Epoche, und diese so äußerst wichtige Begebenheit wird ohne Zweifel in dem Zeitraum von wenigen Jahren mehr Licht über den wahren Charakter der Schwarzen verbreiten, als bisher in eben so vielen Jahrhunderten nicht hat geschehen können. Die von Dessalines verübten Grausamkeiten können übrigens keinesweges zu einem Maßstabe dienen, um den Charakter dieses Volkes darnach zu beurtheilen. Wenn

die Neger, nachdem sie alles Elend ertragen hatten, in das sie durch die schändlichste Treulosigkeit und die gefühllosesten Unmenschlichkeit gestürzt worden waren, und nachdem sie endlich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte eines der fruchtbarsten Länder auf der Welt ihren unmenschlichen Unterdrückern aus den Händen gerissen und die Fesseln der gallischen Tyrannei glücklich zerbrochen hatten, wenn sie, sage ich, alsdann im Stande gewesen wären, ihren Zorn zu beherrschen und mit mehr Mäßigung zu Werke zu gehen, was auch wahrscheinlich der Fall würde gewesen seyn, wenn der tugendhafte Toussaint den Nachstellungen der französischen Regierung entgangen wäre, und wenn sie in ihrem Kampfe für die Freiheit die empörenden Schändlichkeiten vermieden hätten, durch welche die französische Revolution so schrecklich befleckt worden ist, — wie unendlich würden sie alsdann ihren letztern Herren an Weisheit und Menschenliebe überlegen gewesen seyn, da sie dieselben auch jetzt sogar weder an Grausamkeit noch an Unsinn übertroffen haben! Von ihnen war jedoch auch ein solches verständiges und besonnenes Betragen gar nicht einmal zu erwarten, denn das erste Aufbrausen eines Volkes, das seine Fesseln zerbricht und aus der schwarzen Nacht der Sklaverei plötzlich in das blendende Licht der Freiheit übergeht, ist ein so gefahrvoller Zeitpunkt, daß man von den rohen Negern unmöglich kalte Besonnenheit und Mäßigung dabei erwarten konnte.

Die neue, bessere Lage, in welche sich die Schwarzen auf St. Domingo neuerlich versetzt haben, muß nothwendig von ihren Brüdern auf den westindischen

Inseln mit der größten Theilnahme bemerkt werden, und auf das künftige Benehmen derselben den wichtigsten Einfluß haben. Was die Wirkung davon in der Zukunft seyn mag, kann jetzt noch keine menschliche Weisheit voraussehen! So viel ist aber gewiß, daß sich unsere Kolonieen in der größten Gefahr dabei befinden, die Neger auf St. Domingo mögen nun früher oder später entweder eine regelmäßige Regierungsform annehmen, oder in einen Zustand von allgemeiner Anarchie verfallen. In dem erstern Falle werden sie alles Mögliche aufbieten, um auch ihren übrigen Brüdern die Freiheit zu verschaffen; in dem letztern aber wird der Abscheu vor der Arbeit und die Plünderungssucht sie antreiben, Einfälle in die benachbarten Inseln zu machen, wo sich die sämmtlichen Sklaven ohne Zweifel sogleich mit ihnen vereinigen werden. Ihr endliches Schicksal und der Plan, nach welchem sie zuletzt zu Werke gehen werden, mag aber auch seyn, welcher er wolle, so ist es doch zuverlässig gewiß, daß Napoleon mit allen seinen Legionen nicht mehr im Stande seyn wird, sie wieder in die Sklaverei zurück zu bringen. Der geheime Zauber, der sonst die Neger bei dem Anblicke eines weißen Mannes zittern machte, ist gegenwärtig fast gänzlich aufgelöst; die Idee von Ueberlegenheit, durch welche Hunderte von den erstern durch den Anblick eines einzigen Weißen in Furcht gesetzt und im Gehorsam erhalten wurden, ist verschwunden; die Seele hat ihre Fesseln zugleich mit denen des Körpers zerbrochen, und die Freiheit zu denken hat auch eine große Energie im Handeln hervorgebracht.

Wenn es unglücklicher Weise geschehen sollte, daß zuletzt auch unsere westindischen Kolonieen in das Schicksal von St. Domingo verwickelt würden, so müßte zwar der Verlust an Waaren und Gütern aller Art, der dadurch entstände, allerdings höchst bedeutend seyn; allein es kann dagegen auch nicht geläugnet werden, daß dieser Verlust auf der andern Seite wieder einen großen Vortheil für den Staat hervorbringen würde, indem nämlich eine Menge von brittischen Unterthanen dadurch wieder in ein besseres Klima versetzt und einem sie außerdem unfehlbar erwartenden frühzeitigen Tode entrissen würden. Auch sind die kostbarsten Produkte, die wir aus den westindischen Inseln ziehen, ursprünglich aus Ostindien dahin verpflanzt worden, wo die Gewinnung derselben weder die Arbeit von Sklaven erfordert, noch auch einen großen Aufwand von Europäern verursacht; zu dieser Quelle müßten wir daher alsdann aufs neue zurückkehren, und Indien und China werden zuletzt immer die wichtigen Haupt-Anker von dem Flor unsers Handels bleiben.

Durch den Ruin der westindischen Inseln würde aber auch, wie sehr zu befürchten ist, die Ruhe derjenigen Kolonieen auf dem festen Lande von Südamerika gestört werden, in deren Besitz sich die Engländer und Holländer befinden, und hierdurch würden die spanischen und portugiesischen Besitzungen auf diesem Kontinent wesentlich und in jeder Rücksicht an Werth gewinnen. Allein die Menge von Einschränkungen, Auflagen, Erpressungen aller Art und Monopolien, womit die Kolo-

nieen dieser beiden Mächte belastet sind, und der gänzliche Mangel an Energie in den Einwohnern, der eine nothwendige Folge von einem solchen Regierungssystem ist, setzen jeder Verbesserung und jedem zunehmenden Flor, den günstige Umstände außerdem bewirken könnten, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Wenige Länder in der Welt bringen eine so große Menge und eine so große Mannichfaltigkeit von kostbaren Produkten hervor, als Brasilien. Außer den in den acht Gemälden, die in einem der vorigen Kapitel beschrieben worden sind, dargestellten Produkten, hat das Land auch einen unerschöpflichen Vorrath an dem vortrefflichsten Bauholze, das sowohl in der bürgerlichen, als in der Schiffsbaukunst zu allen möglichen Absichten brauchbar ist; allein das Fällen und Verkaufen desselben ist ein ausschließendes Monopol der Krone. Wenn Jemand daselbst ein Stück Land, worauf sich viel Holz befindet, von der Regierung zugetheilt bekommt, so ist es immer sein erstes Geschäft, daß er so schnell als möglich die besten und vorzüglichsten Bäume auf irgend eine geheime Art zu Grunde gehen macht, weil er sie nicht nur nicht selbst fällen und verkaufen darf, sondern weil er auch im Fall ist, den königlichen Aufseher über die Waldungen mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge, so oft es derselbe für rathsam hält, unter dem Vorwande Bauholz zu fällen, einen Besuch bei ihm abzustatten, zu beherbergen und zu bewirthen; eine Ehre, die kein Güterbesitzer unter keinerlei Vorwand von sich ablehnen darf. Ungeachtet dieses drückenden Monopols und der großen Seltenheit der Schiffbauer aber, und obgleich der Trans=

port des Bauholzes wegen der äußerst elenden Wege äußerst schwierig und kostbar ist, so sind doch zu Bahia oder St. Salvador sehr schöne Schiffe von der Größe der englischen Schiffe von 74 Kanonen erbaut worden, die nicht mehr als 15 bis 16 Carolin für den Gehalt der Tonne gekostet haben, da sie hingegen in England nicht unter 30 bis 34 Carolin für den Gehalt einer Tonne hätten erbaut werden können.

Weizen, Gerste, Guinea = Korn, Hirse und alle Arten von europäischen und tropischen Getraide = Arten bringt das Land in dem größten Ueberflusse hervor, und eben so kann man sich auch alle Arten von Lebensmitteln und Vorräthen, die zur völligen Ausrüstung eines Schiffes erforderlich sind, in allen Häven von Brasilien um einen sehr billigen Preiß verschaffen. Zu Rio de Janeiro allein könnte eine Flotte erbaut und mit allem möglichen, was zu einer Seereise erforderlich ist, ausgerüstet werden, die groß genug wäre, um die ganze Schiffahrt auf dem südlichen atlantischen Ocean zu beherrschen; auch würden die Fischereien bei gehöriger Aufmunterung und Begünstigung immer eine reichliche und vollkommen hinlängliche Anzahl von Matrosen liefern können. In allen Gegenden der Küste giebt es eine außerordentlich große Menge von schwarzen Wallfischen und Pottwallfischen oder so genannten Kaschelotten.

Außer dem vortrefflichen Schiffbauholze, das überall in Brasilien gefunden wird, liefern die dasigen Waldungen auch eine große Menge von kostbaren Farbehöl-

zern, als z. B. das Caesalpinea Brasiliensis oder Brasilienholz, das Haematoxylum Campechianum oder Campescheholz, und das Morus tinctoria oder Gelbholz; allein mit allen diesen Holzarten hat die Krone das ausschließende Monopol. Von Arzneipflanzen findet man daselbst die Fieberrinde, die Jalappe die Ipecacuanha-Wurzel, die Christpalme (Ricinus L.) und noch sehr viele andere, die ich hier nicht alle anführen kann, nebst noch einer großen Menge von wohlriechenden Pflanzen und solchen Bäumen, welche Terpentin, Gummi und Harze von mancherlei Art liefern. Tabak und Pfeffer könnten mit dem größten Vortheile gebaut werden, und die Felder und Waldungen liefern eine unerschöpfliche Menge von Wachs und Honig. Die tropischen Früchte von aller Art, sowohl aus der östlichen, als aus der westlichen Hemisphäre, sind in großer Menge vorhanden und von vorzüglicher Güte; besonders haben die Pomeranzen, die Ananas und die Mango's den allervortrefflichsten Geschmack. Alle Arten von Vegetabilien, besonders aber Pataten, Yams-Wurzeln, Melonen und Gurken, sind daselbst äußerst wohlfeil, so wie überhaupt alle Lebensmittel, die nur immer zu erdenken sind. Auch der Fischmarkt wird jeden Morgen mit einer Menge von Fischen von allerlei Art, die sämmtlich in dem dasigen Haven gefangen werden, reichlich versehen.

In den großen und fruchtbaren Ebenen von Süd-Amerika befinden sich zahllose Heerden von Pferden und Rindviehe; allein der allzufette Boden bringt bei dem gänz-

lichen Mangel an Kultur nur solche Grasarten hervor, die zu grob sind und einen zu scharfen Saft haben, als daß das Schaafvieh dabei gedeihen könnte. Auch sogar die Ochsen gedeihen schlecht, und nehmen nicht zu, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit Salz zu fressen bekommen; allein da das ausschließende Privilegium, diesen zur Erhaltung von Menschen und Vieh so unentbehrlich nöthigen Artikel von den Inseln Sal und Mayo in das Land einzuführen, als ein der Krone zuständiges Monopol verpachtet ist, so läßt es sich denken, daß das Salz daselbst zu übermäßigen Preißen verkauft wird; sehr oft ist es sogar ganz und gar für kein Geld zu bekommen. Die Quantität Salz, die nöthig ist, um einen Ochsen einzusalzen, kostet gewöhnlich drei Mal so viel als das ganze Thier. Man glaube aber darum nicht, daß die Küste von Brasilien Mangel an Salz hätte; es wird den Einwohnern nur nicht erlaubt, es zu verfertigen. Sobald es irgendwo mit Leichtigkeit und Vortheil zubereitet, oder von der Natur durch freiwillige Ausdünstung abgesetzt wird, so macht sogleich die Krone Ansprüche darauf. Den Einwohnern von mehrern Theilen der Seeküste hat sie jedoch die besondere Gnade erwiesen, daß sie ihnen erlaubt hat, dasjenige Salz, was die Natur selbst ihnen vor die Füße geworfen hat, so viel nämlich davon zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig ist, aufzuheben; zugleich ist ihnen aber bei der strengsten Strafe verboten, nicht ein einziges Körnchen davon nach St. Salvador, Rio de Janeiro oder in sonst eine der vorzüglichsten Städte von Brasilien zu schicken. Das ganze Salzmonopol soll jedoch der Krone Portugal jährlich nicht mehr als 15,000 Pfund Sterling eintragen; ei-

ner so geringfügigen Summe wegen müssen also Ochsen und Kühe zu Tausenden umkommen, müssen die Körper derjenigen Ochsen, die man bloß allein wegen ihrer Häute schlachtet, weggeworfen, und müssen auch die Fischereien an der Küste an ihrem Aufkommen gehindert, ja fast gänzlich unnütz gemacht, und dadurch ein sehr wichtiger Handelszweig zu Grunde gerichtet werden! Zu Rio kostet ein Ochse von mittelmäßiger Größe nicht mehr als 20 Schillinge (ungefähr 5 Rthlr.) und in dem Innern des Landes werden sie niemals höher als zwischen 5 und 10 Schillingen verkauft. Die Haut an denselben ist aber auch das Einzige, was einigen Werth hat, der Körper wird den Tigern oder Panthern, den Adlern, Condoren und andern reißenden Thieren und Raubvögeln, deren es in diesem Lande eine große Menge giebt, zur Beute hingeworfen. Der Zustand der Viehhirten in Brasilien scheint ungefähr der nämliche zu seyn, wie der von den holländischen Bauern am Vorgebirge der guten Hoffnung. Reich im Besitz von zahllosen Rindviehheerden, fehlt es ihnen an allen möglichen Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens; sie haben keine Kleider, keine anständigen Wohnungen und durchaus keinen Umgang mit Menschen. Sie sind sogar noch weit schlimmer daran, als die genannten holländischen Bauern, denn diese können doch wenigstens in ihren bedeckten Wägen über ihre dürren Sandfelder wegfahren, allein in den fruchtbaren, holzreichen Regionen von Süd-Amerika, giebt es noch bis jetzt keinen einzigen Weg, auf dem irgend ein Fuhrwerk mit Rädern fortkommen könnte.

Alle Maßregeln, die von dem portugiesischen Hofe in Rücksicht seiner Kolonieen getroffen werden, scheinen sämmtlich ein förmliches System der Unterdrückung zum Grunde und zur Absicht zu haben; dies läßt sich aber durch nichts anders erklären, als durch die Furcht, daß diese Kolonieen durch einen allzugroßen Wohlstand zu einem Versuche, sich in den Besitz ihrer Unabhängigkeit zu setzen, verleitet werden könnten; — was übrigens dennoch früher oder später bei den Brasilianern zuverlässig der Fall seyn wird! — Sobald z. B. die Regierung gewahr wurde, daß der Zucker in dieser Kolonie in einer gewissen beträchtlichen Quantität gewonnen, und auch auf den Märkten in Europa um einen leidlichen Preiß verkauft werden konnte, so legte sie sogleich einen Ausfuhrzoll von 20 Proc. auf denselben; wodurch denn die Kultur dieses Produkts auf einmal zu Grunde gerichtet wurde. Als der Anbau des Indigo's beträchtlich zugenommen, und die Kolonisten auch die Zubereitung desselben schon genugsam gelernt hatten, um auf den europäischen Märkten stets auf einen sichern Absatz rechnen zu können, so wurde dieser Artikel unverzüglich den Kolonisten entzogen, und zu einem königlichen Monopol gemacht. Unter diejenigen kostbaren Pflanzen, deren Anbau zwar nicht begünstigt, aber doch wenigstens allgemein verstattet wird, gehört hauptsächlich die Baumwollenstaude. Vor einigen Jahren wurden beträchtliche Schiffsladungen von roher Baumwolle an die Kaufleute nach Lissabon geschickt, um von dort aus weiter in die europäischen Manufaktur-Städte versandt zu werden. Zum Unglück für die Kolonisten waren aber die Magazine zu Lissabon eben mit diesem Artikel

angefüllt, als Portugal genöthigt wurde, sich mit Frankreich wegen des Preißes für seine Neutralität in Traktaten einzulassen. Da nun die Krone kein baares Geld hatte, um diese Neutralität damit bezahlen zu können, so thaten endlich die habsüchtigen Unterhändler von Frankreich den Vorschlag, daß sie Waaren dafür annehmen wollten. Hierzu wurde nun die Baumwolle aus Brasilien ausersehen, und die portugiesische Regierung erließ den Befehl, daß die vorhandenen Vorräthe davon sämmtlich an die Franzosen ausgeliefert werden sollten, ohne daß sie dabei über den Preiß derselben, oder über die Zeit der Bezahlung das Mindeste bestimmte. Natürlicher Weise waren die Pflanzer in Brasilien mit diesem Verfahren äußerst unzufrieden, und werden sich wahrscheinlich in Zukunft sehr hüten, den Kaufleuten zu Lissabon ferner Vorräthe von diesem Artikel zuzusenden. — Das Recht, Goldstaub zu sammeln und Diamanten zu suchen, ist ebenfalls als ein Monopol der Krone verpachtet; allein durch dieses angemaßte Vorrecht gewinnt dieselbe äußerst wenig, den Kolonisten aber gereicht diese Einschränkung zu einem wesentlichen Verluste.

Der nämliche Geist der Unterdrückung, der die Einwohner von Brasilien des freien Gebrauchs des Salzes beraubt, ob es gleich ein freiwilliges Produkt der Natur ist, hat ihnen auch aufs strengste verboten, aus den bei ihnen wachsenden Trauben, sogar auch zu ihrem eigenen Gebrauche, Wein zu bereiten. Es ist zwar von einigen Personen behauptet, und von vielen für wahr gehalten worden, daß aus den Trauben, die in Nord- und Süd-Ame-

rika wachsen, kein Wein könnte gemacht werden; allein die Einwohner von Rio de Janeiro sind von dem Gegentheile hievon vollkommen überzeugt, und halten daher dieses harte Verbot für keine der geringsten Beschwerden, unter denen sie seufzen müssen. Die Weintrauben sind daselbst vorzüglich groß und äußerst saftreich, und es ist doch in der That ein höchst alberner Gedanke, daß gute Trauben nicht auch einen wenigstens leidlich guten Wein geben sollen. Die wahre Ursache von diesem drückenden Verbote ist jedoch nicht schwer zu entdecken. Die portugiesische Kompagnie, wie sie gewöhnlich genannt wird, bezahlt nämlich der Krone eine jährliche Summe für dieses Monopol und die Folge davon ist, daß eine Flasche von gutem Portwein in den Seehäven von Brasilien einen Dollar, und in dem Innern des Landes nicht weniger als zwei Dollars kostet. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß, im Ganzen genommen, der fette Erdboden in Amerika zu schwer für eine so saftreiche Pflanze ist, die, um fröhlich zu gedeihen, einen sandigen oder steinigen Boden haben will; allein es ist eine sehr unverständige Behauptung, daß der Wein nicht eben so gut in Amerika gerathen sollte, als auf dem dürren Boden von Madera, oder von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wenn nur zu seinem Anbau die gehörigen, ihm eigenthümlich zukommenden Gegenden ausgewählt würden. Man wird mir vielleicht einwenden, daß nach gemachter Erfahrung nicht nur Pflanzen, sondern auch wilde Thiere und Menschen durch ihre Verpflanzung nach Amerika völlig ausgeartet sind. Wenn aber auch dieses Faktum, in Rücksicht der Menschen, wirklich wahr wäre, was jedoch noch sehr zu bezweifeln ist, so kann dasselbe

nur allein durch folgende einfache und sehr natürliche Grundsätze erklärt werden. Die allerungesundesten Länder in der Welt sind diejenigen, wo die Kultur noch wenige oder gar keine Fortschritte gemacht hat, und wo die saftreichen Produkte eines fruchtbaren Bodens und eines warmen Klima's ein Jahr nach dem andern sich immer von selbst wieder auflösen und in Fäulniß übergehen. Die mephitischen Ausdünstungen, die hieraus entstehen, sind aber für das thierische Leben nicht nur sehr nachtheilig, sondern auch sogar oft zerstörend. Die Myriaden von Insekten, die in den Wäldern und in den Sümpfen eines warmen Klima's erzeugt werden, gereichen den Einwohnern zu einer ununterbrochenen Qual. Der Mensch muß in solchen Ländern so unablässig darauf bedacht seyn, wie er sich gegen dergleichen Plagen schützen will, daß ihm wenig Zeit und auch keine Lust übrig bleibt, seine Kräfte noch auf andere Arten zu üben und auszubilden. Wenn nun aber, wie schwerlich geläugnet werden kann, die Energie der Seele mit dem Wohlbehagen des Körpers in genauer Verbindung steht, so darf man sich ganz und gar nicht wundern, daß Amerika bisher so wenige Männer von Genie hervorgebracht hat. Ich selbst habe schlechterdings keinen Begriff davon, so lächerlich es auch vielleicht denen vorkommen mag, die niemals aus den temperirten Regionen von Europa hinaus gekommen sind, wie ein Mensch im Stande ist, über irgend einen Gegenstand nachzudenken, während eine kleine Muskite, so unbedeutend sie zu seyn scheint, ihm ohne Unterlaß in die Ohren summt.

In der Gegend um Rio de Janeiro können im Grunde weder Menschen noch vierfüßige Thiere gedeihen, noch auch nur den äußern Anschein einer guten, dauerhaften Gesundheit genießen. Während der Regenzeit, und noch einen Monat oder sechs Wochen nachher, sind daselbst kalte Fieber und die Ruhr allgemein herrschend. Alle Anhöhen hinter der Stadt, so wie auch die vielen Inseln im Haven und überhaupt alle Theile der Küsten, sind mit dicken Waldungen bedeckt, zwischen denen sich hin und wieder unangebaute Ebenen und große Sumpfmoore befinden, wo durch das immer wiederholte Entstehen und Verderben von Binsen, Rietgraß und andern üppig wachsenden Grasarten, ein fortdauernder Stoff zu einer stinkenden Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

Ungeachtet aller Einschränkungen, Verationen und Monopolien, womit die portugiesische Regierung den Handel und die Produkte ihrer Kolonieen in Süd-Amerika belastet hat, ist dennoch in den letztern Jahren, der Werth ihrer ausgeführten Artikel so hoch gewesen, und die europäischen Waaren sind ihnen von dem Mutterlande so kärglich zugeführt worden, daß die Handels-Bilanz um wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling zu ihrem Vortheil gewesen ist, und diese Summe ist ihnen durch den Schleichhandel mit englischen und amerikanischen Wallfischfängern, so wie auch mit Schiffen von andern Nationen, die es für vortheilhaft halten, ihre Produkte unmittelbar von ihnen selbst einzukaufen, baar und in lauter harten Thalern bezahlt worden. Von dieser beträchtlichen Summe wird der grö-

ßere Theil auf den Ankauf von Sklaven verwendet, von denen, wie ich schon gesagt habe, jährlich ungefähr 20,000 eingeführt werden, und die also zusammen genommen, wenn man jeden davon nur zu dem mäßigen Preiße von 20 Pfund anschlägt, 400,000 Pfund Sterling kosten.

Der bei weitem größere Theil von allen wollenen, leinenen und baumwollenen Zeuchen, die in Brasilien verbraucht werden, kommt aus den Manufakturen von Großbrittannien, und auch die meisten groben Zeuche für die Indianer werden von London über Lissabon dahin geschickt, ausgenommen diejenigen, die unmittelbar durch den Schleichhandel dahin gehen. Alle diese Waaren könnte Brasilien mit seinen eigenen kostbaren Produkten überflüssig bezahlen, wenn die Regierung dem Lande nur die Wohlthat eines freien Handels zu Theil werden ließe. Das Nämliche ist bei mehrern spanischen Besitzungen auf demselben Kontinent nicht der Fall. In den westlichen Küsten-Ländern giebt es wenige Produkte, die zum Handel könnten gebraucht werden, außer nur baares Geld, womit die Einwohner unsern Seefahrern die Bedürfnisse des Lebens abkaufen müssen. Hierdurch findet aber ein ziemlich ansehnlicher Theil von dem Silber, das die Bergwerke zu Potosi abwerfen, seinen Weg unmittelbar nach der Themse. Außer den beträchtlichen Summen von baarem Gelde, welche die portugiesischen Kolonieen in Brasilien zur Ausgleichung ihres Handels aus Europa und Nordamerika an sich ziehen, gewinnen sie vielleicht auch noch eine eben so starke Summe dadurch, daß sie die spanischen Kolonieen nicht nur mit einer großen Menge von

ihren eigenen Produkten, sondern auch mit sehr vielen europäischen Manufaktur-Waaren versorgen, die sämmtlich durch Schleichhändler von Bahia, Rio de Janeiro und Sta. Catharina nach Monte-Video geliefert werden. Es läßt sich nicht eigentlich berechnen, was das englische feine Tuch, wenn es von London nach Lissabon, von Lissabon nach Brasilien, und von hier nach den spanischen Kolonieen geschickt wird, den eigentlichen Consumenten desselben kosten kann; so hoch aber auch der Preiß desselben nothwendig seyn muß, so würden doch die Bewohner dieser Kolonieen außerordentlich froh seyn, wenn sie noch zehnmal mehr um den nämlichen Preiß bekommen könnten.

Wenige Kolonisten in Brasilien haben die Absicht, jemals wieder nach Portugal zurück zu kehren. Ihre Lage und ihre Verhältnisse in Süd-Amerika sind von denen, worin sich unsere Landsleute in den auswärtigen Kolonieen befinden, sehr verschieden. Die letzteren strengen alle ihre Kräfte an, um sich ein ansehnliches Vermögen zu sammeln, in der Hoffnung, es einst in ihrem Vaterlande verzehren zu können; allein die erstern haben eben so wenig Hoffnung, dereinst mit hinlänglichen Mitteln, um ein bequemes, sorgenfreies Leben zu führen, nach Europa zurück kehren zu können, als die englischen Missethäter, die nach der Botany-Bai geschickt werden. Auch sogar die Offiziers von dem Militär, die nach Brasilien commandirt werden, geben den Gedanken, jemals wieder nach Europa zurückzukehren, gewöhnlich bald auf. Meistentheils kaufen sie sich in dem Lande an, heurathen da-

selbst und bekommen Kinder; hierdurch verlieren sie aber alles Interesse für das Mutterland, und reißen sich ohne Mühe ganz von demselben los. Verschiedene angesehene Männer haben sich hierüber gegen mich, während meines Aufenthalts daselbst, auf eine sehr freimüthige Art geäußert, und ich sollte nicht denken, daß sich seit dieser Zeit die Umstände sehr zum Vortheil des Mutterlandes verändert haben werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Mann von Verstand, Erfahrung und Talenten die Kolonisten heut zu Tage sehr leicht dahin bringen könnte, daß sie sich für unabhängig erklärten; übrigens glaube ich, daß sie dabei einen von ihren eigenen Landsleuten aus Europa weit lieber zum Anführer haben würden, als einen Kolonisten oder gar einen Fremden. Im Ganzen genommen hat das Volk eine außerordentliche Anhänglichkeit an sein Land, seine Religion und seine Sprache, und ich bin gewiß überzeugt, daß wenn der Hof von Portugal Energie und Thätigkeit genug besäße, um sich ganz nach Brasilien zu verpflanzen, wie es wirklich einmal, als die Spanier einen Einfall in jenes Land machten, die Absicht desselben gewesen seyn soll, in kurzer Zeit ein großes und mächtiges Reich in Süd-Amerika gegründet werden würde, das der immer mehr zunehmenden Macht der vereinigten Staaten in dem nördlichen Theile dieses Kontinents zum Gegengewicht dienen könnte. Das erstere hat sogar noch viele Vorzüge vor dem letztern, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch den größern Werth seiner Produkte, durch das Klima und besonders durch seine geographische Lage, die zum Verkehr und zum Handel mit allen Nationen der civilisirten Welt im höchsten Grade vortheilhaft ist.

Eine Veränderung in der Regierungsverfassung in Brasilien, sie mag nun von den Kolonisten selbst oder von einer fremden Macht bewirkt werden, setzt aber nothwendig eine gänzliche Umänderung der gegenwärtigen Lage von Portugal voraus; gegen eine solche ist jedoch dieses Reich auch keinen Augenblick gesichert, sobald die Macht, die schon so lange alle kleinen Staaten in Europa in Furcht und Schrecken hält, dieselbe ihrem Vortheile und ihrer Bequemlichkeit angemessen findet. Durch ein solches Ereigniß würden ohne allen Zweifel mehrere Zweige des Handels und des Manufakturwesens von England auf einige Zeit einen mächtigen Stoß leiden, allein der Schaden davon würde doch wahrscheinlich nicht so wichtig und unheilbar seyn, als es unsere Kaufleute zu fürchten scheinen. Es herrscht ein großes Vorurtheil in Rücksicht auf unsern Handel mit Portugal. Der Vertrag zwischen diesem Lande und England hat schon mehrere Regierungen hindurch die Probe ausgehalten und ist in dieser Rücksicht allerdings ehrwürdig; allein in neueren Zeiten, wo man in Kenntnissen und Einsichten aller Art so sehr viel weiter gekommen ist, habe ich die Politik und die wahre Weisheit dieses Traktates mit starken Gründen in Zweifel ziehen hören. Die portugiesischen Weine dürfen z. B. nach diesem Traktat für zwei Drittheile der Abgaben, die von andern Weinen entrichtet werden müssen, in die Häven von England einlaufen, während Portugal unsern wollenen Waaren nicht, wie wir es mit seinen Weinen thun, für einen herabgesetzten Zoll das Einlaufen in seine Häven verstattet, sondern ganz unter den nämlichen Bedingungen, wie allen wollenen Zeuchen aus allen Ländern der Welt.

Wir haben folglich Portugal durch den Traktat einen sehr wesentlichen Vortheil zugestanden, ohne daß uns die geringste Entschädigung dafür zu Theil geworden ist; und dies hat noch überdies bei der Gelegenheit statt, wo wir ihnen einen Artikel abnehmen, den außer England keine andere Nation auf der Welt bei ihnen holen würde, da hingegen unsere Manufakturwaaren allen und jeden Nationen willkommen sind und gern von ihnen gekauft werden. Wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so sieht man offenbar, daß ungeachtet der so hoch gerühmten Weisheit unserer Vorfahren, der erwähnte Traktat dennoch den Portugiesen allein zum Vortheile gereicht.

So sehr wir aber auch in dem Handel mit Portugal in jeder Rücksicht den kürzern ziehen, so ist derselbe im Ganzen genommen dennoch von außerordentlicher Wichtigkeit für England, wegen des starken Absatzes, der für unsere Fabrik- und Manufakturwaaren daraus entsteht, wegen der Menge von Schiffen, die beständig für denselben in Thätigkeit gehalten werden, und wegen der höchst beträchtlichen Summen, die der Staat jährlich daraus ziehet. Das folgende Verzeichniß gebe ich zwar keinesweges für vollkommen genau und richtig aus, allein man kann doch wenigstens überzeugt seyn, daß es der Wahrheit so viel als möglich nahe kommt.

Die Quantität Wein, die jährlich von Oporto nach England und seinen Kolonieen geschickt wird, be-

läuft sich, im Durchschnitte genommen, auf 60,000 Pipen, und diese betragen, wenn man einen Mittelpreiß von 25 Pfund für die Pipe annimmt, ...	1,500,000	Pf. St.
Von Lissabon und aus andern Häven von Portugal, 12,000 Pipen zu 12 Pf.	144,000	—
Von Madera, 12,000 Pipen zu 30 Pf. pr. Pipe . . .	360,000	—
Früchte, Eingemachtes und dergl.	46,000	—
	2,050,000	Pf. St
Die wollenen und leinenen Zeuche, die indischen und schottländischen Mousseline, die Eisenwaaren und alle übrigen Artikel, die in England und seinen Kolonieen wachsen oder verfertigt, und nach Portugal ausgeführt werden, belaufen sich auf eine Summe von	1,550,000	—
Die Bilanz gegen England ist also	500,000	Pf. St.

Nimmt man nun an, daß von den 84,000 Pipen Wein, die aus Portugal und Madera ausgeführt werden, nur 60,000 in Großbrittannien selbst Zoll und Accise bezahlen, wobei eine mehr als hinreichende Quantität für

die Kolonieen gerechnet wird, so beläuft sich der ganze Betrag, den Preiß der Pipe nur zu 50 Pfund angeschlagen, was doch weit weniger ist, als sie gegenwärtig wirklich kostet, auf eine Summe von drei Millionen Pf. Sterling.

Sollte nun Portugal noch das nämliche Schicksal wie Spanien haben, so würde diese Handelsquelle nothwendig vertrocknen; es entstünde alsdann die Frage, in was für neue Kanäle sie sich ergießen würde? Sollte wohl ganz Brasilien, auch sogar in dem Falle, daß wir selbst in den Besitz davon kämen, uns eben so viel von unsern Manufakturwaaren und sonstigen Produkten abnehmen, als der Verlust, den die Zerstörung des Handels mit Portugal nach sich zöge, betragen würde, und sollte uns diese Kolonie Rückfrachten von eben so großem Werthe liefern, und die auch die nämliche Summe zu den Einkünften des Staates beitragen würden? In dem Zustande, worin sich gegenwärtig diese Kolonie befindet, stehe ich nicht einen Augenblick an zu behaupten, daß dieses zuverlässig nicht der Fall seyn würde; zugleich hege ich jedoch auch nicht den geringsten Zweifel, daß wenn die Hindernisse, die bisher der Kultur des Landes im Wege standen, werden beseitigt, die Monopolien aufgehoben, die unpolitischen Aus- und Einfuhrzölle abgeschafft, und die Kommunikationen zwischen den vorzüglichsten Seehäven und den im Innern des Landes gelegenen Pflanzungen vermittelst guter Straßen werden hergestellt worden seyn, die Kolonie alsdann in wenigen Jahren nicht nur mehr von unsern Waaren verbrauchen wird, als Portugal uns gegenwärtig abnimmt, sondern daß sie auch im Stande

seyn wird, alle diese Waaren mit Kaffee, Kakao, Baumwolle, Indigo, Zucker, Apothekerwaaren, Farbehölzern, Schiffsbauholz und mehrern andern Produkten, deren Kultur bei einiger Aufmunterung sehr weit getrieben werden könnte, reichlich zu bezahlen. Auch die Staats-Einkünfte würden nicht viel dabei leiden, denn der Ausfall in dem Ertrag der Zölle würde überreichlich durch die Weine aus Portugal ersetzt werden, die eben so wie die französischen immerfort nach England kommen müssen, weil keine andere Nation sie ihnen um keinen Preiß abnehmen würde. Der Handel findet, wie das Wasser, stets den ihm zukommenden Ausweg. Der Strom mag in noch so viele Kanäle und in noch so verschiedener Geschwindigkeit fließen, er mag durch die zahllosesten Hindernisse von seinem geraden Laufe abgeleitet werden, am Ende bricht er sich dennoch eine Bahn und findet seinen Weg in den großen Behälter, der zu seiner Aufnahme bestimmt ist. Diejenige Nation, die den Ocean beherrscht, kann auch zu allen Zeiten den Handel der Welt nach Gefallen lenken.

Wenn sich in der Regierungs-Verfassung der portugiesischen Besitzungen in Süd-Amerika eine wesentliche Veränderung zutragen sollte, so würden auch die spanischen Kolonicen diesem Beispiele sehr bald nachfolgen. Diese sind in der That noch weit mehr unterdrückt, als die erstern, oder es sind ihnen wenigstens, mitten unter ihrem Golde und Silber, in einem noch höhern Grade alle Mittel und Wege versperrt, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Es kann wohl wahr seyn, wie man mich verschiedentlich versichert hat, daß achthun-

dert zu London verfertigte Kutschen in den Straßen von Meriko herum rollen; allein eben so wahr ist es auch, daß acht Millionen Menschen, die nach der geringsten Annahme in den spanischen Kolonieen wohnen, größten Theils aus Mangel an Kleidungsstücken beinahe nackt gehen. Unsere Südsee-Wallfischfahrer wissen recht gut, wie sehr dieser Artikel daselbst im Werthe steht, und daher segeln wenige unter ihnen, sobald es ihre Bestimmung ist, um das Kap Horn herum zu fahren, aus England ab, ohne einen großen Vorrath von alten Kleidungsstücken aus den Londoner Trödelbuden mit zu nehmen, auf welche jederzeit zum mindesten 800 Procent gewonnen werden. Die Bewohner jener Kolonie haben, wie schon bemerkt worden, wirklich nicht viel mehr, oder eigentlich gar nichts anders als Geld, und da die spanische Regierung weder selbst dafür sorgt, daß ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens zugeführt werden, noch auch zugiebt, daß es von andern Nationen geschieht, so müssen sie entweder dasjenige, was ihnen heimlicher Weise zugeführt wird, zu ausschweifend theuern Preißen bezahlen, oder sich mit dem armseligen Vorrathe, den ein Land, worin sich weder Ackerbau noch Manufakturen befinden, hervor zu bringen im Stande ist, geduldig begnügen.

Der portugiesische Hof mag in dem gegenwärtigen kritischen Zeitpunkte einen Weg einschlagen müssen, welchen er wolle, so ist es doch auf jeden Fall schlechterdings nöthig, daß England ein wachsames Auge auf die Kolonieen dieses Landes hat, und besonders auf Brasilien.

Sollte es den Franzosen jemals glücken, sich in den Besitz von Rio de Janeiro zu setzen, so hat dieser Ort und das ganze Land an und für sich eine solche natürliche Festigkeit, und ist für seine Besitzer von so unermeßlich großen Vortheilen, daß es nichts Leichtes seyn würde, sie wieder mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben, oder sie zu zwingen, dasselbe bei einem Friedensschlusse in Güte wieder heraus zu geben. Ich möchte auch ganz und gar nicht dafür gut stehen, daß, außer der Anhänglichkeit an die königliche Familie von Portugal, auch noch in einigen Gegenden des Innern Frankreich einen sehr großen und vielleicht überwiegenden Anhang besitze; denn die daselbst wohnenden Abkömmlinge der französischen Jesuiten haben ihren Ursprung noch keineswegs vergessen und sind überzeugt, daß durch eine solche Revolution ihr Orden wieder hergestellt werden und sie selbst dadurch zu einem großen Grade von Einfluß gelangen würden. In den Seestädten möchte zwar wohl der handelnde Theil der Nation es seinem Interesse gemäß finden, sich unter den Schutz der englischen Flagge zu begeben, weil er durch eine solche Veränderung die uneingeschränkteste Handelsfreiheit zu bekommen hoffen dürfte; allein die Herrschaft, welche in diesem Lande die Geistlichkeit über das Volk hat, ist so außerordentlich groß, daß demungeachtet jede protestantische Regierung überall zahllose Schwierigkeiten und unübersteigliche Hindernisse finden würde. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die gegenwärtige schwache Regierung von Portugal zu einem förmlichen Bündniß mit Frankreich gezwungen werden wird, obgleich ihr ohnehin schon sehr gesunkener Handel, so wie auch ihre Kolonieen,

unausbleiblich dadurch gänzlich würden zu Grunde gerichtet werden.

Man hat bei uns schon seit Langem mit einer Art von freudigem Antheile den Satz behauptet, daß der gegenwärtige Krieg die Veranlassung zur Revolutionirung von Süd-Amerika geben würde; allein wer hierüber sanguinische Hoffnungen hegen kann, der hat wahrscheinlich die ganze Lage und alle Verhältnisse der Kolonisten in diesem Lande nicht genugsam überlegt. Revolutionen sind sogar auch in denjenigen Staaten, worin jeder Einwohner ein gewisses Interesse an der Wohlfahrt des Ganzen hat, ein großes Uebel und können nicht ohne die schrecklichsten Zerrüttungen bewirkt werden; was für Folgen müssen sie aber erst in einem Lande nach sich ziehen, in welchem die Anzahl der Sklaven zum allerwenigsten zehnmal stärker ist, als die der Grundeigenthümer, und wo die erstern keinen sehnlichern Wunsch kennen, als eine Gelegenheit zu finden, ihre Herren los zu werden! Eine solche Revolution würde ohne allen Zweifel mit nicht wenigeren Schrecknissen und Abscheulichkeiten befleckt werden, als es die auf San-Domingo geworden ist. Ich traue England zu, daß es sich niemals darauf einlassen wird, eine solche Revolution in Süd-Amerika zu befördern, denn ich bin vollkommen überzeugt, daß, so groß auch der Gewinn wäre, den Süd-Amerika aus einer ruhigen Veränderung seiner Oberherren ziehen würde, es doch durch eine gewaltsame Revolution in kurzer Zeit wieder

in einen schrecklichen Zustand von Wildheit und Barbarei würde zurück geworfen werden.

Die Lage von Rio de Janeiro ist für die Sicherheit des indischen Handels außerordentlich vortheilhaft, und der dasige Haven ist zu allen möglichen Absichten aufs vollkommenste eingerichtet; es scheint zwar auch, als wenn er mit leichter Mühe vertheidigt werden könnte, allein in der That kann er nicht vollkommen sicher genannt werden, wenn nicht die nämliche Macht, der er zugehört, sich auch zugleich in dem Besitze des Havens von Bahia oder St. Salvador befindet. Dieser letztere Haven liegt etwas mehr nordwärts, und man behauptet allgemein, daß er noch größere Vorzüge zu Anlegung eines Schiffszeughauses und eines Werftes hat, als der zu Rio. Die südlicher gelegene Insel Sta. Catharina ist ebenfalls ein äußerst wichtiger Posten, und ihre Lage ist so beschaffen, daß Rio de la Plata sich ganz in der Gewalt derjenigen Macht befindet, die in dem Besitze dieser Insel ist. Es ist uns übrigens nichts weiter von derselben bekannt, als was uns der Verfasser von Anson's Reisen davon gesagt hat: „Der Boden auf dieser Insel ist außerordentlich fruchtbar, und bringt freiwillig „eine Menge Früchte von vielerlei Arten hervor; sie ist „überall mit Wäldern von immer grünenden Bäumen bedeckt, die wegen der überschwenglichen Fruchtbarkeit des „Bodens mit Sträuchen, Dornbüschen und Unterholz so „dicht verwachsen sind, daß sie ein durchaus unzugängliches Dickicht bilden, durch welches sich nur hin und wie-

„der schmale Fußpfade winden, die von den Einwohnern „zu ihrem nothdürftigen Gebrauche hindurch gehauen wor„den sind. Die Luft in diesen Waldungen ist wegen der „darin befindlichen Menge von aromatischen Bäumen und „Stauden, mit den köstlichsten, balsamischen Gerüchen „angefüllt; die Obstarten und Vegetabilien aus allen Län„dern und Klima's gedeihen hier auf das beste, und man „kann sie alle im größten Ueberfluße bekommen." — Außerdem versichert er auch noch, daß das Wasser, sowohl auf der Insel, als auf dem gegenüber gelegenen festen Lande vortrefflich sey. Die Insel hat einen sehr guten Haven und die Provinz Rio Grande, die äußerst fruchtbar an allen Arten von Getraide ist und auch einen großen Ueberfluß an Rindvieh besitzt, steht mit der Insel in einem unmittelbaren, sehr starken Verkehr.

Uebrigens ist Rio de Janeiro der große Centralpunkt auf der Küste von Brasilien, von welchem aus alle Theile dieses Landes beständig in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten werden können. Während unseres Aufenthaltes daselbst konnten wir zwar die Forts, Linien und Werke, so wie die Mittel, durch welche dieselben vertheidigt werden, nicht genau kennen lernen, allein wir bemerkten doch, daß an dem Geburtstage der Königin von Portugal aus sieben verschiedenen Forts, von der Einfahrt in den Haven an bis an die Stadt, von jedem aus sehr schweren Kanonen eine ziemliche Anzahl von Schüssen abgefeuert wurde. Der Kapitän Parish erfuhr auch von einigen Offizieren der Garnison, daß die daselbst befindliche reguläre Besatzung aus zwei Schwadronen Kava-

lorie, zwei Regimentern Artillerie, sechs Regimentern Linien-Infanterie, zwei Bataillons disciplinirter Miliz und zweihundert in den Waffen geübten freien Negern bestehen sollte, welche zusammen genommen ein Korps von wenigstens 10,000 Mann ausmachten. Ich bin jedoch überzeugt, daß diese Angabe beträchtlich übertrieben ist, denn während der 3 Wochen unseres dasigen Aufenthaltes, wobei wir die Stadt und die ganze umliegende Gegend in allen Richtungen durchzogen, bekamen wir nirgends die geringste Veranlassung, uns von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen; ich bin daher mehr geneigt zu glauben, daß die gesammte Kriegsmacht von Brasilien von einem Ende des Landes bis zum andern, an regelmäßigen Truppen die Zahl von 10,000 Mann nicht übersteigt.

Sechstes Kapitel.

Von den Inseln Tristan da Cunha und Amsterdam.

Vortheilhafte Lage von Tristan da Cunha. — Beschreibung und Größe der Insel Amsterdam. — Krater. — Andere vulkanische Gegenstände. — Heiße Quellen. — Fische darin gesotten. — Haifische. — Bemerkungen über die Verdauungskräfte verschiedener Thiere. — Vögel, die auf der Insel gefangen wurden. — Pflanzen. — Beweise, daß es eine ganz neue Insel ist. — Beispiele von neuen Schöpfungen. — Theorieen von der Erde. — Seekälberfänger, die auf der Insel angetroffen wurden.

Da die drei unbewohnten Inseln Tristan da Cunha beinahe ganz auf dem Wege liegen, den die Schiffe, die nach dem indischen Ocean hinsegeln, einschlagen müssen, so steuerten wir unmittelbar auf dieselben zu, und legten uns am 31sten December in 32 Faden Tiefe, und nicht weiter als eine halbe engl. Meile von der Küste entfernt, auf der Nordseite von der größten unter ihnen vor Anker. Da der Tag schon weit vorgerückt war, als die Schiffe mit dem Ankern fertig waren, so konnte man sich wenig mehr mit Untersuchung des Landes abgeben; der Abend wurde vielmehr damit zugebracht, daß wir einen Plan entwarfen, wie wir die ganze Insel rings umher umgehen wollten, wenn wir den andern Tag sogleich bei frühem Morgen ans Land stiegen. Dieser Plan wurde uns jedoch durch einen plötzlichen Windstoß vereitelt, durch

welchen der Löwe von seinen Ankern los gerissen wurde, und ich bin daher auch nur im Stande, von der Natur und Größe dieser Insel im Allgemeinen einen Begriff zu geben. Sie liegt in 37° 7° südlicher Breite, und nach unsern Chronometern in 12° 10′ westlicher Länge. Sie scheint nicht mehr als ungefähr 10 bis 12 engl. Meilen (2 bis 2½ teutsche Meilen) im Umkreis zu haben. In der Mitte derselben befindet sich ein hoher spitziger Kegel, der im Kleinen dem Piko von Teneriffa ähnlich sieht; von dem Fuße dieses Kegels an scheint das Land bis an das Meer hin nach und nach immer schiefer und abhängiger zu werden, bis es zuletzt plötzlich abgeschnitten wird. Rings um die Insel herum besteht die Küste überall, außer nur an der unserem Ankerplatze gerade gegenüber gelegenen Stelle, aus einem sehr harten und beträchtlich hohen Felsen, der rings umher wie mit einer Linie gezogen senkrecht abgeschnitten ist. An der angeführten Stelle erhebt sich aber eine, mit einem sanften Grün bedeckte Ebene nur um einige wenige Fuß über das sandige Ufer, über welches ein starker Strom von reinem kristallhellem Wasser herabfließt. Jenseits dieser Ebene bemerkten wir mehrere Hügel und Thäler, die mit dicken Gebüschen bedeckt waren, und die letztern schienen sich weiter hin gegen die Mitte der Insel zu, in tiefe Klüfte zu verlieren. Alle übrigen Theile der Küste, so weit wir sie zu sehen bekamen, erheben sich aber, wie schon gesagt, in vollkommen perpendikulärer Richtung über das Meer und sie gleicht einer uralten von Riesenhänden erbauten Mauer, deren Höhe nach einem ungefähren Ueberschlag nicht weniger als 1000 Fuß betragen kann. Diese scharf abgeschnittene säulenartige Gestalt der Küste,

verbunden mit dem in der Mitte der Insel gelegenen kegelförmigen Berge, scheint offenbar zu beweisen, daß die ganze Masse durch die Gewalt des unterirdischen Feuers über die Meeresfläche emporgehoben worden ist.

Der Offizier, der ans Land geschickt wurde, berichtete bei seiner Zurückkunft, daß das Wasser auf der Insel von vorzüglicher Güte sey; auch ergösse sich dasselbe auf eine solche Art ins Meer, daß es mit der größten Leichtigkeit in Tonnen könne gefaßt werden, ohne daß man nöthig hätte, diese aus den Böten ans Land zu schaffen. Dieser Umstand ist für die Offiziere unserer Marine von äußerster Wichtigkeit und verdient daher allerdings hier angeführt zu werden. Die größten Kriegsschiffe sind im Stande, einen Vorrath von allen möglichen Artikeln, die nur immer zu der längsten Reise erforderlich sind, an Bord zu nehmen, ausgenommen Wasser; und doch ist dieses für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Mannschaft nicht weniger unentbehrlich, als irgend eine andere Art von Vorräthen. Sollten wir daher in Zukunft irgend einmal so unglücklich seyn, daß Brasilien und das Vorgebirge der guten Hoffnung uns verschlossen blieben, so würde diese Insel, die auf dem halben Wege nach Indien liegt, uns zuverlässig von dem größtmöglichen Nutzen seyn. Selbst auch diejenigen, die unsere Kolonialbesitzungen für mehr als hinlänglich groß und ausgedehnt halten, müssen doch wenigstens zugeben, daß wir niemals zu viele Punkte besitzen können, wo sich unsere Kriegs- und Handelsschiffe mit Sicherheit und Bequemlichkeit aufhalten und ausbessern können. Es ist auch wirklich einmal von einer Ge-

sellschaft von Privatpersonen der Plan entworfen worden, eine Niederlassung auf dieser Insel zu errichten, wobei von derselben ein sehr einträglicher Schleichhandel mit den verschiedenen Kolonieen in Süd-Amerika, besonders mit den spanischen, geführt, und den dasigen Eingebornen geringe Manchester- und grobe indianische Zeuche für baares klingendes Geld geliefert, und auch zu gleicher Zeit die mit diesem Handel beschäftigten Schiffe auf den südlichen Wallfischfang ausgeschickt werden sollten, damit sie durch das dadurch erworbene Oel und Fischbein eine einträgliche Rückfracht nach Europa gewännen. Wenn eine solche Niederlassung unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung angelegt würde, so könnte sie für die ostindischen Kompagnie-Schiffe auf ihrer Hinreise nach Indien von dem nämlichen Nutzen seyn, den ihnen die Insel St. Helena auf dem Heimwege gewährt; der Werth derselben würde auch dadurch noch sehr beträchtlich erhöht werden, daß die Insel blos durch eine einzige, nicht sehr große Schanze und durch einige wenige Mann auf eine solche Art zu vertheidigen wäre, daß sie schlechterdings durch keine feindliche Macht erobert werden könnte.

Auf unserer weitern Reise von Tristan da Cunha fuhren wir in dem 39sten und 40sten Parallel-Zirkel um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum, wo die Luft, ungeachtet wir uns in der Mitte des Sommers befanden, äußerst kalt und beständig mit Schnee und Hagel angefüllt war. Auch hatten wir häufig sehr starke Windstöße auszuhalten, die alle aus Südosten herkamen und wodurch das Meer beständig hohe rollende Wellen warf; dies ist

zwar ein höchst furchtbarer Anblick für einen Jeden, der nicht daran gewöhnt ist, allein diejenigen, so die Reise schon einmal gemacht haben, werden nicht dadurch beunruhigt. Nach unserm Tagebuche legte das Schiff, ein wenig ostwärts von dem Kap, in diesem rollenden Meere 245 See-Meilen in einer Zeit von 24 Stunden zurück, also ungefähr 10¼ Meile in einer Stunde. Die Südwinde, die während der Sommermonate in diesen Breiten herrschend sind, werden ohne Zweifel durch eine starke Strömung von verdichteter Luft verursacht, die sich aus den Regionen des Eises in die weit verdünntere Atmosphäre von Süd-Afrika ergießt; hier wird sie durch die Veränderung der Temperatur und durch das Anprallen an die hohe vorliegende Gebirgsspitze des Kaps, der Dünste, womit sie beladen ist, entledigt, und diese letztern verursachen alsdann die sonderbaren wollartigen Wolken, die bei solchen Südost-Winden oft mehrere Tage hinter einander den Gipfel des Tafelberges einhüllen.

Am 1sten Februar bekamen wir die beiden Inseln St. Paul und Amsterdam zu Gesichte, und auf den Abend des nämlichen Tages legten wir uns auf der Ostseite der letztern, ungefähr eine engl. Meile von der Küste, vor Anker. Die Rauchsäulen, die wir schon in einer beträchtlichen Entfernung von der Insel hatten aufsteigen sehen, und die Flammen, die bei einbrechender Nacht von derselben in die Höhe loderten, machten uns äußerst begierig ans Land zu gehen; wir verließen daher am folgenden Morgen, ehe es noch recht helle war, das Schiff, und schmeichelten uns im Voraus mit der Hoffnung, daß un-

sere Neugierde durch irgend ein merkwürdiges Schauspiel würde befriedigt werden. Das Resultat unserer gemachten Beobachtungen will ich nun dem Leser kürzlich hier mittheilen. — Die Insel Amsterdam liegt in 38° 42′ südlicher Breite und in 76° 51′ östlicher Länge; in ihrer größten Länge von Norden nach Süden ist sie ungefähr 4½ engl. Meilen (nicht ganz 1 teutsche Meile) und in ihrer größten Breite von Osten nach Westen 2½ Meilen groß. Die Oberfläche derselben enthält ungefähr 7 bis 8 engl. Quadratmeilen, wobei jedoch ein großer vulkanischer Krater nicht mit gerechnet ist, der sich auf der Ostseite der Insel befindet, und in welchen sich das Meer durch das ununterbrochene Anprallen seiner rollenden Wellen, die unablässig aus dieser Weltgegend herströmen, einen Durchgang erzwungen hat. Die ganze Breite dieses Durchbruches beträgt ungefähr 1000 Fuß, allein der eigentliche Kanal, oder derjenige Theil, durch welchen sich das Meer selbst hinein ergießt, ist nicht breiter als 200 Fuß. Die Ufer des Kanals, die aus lauter vulkanischen Produkten bestehen, erheben sich allmählich immer mehr und mehr in die Höhe, bis sie zuletzt mit dem obern Rande des Durchbruches zusammen stoßen, der nach einer sehr gefährlichen trigonometrischen Vermessung, die wir anstellten, etwas über 700 Fuß hoch ist. Die nämliche Höhe mögen auch ungefähr die Seiten des Kraters haben, von der Oberfläche des darin befindlichen Wassers an gerechnet. Die ursprüngliche Form desselben war eine Ellipse, wie man offenbar findet, wenn man von dem obern Rande in denselben hinunter sieht; allein da von der Seite, wo der Durchbruch geschehen ist, das Meer alle im Wege liegenden

Materialien mit Gewalt in das Innere hineingetrieben hat, so ist dadurch auf dieser Seite des Kraters eine beträchtliche Aushöhlung entstanden. Der längste Durchmesser des Kraters auf der Oberfläche des Wassers beträgt 1000 Ruthen, und der kürzeste ungefähr 850 Ruthen; im Umkreise ist er 1¾ engl. Meilen groß und da die Seiten desselben sich in einem Winkel von ungefähr 65° in die Höhe erheben, so beträgt der Umkreis des obern Randes des Beckens, wenn er nämlich unversehrt wäre, und sich keine Erdfälle darin befänden, zum allerwenigsten 2 engl. Meilen. In der Mitte des Kraters, wo wir das Senkblei auswarfen, fanden wir eine Wassertiefe von 174 Fuß; addirt man nun diese zu der mittlern Höhe der über das Wasser hervorragenden Seitenwände, so kommen 874 Fuß für die ganze Tiefe des Kraters heraus.

Alle übrigen Theile der Küste sind eben so, wie die wandartigen Ufer der Insel Tristan da Cunha, scharf abgeschnitten, und man sieht auf ihnen deutlich die verschiedenen Lavaschichten, die aus der obern Mündung des Kraters nach und nach über sie herunter geflossen sind; auch sind sie überall so zerrissen, uneben und mit Blasen angefüllt, daß man offenbar den heftigen Kampf daraus erkennen kann, der zwischen diesen zwei einander entgegengesetzten Elementen statt hatte, als die flüssige Lava mit den Wellen des Oceans zusammen stieß. Die Wirkungen dieses Kampfes sind aber noch weit deutlicher an einem höchst sonderbaren, einzeln stehenden Felsen zu sehen, der sich, ein wenig rechts von der Einfahrt in den Krater, in

pyramidalischer Form aus der See emporhebt. Die Höhe desselben beträgt zwischen 2 und 300 Fuß, und er besteht aus 40 bis 50 horizontalen Schichten, die sehr regelmäßig über einander aufgehäuft sind; diese sind wieder in eine Menge perpendikulärer Spalten und Risse abgesondert, so daß das Ganze eine große Masse von lauter einzelnen Basaltsäulen darstellt. Auf seiner ganzen Oberfläche findet man überall die unverkennbarsten Spuren von Schmelzungen, und der ganze Felsen sieht aus wie eine große Schlacke, die eben aus einem Hochofen herausgeworfen worden ist. Viele von den perpendikulären Spalten sind mit Adern von Obsidian oder vulkanischem Glas angefüllt, das sich auch, wie wir deutlich bemerken konnten, bis auf mehrere Fuß unter die Oberfläche des Meeres hinab erstreckt. In einigen andern Spalten fanden wir sehr schöne Stücke Zeolit, nach welchem wir uns hingegen in den Ueberbleibseln von fester Lava überall vergebens umsahen. Wir wünschten um so viel mehr, uns von diesem merkwürdigen Umstande vollkommen zu überzeugen, weil er einen von den wesentlichsten Streitpunkten zwischen den Plutonisten und Neptunisten ausmacht. Da man sehr oft mitten in Basalten Zeolit findet, und derselbe auch bekanntermaßen eine beträchtliche Menge Wasser in sich enthält, so hat er von jeher den Neptunisten zu einem ihrer stärksten Beweisgründe gedient, in sofern er nämlich die Lehre von der Entstehung der Basaltsäulen durch die Kraft des unterirdischen Feuers widerlegt. Wir fanden überall auf den Küsten dieser Insel eine große Menge von Zeolit und vulkanischen Glasarten, wie z. B. Obsidian und Bimssteine.

In diesem durch das Meer bewirkten Einbruch in den Krater befinden sich auf beiden Seiten des durch die Mitte hindurch fließenden Kanals, so wie auch hin und wieder auf den schief hinab laufenden Seitenwänden desselben, mehrere heiße Quellen, wovon einige frei und ungehindert in die Höhe sprudeln, andere hingegen in einen bloßen Teig oder Schlamm wegsikkern. In mehrern von diesen Quellen stieg das Fahrenheitische Thermometer in freier Luft von 62° auf 196°, in einigen aber auf 204° und in andern sogar bis auf 212° oder den Siedpunkt. Die Stellen, wo sich solche Quellen befinden, können vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang von ferne sehr leicht mit dem Gesichte entdeckt werden, weil um diese Zeit beständig ein feiner Dunst über denselben schwebt. An mehreren Orten sahen wir auch schöne grüne Stellen, die mit den zartesten Moosarten bedeckt waren, unter welchen sich hin und wieder eine Art von Lycopodium und von Marchantia befanden. Bei genauerer Untersuchung entdeckten wir übrigens, daß alle diese grünen Strecken auf heißen Sümpfen schwammen, deren Temperatur 8 oder 10 Zoll unter der Oberfläche, in welcher sich die Wurzeln der Pflanze ausbreiteten, zum wenigsten 186° betrug. Dies war uns um so viel auffallender und bemerkungswerther, da die nämliche Art von Lycopodium oder Kreuzmoos, denn für dieses wurde es von uns gehalten, auch sogar mitten im Winter auf den kalten Heiden in Nord-England wächst. Ueberhaupt fanden wir überall auf der abhängigen Oberfläche der Insel Sümpfe und stehende Lachen von heißem Wasser, deren Temperatur von 80 bis 130° betrug. Der Erdboden ist durch-

gängig schwammig und porös, und bei jeder Bewegung fühlt man ihn unter den Füßen zittern. Wenn man sich mit dem Ohre auf denselben legt, so hört man überall ein Sprudeln wie von siedendem Wasser. In den meisten dieser Quellen hat das Wasser einen durchaus salzigen Geschmack, allein seitwärts von dem großen Krater fanden wir auch eine, die sehr stark mit Stahl geschwängert war, und deren Temperatur 112° betrug. Aus einer Abhandlung, die sich in den philosophischen Verhandlungen befindet, war uns schon im Voraus bekannt gewesen, daß wir auf dieser Insel siedende Wasserquellen antreffen würden, und da auch in derselben bestimmt versichert wird, daß die Fische, die man in der Entfernung von wenigen Schritten davon im kalten Wasser fienge, in diesen heißen Quellen in kurzer Zeit vollkommen gar gekocht werden könnten, so hatten wir schon im Voraus Sorge getragen, einen ziemlichen Vorrath von Fischergeräthe mit uns zu nehmen. Wir fiengen daher auch bald eine große Menge rother Barsche, von 6 Zollen bis zu einem Fuß in der Länge, die wir mit einer ächt epikuräischen Gefühllosigkeit lebendig, und so wie sie von der Angel weg kamen, in die siedenden Quellen hinein warfen; sie wurden in denselben auch wirklich innerhalb einer Viertelstunde vollkommen gar gekocht. Es mag nun das Neue und Ungewöhnliche von dieser Zubereitungsart gewesen seyn, oder daher rühren, weil wir lange keine guten Fische mehr gegessen hatten, oder auch weil diese Art von Barschen wirklich von einer ganz vorzüglichen Güte waren, genug wir fanden sämmtlich, daß sie ein ganz vortreffliches Essen waren. Außerdem fiengen

wir auch noch eine andere Art von Barschen, die, meiner Meinung nach, der rothen Art noch vorzuziehen war; ihre Länge betrug 3 bis 4 Fuß, ihre Rückenflossen waren nicht getrennt und der ganze Körper war der Länge nach mit drei braunen und drei weißen Streifen abwechselnd bezeichnet. Die Menge von Krebsen, die hier auf dem Sande vor der Einfahrt in den Krater bei niedrigem Stande des Wassers herum kriechen, ist gar nicht zu beschreiben und auch wirklich kaum glaublich; die Gefräßigkeit, womit diese Thiere über todte Körper herfallen, ist so groß, daß wenn ein Seekalb, deren überall eine große Menge auf dem Ufer lag, hineingeworfen wurde, sie sogleich in solchen ungeheuern Schaaren herbei kamen, daß man mit den bloßen Händen in sehr kurzer Zeit ein ganzes Boot damit hätte anfüllen können. Auch in der offenen See, wo unsere Schiffe vor Anker lagen, waren diese Insekten in nicht geringerer Quantität vorhanden; wenn man Körbe aus den Schiffen in das Meer hinabließ, in welchen sich ein Stück Speck oder Haifischfleisch befand, so waren dieselben, wenn man sie auch noch sobald wieder hinauf zog, doch immer mit Krebsen ganz angefüllt. Diese Insekten, nebst der großen Art von Barschen, dem Stockfisch und den Brassen wurden hier in einer solchen unbeschreiblichen Menge gefangen, daß ein Vorrath davon, der für beide Schiffe, ob sich gleich die Mannschaft derselben beinahe auf 600 Personen belief, auf sechs volle Tage hinreichend war, in kurzer Zeit und ohne Mühe zusammen gebracht wurde. Zum Köder für die Krebse wurde ein ganzer Haifisch, der beinahe 11 Fuß lang war, zerschnitten. In dem Magen dieses gefräßigen Thieres fanden wir bei

dieser Gelegenheit vier junge Haifische, die noch am Leben waren; ob aber diese von dem Alten als Beute waren verschlungen worden, oder ob sie sich freiwillig, um sich vor irgend einer Gefahr in Sicherheit zu setzen, hieher geflüchtet hätten; darüber waren die Herren aus unserer Gesellschaft, die sich auf Naturgeschichte verstanden, nicht einerlei Meinung. Einer von ihnen versicherte, daß er mehr als ein Mal die Jungen von diesen Thieren aus den Mägen der Alten, wenn diese gefangen worden wären, habe heraus schlupfen sehen, und daß er besonders einmal gegenwärtig gewesen seye, als ein ganzes Dutzend Sägefische (eine Art von Haifischen, Squalus Pristis) lebendig aus dem Rachen ihrer Mutter, nachdem man diese aus dem Meere auf das Verdeck des Schiffes gehoben hätte, heraus gesprungen wäre. Der Dr. Mosely, der über diesen Gegenstand geschrieben hat und daher für einen guten Gewährsmann gelten kann, hat ebenfalls zu verschiedenen Malen die Bemerkung gemacht, daß die jungen Haifische zur Zeit der Gefahr sich immer in die Mägen der Alten als in eine sichere Freistätte flüchten; eine Bemerkung, die übrigens auch schon vor 200 Jahren gemacht worden ist. Sir Richard Hawkins nämlich, der im Jahre 1593 eine Reise nach Süd-Amerika gemacht hat, erzählt ausdrücklich, daß er junge Haifische häufig in den Rachen der Alten habe hinein und wieder heraus gehen sehen, und daß er sie auch verschiedentlich in den Mägen der letztern angetroffen habe. Linnäus hat sich daher höchst wahrscheinlich geirrt, wenn er behauptet, daß diese Fische ihre eigenen Jungen verschlängen. John Hunter hat überzeugend bewiesen, daß in einigen Arten von Landthieren

das Lebensprincipium die Kraft besäße, der Einwirkung des Magensaftes auf eine höchst auffallende Art zu widerstehen; bei der großen Schwierigkeit, Experimente über die Verdauung der Fischmägen anzustellen, ist es jedoch noch unentschieden, ob das Lebensprincipium in dieser Klasse von Thieren eine größere oder geringere Kraft besitzt. Ueberhaupt scheint man trotz aller Experimente von Hunter und Spallanzani, von der eigentlichen Natur und dem Wesen der Verdauung nur noch sehr unvollständige Kenntnisse zu haben; so viel ist jedoch durch Thatsachen hinlänglich erwiesen, daß diese Kraft in den verschiedenen Thierarten wesentlich und in einem auffallenden Grade verschieden ist. Der Haifisch verschlingt in seinen gefräßigen Magen ohne allen Unterschied Knochen und Schalen von Thieren, große eiserne Angelhaken, getheerte Taue und Seile und die Kleidungsstücke der Menschen, die das Unglück haben seine Beute zu werden. Der Straus kann hölzerne Stöcke, Steine und Stücke Eisen verdauen. Der Sekretärvogel (Falco serpentarius) verschlingt ganze lebendige Schlangen von der giftigsten Art, Kröten und Skorpionen, ohne daß es ihm den geringsten Schaden thut. Daß es übrigens mit der angeführten Nahrung dieses letztern Vogels wirklich seine Richtigkeit hat, davon kann ich selbst als Augenzeuge sprechen, denn ich habe mehrere Male die Jungen desselben in ihrem Neste mit verwundeten, aber noch lebenden Schlangen umringt gesehen und der folgende vollkommen wahre Vorfall setzt die Sache vollends außer allen Zweifel. — Ein Engländer, der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein Amt verwaltete, hatte einen von diesen Vögeln auf der Jagd

getödtet und ihn mit sich nach Hause genommen, um eine genaue Zeichnung von ihm verfertigen zu lassen. Hier warf er ihn in der Flur seines Hauses auf den Boden, wo er von einer Menge Personen untersucht und hin und her geworfen wurde; nachdem dieses eine geraume Zeit hindurch gedauert hatte, so bemerkte endlich einer der Anwesenden eine große Schlange, die mit dem Kopfe aus dem Schnabel des Vogels heraus sah, und die auch bald nachher in voller Kraft und ganz unbeschädigt heraus kroch. Da man nun glaubte, daß sich noch mehrere Schlangen in dem Magen des Vogels befinden könnten, so wurde derselbe mit den Beinen aufgehangen, und sogleich kam noch eine zweite Schlange zum Vorschein, die eben so groß, frisch und gesund wie die erstere war. Als einige Zeit nachher der Vogel geöffnet wurde, so fand man in seinem Magen noch mehrere todte Schlangen nebst einer Menge von halb verdauten Eidechsen, Skorpionen, Skolopendern, Centipeden und Roßkäfern.

Nirgends in der ganzen Welt, außer nur an den Küsten von Spitzbergen, habe ich eine so ungeheure Menge von Wallfischen, Nord-Kapern, Meerschweinen, Seelöwen und Seekälbern gesehen, als hier; sie schwammen zwischen den Schiffen, während sie vor Anker lagen, und bei der Einfahrt in den Krater fröhlich herum, machten Luftsprünge, kämpften mit einander und verschlangen sich einander gegenseitig. Unter andern bemerkten wir auch einen Fisch, dem Anscheine nach eine Art von Delphin, und wahrscheinlich diejenige, die unter dem Namen des Dreschers bekannt ist, der mit einem außerordentlichen Un-

gestüm den Wallfisch angriff, so oft dieser nur seinen ungeheuern Rücken über die Oberfläche des Meeres empor hob; das große Ungeheuer schien sich gegen die Streiche, die ihm dieser Feind mit dem Schwanze und den Floßfedern versetzte, auf keine andere Art schützen zu können, als daß es sich mit Heftigkeit in dem Wasser rund herum wälzte. Es war daher gefährlich für die Bôte, mitten unter diesen großen Thieren hin und her zu fahren; dennoch scheinen aber dieselben bei der ersten Entdeckung der Insel noch in weit größerer Menge vorhanden gewesen zu seyn, denn in der oben angeführten Abhandlung wird ausdrücklich bemerkt: „daß die Mannschaft von Van Vlaming's Schiffe das Meer so außerordentlich voll von Seekälbern und Seelöwen gefunden habe, daß sie, als sie ans Land fahren wollte, sich genöthigt sahe, dieselben vorher zu tödten, um sich nur einen Weg zu öffnen; desgleichen gab es daselbst auch eine ungeheuere Menge von Fischen aller Art." — Noch heut zu Tage ist Morgens und Abends nicht nur das Meer, sondern auch die ganze Küste dieser Insel mit zahllosen Heerden von Seekälbern und Seelöwen bedeckt.

Außerdem fanden wir auch auf derselben eine erstaunende Menge von Vögeln, und die beiden Ufer des Kanals waren mit ihren Eiern ganz dicht überdeckt. Während unseres kurzen Aufenthaltes daselbst fiengen wir folgende Arten von Vögeln:

Diomedea demersa, } der weiße und der braune
— — exulans, } Sturmvogel,

Aptenodytes Chrysocome, der mit einem Kamm versehene Pinguin,

Procellaria equinoctialis, der schwarze Sturmvogel,

— — puffinus, die Tauchente,

— — grisea, der graue Sturmvogel,

— — Forsteri, der blaue Sturmvogel,

Sterna Hirundo, der Silbervogel oder die Meerschwalbe,

Anas, — — eine kleine, braune Ente, die nicht viel größer als eine Drossel, und wahrscheinlich noch von keinem Naturforscher beschrieben worden ist.

Dagegen fanden wir auf der ganzen Insel keinen einzigen Landvogel, und auch kein vierfüßiges Thier von irgend einer Art, ja sogar nicht ein Mal das allergeringste Insekt, außer nur Fliegen.

Die Anzahl der Pflanzen war ebenfalls sowohl in Rücksicht der Geschlechter, als der Arten sehr gering, ob es gleich nicht an grünen Gewächsen fehlte. Diese bestanden jedoch größtentheils nur aus Moosarten und andern kryptogamischen Pflanzen, und aus einigen wenigen Grasarten; auf der ganzen Insel bekamen wir aber nicht eine einzige strauchartige Pflanze zu Gesichte.

Höchst sonderbar und merkwürdig ist es, daß der größte Theil von allen Pflanzen, die wir auf dieser neuen Insel fanden, europäische Produkte waren. Es ist schon an und für sich eine schwer zu beantwortende Frage, wie überhaupt Pflanzen, sowohl europäische, als indianische,

auf zwei so kleine Inselchen haben gebracht werden können, die mitten im Weltmeer, in der Hälfte des Weges, zwischen den Küsten von Neu = Holland und Madagascar liegen, und die zum mindesten 2000 englische Meilen (400 teutsche M.) von der nächsten Küste entfernt sind. Sind sie durch den Wind dahin geweht, oder durch die Wellen dahin getrieben, oder durch die Vögel auf dieselben getragen worden? Oder haben vielleicht ihre rohen Keime Jahrhunderte hindurch in den Eingeweiden der Erde ruhig geschlafen, und sind auf einmal durch die Wirkung von unterirdischem Feuer in eine so günstige Lage versetzt worden, daß das in ihnen verschlossene vegetabilische Leben hervorzubrechen, und sich zu entwickeln im Stande war? Der Geist des Menschen, der so sehr geneigt ist, sich mit dergleichen Untersuchungen zu beschäftigen, muß nothwendig sogleich auf diese Fragen verfallen; allein er darf darum nicht hoffen, jemals eine befriedigende Antwort darauf zu erhalten. Der Naturforscher wird jedoch bei dem Anblicke solcher Erscheinungen aufs innigste von den höchst weisen und gütigen Absichten des Schöpfers des Weltalls überzeugt, denn er findet überall in allen Werken der Schöpfung die offenbarsten Beweise von denselben, am meisten aber in den mannichfaltigen Mitteln, deren sich die Vorsehung bedient hat, um Pflanzen aller Art überall auf dem Erdboden auszubreiten. Manche unter ihnen hat sie mit einer zahllosen Menge von Saamenkörnchen versehen, und andere zartere sind gegen jede Beschädigung auf das sorgfältigste verwahrt; einige sind mit Häkchen versehen, um vermittelst derselben sich fest anzuhängen, andere hingegen mit Federn, um durch die Luft hindurch fliegen zu

können. Es war daher nach der Meinung von Linnäus vollkommen hinreichend, daß auf der ersten kleinen Insel, die aus dem unermeßlichen All der Gewässer hervorgeragt haben mag, ein einziges Paar Pflanzen von jeder Art gewachsen sey, um vermittelst des Windes, des Regens, der Flüsse, der Vögel und der Insekten, die ganze Oberfläche des Erdbodens aufs reichlichste damit zu versehen. Dieser große Naturforscher führt unter andern bei dieser Gelegenheit an, daß ein einziges Mohnkörnchen in einem einzigen Jahre 32,000 Saamenkörnchen hervorbringt, und daß 40,000 Tabakspflanzen aus einer einzigen gewonnen worden seyen.

Die benachbarte Insel St. Paul ist mit einem undurchdringlichen Dickicht von Unterholz ganz überdeckt. Sie ist eben so wie Amsterdam vulkanischen Ursprungs, und die ganze Küste derselben soll rings umher mit Bimssteinen umgeben seyn. Man kann daher mit Recht annehmen, daß St. Paul diejenige unter den beiden Inseln ist, die am spätesten ihre Existenz erhalten hat.

Nach der Bemerkung von Valentyn war zu der Zeit, als Wilhelm von Vlaming die Insel besuchte, nämlich im Jahre 1696, der Teich (unter welcher Benennung er den Krater verstand) noch durch eine ungefähr 20 Schritte breite Felsenwand von dem Meere getrennt, über welche die Seekälber hin und her kletterten; sie habe, wie er sagt, die Gestalt eines halben Mondes gehabt, und wäre ungefähr einen Pistolenschuß lang gewesen. Aus der eben gegebenen Beschreibung sieht man aber, was für eine

wesentliche Veränderung hierbei im Laufe eines Jahrhunderts, und zwar wahrscheinlich durch einen abermals statt gehabten vulkanischen Ausbruch, bewirkt worden ist. Der nämliche Schriftsteller spricht auch von einem Felsenriff, das sich in der Nähe des Kraters, bis auf die Weite eines Kanonenschusses in das Meer hinaus erstrecke, und sich damals in einem durchaus glühenden Zustande befunden habe. Von diesem Riff hat ohne Zweifel der Basalt-Felsen, den ich oben beschrieben habe, damals einen Theil ausgemacht. Vlaming fand auch auf der großen Insel nichts als einige Schilfrohre, und hie und da zwischen den Felsen etliche wenige Pflanzen, die einige Aehnlichkeit mit unserer Petersilie hatten. Die ganze Insel trägt wirklich die unverkennbarsten Spuren, daß sie ein ganz neues Produkt des unterirdischen Feuers ist, das auch noch gegenwärtig in einer nicht sehr beträchtlichen Tiefe unter ihrer Oberfläche immer fort brennt. Es ist wenigstens alle mögliche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses wirklich der Fall gewesen ist; allein die Geologie ist eine Wissenschaft, die sich noch sehr in ihrer Kindheit befindet. Ungeachtet der mancherlei Systeme, die zur Erklärung des Baues, der Gestalt und der äußern Beschaffenheit der Erde aufgestellt worden sind, und trotz der großen und wesentlichen Hülfe, welche die neuere Chemie bei solchen Untersuchungen leistet, so ist doch unsere Kenntniß des Erdbodens noch immer äusserst schwankend und oberflächlich. Der eine läßt den Erdball durch Feuer zusammen schmelzen, und ihn durch die ausdehnende Kraft der Dämpfe aus der Tiefe des Oceans empor heben; ein anderer hingegen behauptet, daß die regelmäßigen und gleichförmigen Schichten, die man in al-

len Ländern, welche, wie man sagt, zur zweiten Schöpfung gehören, antrifft, durch nichts anders als durch die wirkende Kraft des Wassers haben können hervorgebracht werden. Beide Theorien mögen vielleicht aber gleich richtig seyn, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß wenn Hutton und Kirwan Gelegenheit hätten, die Insel Amsterdam zu untersuchen, ein jeder von ihnen sie als einen unwiderleglichen Beweis seiner Theorie, der eine von dem plutonischen und der andere von dem neptunischen Ursprung des Erdbodens, anführen würde, denn die sämmtlichen Materialien der Insel haben die allervollständigste Schmelzung ausgehalten, und liegen auch zugleich in regelmäßigen horizontalen Schichten über einander.

Man mag aber annehmen, daß Flötzgebirge durch Feuer zusammen geschmolzen, oder durch Wasser niedergeschlagen worden sind, so findet man doch in sehr vielen unter ihnen die offenbarsten Beweise, daß sie einmal vom Weltmeere überschwemmt gewesen sind; die große Frage scheint sich daher am Ende bloß darauf einzuschränken, ob das Meer sich von ihnen hinweg gezogen hat, oder ob sie aus dem Meere empor gehoben worden sind? Wenn wir uns nicht mit Hypothesen abgeben, sondern uns vielmehr auf die Analogie der Thatsachen stützen wollen, so werden wir wahrscheinlich der letztern Meinung beipflichten müssen. Die ausdehnende Kraft der Dämpfe übersteigt unter gewissen Umständen alle mögliche Berechnung; Dämpfe aber werden unläugbar bei allen vulkanischen Explosionen erzeugt, indem die Anwesenheit einer ungeheuern Wassermasse bei diesen Operationen der Natur schlechterdings

nothwendig zu seyn scheint, denn die meisten, wo nicht alle, Vulkane befinden sich entweder auf Inseln, oder liegen doch so nahe an dem Meere, daß sie den nöthigen Vorrath von Wasser aus demselben bekommen können. Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Strom von siedendem Wasser aus der Mündung des Aetna heraus, und über die Seiten dieses Berges herab geflossen ist, und daß auch bei dem Vesuv die nämliche Erscheinung schon mehr als ein Mal statt gehat hat. Man weiß auch nunmehr, daß sich vielerlei Substanzen, und zwar in unermeßlicher Menge, in der Erde befinden, die, wenn sie mit Wasser in Verbindung kommen, einen Brand hervorbringen, ihn aber ohne Zutritt der freien Luft in sich verschlossen halten. Wenn nun durch irgend eine Spalte oder eine Kluft im Boden des Meeres eine hinlängliche Masse von Wasser auf eine verhältnißmäßige Masse von brennbaren Materialien hingeleitet wird, so müssen die dadurch erzeugten Dämpfe die darüber liegende Erde nothwendig empor heben, und dies geschieht auch wahrscheinlich in manchen Fällen, ohne daß der Zustand der verschiedenen Theile derselben, so wie er vor dem Ausbruche auf dem Boden des Meeres beschaffen war, dadurch zerrüttet wird, außer nur unmittelbar auf denjenigen Stellen selbst, wo die Explosion wirklich ausgebrochen ist. Dies ist der Grund, warum wir auf manchen Inseln, die doch offenbar vulkanischen Ursprungs sind, z. B. Teneriffa und Madera, große Strecken Landes finden, wo nicht die allergeringste Spur von der Wirkung des Feuers sichtbar ist. Daß aber wirklich von Zeit zu Zeit neue Inseln

entstehen, und zwar höchst wahrscheinlich auf die eben angeführte Art, davon liefert uns die Geschichte eine Menge von Beispielen. Eine von den größten unter den liparischen Inseln, die den Namen Volcano führt, wurde zur Zeit der römischen Republik erschaffen. In dem Archipel sind seit dem 7ten Jahrhundert nach Christi Geburt drei verschiedene Inseln aus dem Meere empor gehoben worden. Im Jahre 1638 ist in der Mitte der azorischen Inseln eine Insel von der Größe der Insel Amsterdam zum Vorschein gekommen, und im Jahre 1757 zeigten sich in der nämlichen Insel-Gruppe und ganz in der Nähe von der Insel St. Georg nach einem furchtbaren, alles verwüstenden Erdbeben, das 8 Tage lang ununterbrochen fort gedauert hatte, 18 kleine Inselchen auf der Oberfläche des Meeres, die jedoch alle wieder nach und nach tiefer hinab sanken und zuletzt gänzlich verschwanden; übrigens hat derjenige Theil des Meeres, wo sie zum Vorschein gekommen waren, seit dieser Zeit an Tiefe des Wassers merklich abgenommen. — Es ist jedoch Zeit, daß ich diese naturhistorischen Untersuchungen abbreche, und wieder zu der eigentlichen Beschreibung meiner Reise zurückkehre.

Wenn durch den Rauch und das Feuer auf der Insel Amsterdam unsere Neugierde rege gemacht wurde, so mußte der Anblick von zwei oder drei menschlichen Geschöpfen, die, als unser Schiff sich dem Lande näherte, auf dem Ufer hin und her liefen, auf einer so elenden Insel, die von jedem andern Lande, außer nur von der kleinen Insel St. Paul, so unermeßlich weit entfernt war, uns nothwendig in das allergrößte Erstaunen setzen. Als wir

ans Land stiegen, trafen wir fünf Männer daselbst an, die höchst elend angezogen waren und äußerst schmuzig aussahen; drei von ihnen waren Franzosen und zwei Engländer. Ihr Anführer, der ein Franzose war und Perron hieß, erzählte uns, daß sie vor ungefähr 5 Monaten von einem kleinen, auf der Insel Frankreich ausgerüsteten Schiffe hier wären ans Land gesetzt worden, um eine Ladung von Seekälber-Fellen, die nach China zu Markt gebracht werden sollten, zusammen zu bringen; daß, als sie ans Land stiegen, das Wetter äußerst schlecht gewesen sey, und auch volle 40 Tage lang so außerordentlich stürmisch geblieben wäre, daß sie durchaus keine Kommunikation mehr mit ihrem Schiffe hätten unterhalten können; daß dieses endlich wieder in die offene See gestochen, und seine Reise nach dem Nootka-Sund fortgesetzt habe; daß sie es nicht eher als nach Verlauf eines Jahres wieder zurück erwarteten; daß sie durch die stürmische Witterung und das ganz unerwartet schnelle Absegeln ihres Schiffes verhindert worden wären, sich mit den nöthigen Lebensmitteln und Vorräthen zu versorgen, und durchaus nichts bei sich gehabt hätten, als ein wenig alten Zwieback und Reiß; daß sie aber zum großen Glücke auf der Insel eine reichliche und unerschöpfliche Hülfsquelle in den mancherlei Arten von Fischen, Vögeln und Eiern gefunden hätten, die sie sich statt der Butter mit frischem Seekälberfett zubereiteten ꝛc. — Diese fünf Männer wohnten sämmtlich in einer kleinen erbärmlichen Hütte, die so schmuzig und ekelhaft war, wie die eines Hottentotten; außerhalb war sie rings umher mit großen Haufen Gerippen von den gefangenen Seekälbern und Seelöwen um-

ringt. Nach der Versicherung dieser Männer sollen alle Vögel auf der Insel einen sehr starken und widrigen Fischgeschmack haben, an welchen sie sich jedoch durch die Länge der Zeit vollkommen gewöhnt hätten; am wenigsten merklich wäre er an dem blauen Sturmvogel und der kleinen braunen Ente. Sie lebten übrigens in unaufhörlicher Furcht, daß der Scharbock unter ihnen ausbrechen möchte, weil es ihnen so gänzlich an allen Arten von vegetabilischen Nahrungsmitteln fehlte, durch welche sie die Säfte, die durch den beständigen und unausgesetzten Genuß von Fischen und Oel nothwendig verdorben werden mußten, wieder verbessern konnten. Wirklich giebt es auch einen großen Beweis ab, wie gesund das Klima auf dieser Insel ist, daß fünf Menschen es 5 volle Monate in einer so elenden Lage auf derselben aushalten konnten, ohne von irgend einer Art von Krankheiten überfallen zu werden. Sie hatten damals schon über 8000 Felle bereit liegen, und hofften vor der Zurückkunft des Schiffes noch wenigstens 20,000 andere zu bekommen; da Jeder von ihnen einen beträchtlichen Antheil an dem Gewinne hatte, so äußerte kein einziger auch nur den leisesten Wunsch, die Insel eher als bis die ganze Unternehmung ausgeführt wäre, zu verlassen. Wir schenkten ihnen einen kleinen Vorrath von Weinessig und Kartoffeln, und unsere Gartenverständigen pflanzten auch einige von den letztern auf mehrere Stellen der Insel, wo der Erdboden nur einigermaßen tief war.

Diese armen Menschen erwartete übrigens, wie wir seitdem erfahren haben, ein trauriges Loos, und die gro=

ßen Opfer, die sie in der Hoffnung eines beträchtlichen Gewinns gebracht hatten, wurden von dem Schicksale schlecht belohnt. Während wir uns in dem nördlichen Theile von China aufhielten, begegnete der Löwe auf seiner Fahrt nach Canton ihrem kleinen Schiffe, und da unterdessen die Nachricht von dem ausgebrochenen Kriege zwischen England und Frankreich zu Canton angekommen war, so wurde dies als ein französisches Gut weggenommen und auch auf der Stelle verkauft. Nachdem nun die Zeit, wo es wieder nach Amsterdam hatte zurück kommen sollen, schon über ein Jahr verflossen war, und die armen, daselbst zurück gelassenen Menschen nichts mehr von ihm hörten und sahen, so glaubten sie, es wäre zu Grunde gegangen, und faßten daher den Entschluß, mit dem ersten Schiffe, das an der Insel anlegen würde, abzureisen. Unglücklicher Weise war dieses Schiff ein Amerikaner, dessen Patron sie mit ihrer Ladung von Häuten, unter dem Versprechen, daß er von dem daraus gelößten Gelde einen bestimmten Antheil bekommen sollte, an Bord nahm. Das Schiff segelte nunmehr nach Neu-Holland, wo die fünf Männer ans Land gesetzt wurden; hierauf fuhr dasselbe aber mit der Ladung von Fellen sogleich nach China ab, um diese daselbst auf eigene Rechnung zu verkaufen, und die Eigenthümer davon wurden zurück gelassen, ohne daß man sich weiter um sie, und was aus ihnen werden sollte, bekümmerte. Auf diese Art wurde uns wenigstens diese Geschichte auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erzählt.

Siebentes Kapitel.

Die Straße Sunda und die Insel Java.

Vergleichung zwischen dem Haven Rio de Janeiro und der Straße Sunda. — Schwalben-Nester. — Landspitze Anjeric. — Menge von Haifischen. — Grabmal des Obersten Cathcart. — Die tausend Inseln. — Arbeiten der Seewürmer. — Koralleninseln sind zuträglicher für die Pflanzen, als die von vulkanischem Ursprung. — Bai von Batavia. — Lage von Batavia. — Schlechter Geschmack der Holländer. — Beschreibung von Batavia. — Bevölkerung. — Große Sterblichkeit. — Temperatur. — Krankheiten. — Produkte von Java im Mineral- und im Pflanzen-Reich. — Kakao, Mangostan, Mango, Rambutan, Pulosang u. s. w. — Sonderbare, nützliche oder schöne Pflanzen. — Der Nepenthes, oder die Wasserkrug-Pflanze. — Der Upas. — Wirkung giftiger Substanzen. — Sonderbares Beispiel von Wasserscheue. — Thierarten.

Am 2ten Febr. verließen wir die brennende Insel Amsterdam, und liefen am 26sten des nämlichen Monats in die Straße Sunda ein; zu der Fahrt durch diese letztere bis zu dem gewöhnlichen Ankerplatze der ostindischen Kompagnie-Schiffe, nahe bei Nord-Eiland (dessen Name von seiner Lage in der nördlichen Mündung der Straße herrührt) werden 3 Tage erfordert. Der Anblick der beiden großen Inseln Sumatra und Java, zwischen denen die Straße sich hinzieht, so wie überhaupt auch der von allen kleinern In-

seln, die um dieselben herum zerstreut liegen, ist durch das weiche, üppige und schmelzende Grün, womit sie ursprünglich von der Natur bedeckt sind, auf eine sonderbare Art auffallend. Wenn man den prächtigen Haven Rio de Janeiro hinauf segelt, so geben die mancherlei Farben einer rohen und unbearbeiteten Natur, die hin und wieder mit noch mannichfaltigern, durch den Fleiß des Menschen hervorgebrachten Schattirungen, vermischt sind, durch welche letztere der Kontrast mit den rauhen nackten Gebirgen hervorstechender gemacht wird, der ganzen umher liegenden Gegend ein so malerisch schönes und so unendlich reizendes Ansehen, daß das Auge mit Entzücken darauf ruht; hier hingegen, in der Straße Sunda und besonders auf der Insel Sumatra, welche die westliche Gränze derselben ausmacht, ist alles, was man sieht, Begetation, alles überall mit einem einförmigen Grün bedeckt, und nirgends auch nur das kleinste Plätzchen, auf welchem der Blick ausruhen könnte. So weit das Auge reicht, ist alles mit einem weichen schmelzenden Grün bedeckt, und so lieblich und wohlthätig auch diese Farbe an und für sich ist, so wird sie doch durch das ewige Einerlei, und da auch nicht die allergeringste Abwechselung dabei statt hat, dem Auge im hohen Grade lästig. Der Maler mag zur Uebung seiner Kunst Gegenden aufsuchen, die einen weichen, schmelzenden Charakter haben, oder solche, in denen die rohe Natur herrscht, so muß doch überall Abwechselung und eine gewisse Mannichfaltigkeit dabei statt haben; es geht ihm in diesem Stücke wie dem Epikuräer, der sich nicht mit einer einfachen Nahrung begnügt, und sich un-

gern zu einem einzigen Gerichte niedersetzt, wenn dieses auch noch so köstlich zubereitet und noch so stark gewürzt wäre. Auch für den Moralphilosophen ist eine so gränzenlose und ununterbrochene Waldung, wie die, womit die Insel Sumatra bedeckt ist, kein erfreulicher Anblick, denn sie ist ein sicherer Beweis von der geringen Anzahl von Menschen, die in dem Lande leben, und von den unbedeutenden Fortschritten, welche diese wenigen in den Künsten und in der Civilisation gemacht haben. Auf der gegenüber liegenden Küste von Java sind jedoch diese Waldungen schon mehr unterbrochen, und die einzelnen lichten Stellen, die sich hin und wieder in denselben befinden, sind eben so viele Beweise von der zunehmenden Cultur des Landes.

Von den vielen kleinen Inseln, die in der Straße hin und wieder zerstreut liegen, besuchten wir nur zwei, die beide von der Küste von Java nicht weit entfernt sind. Sie sind den Seeleuten unter den Namen Button und Cap bekannt. Auf der letztern schreckten wir in einer tiefen Höhle, die auf dem Ufer derselben durch das Anprallen der Meereswellen entstanden ist, eine solche unermeßliche Menge von Fledermäusen und Schwalben auf, daß wir durch die zahllosen Schaaren derselben, die auf uns losstürmten, im strengsten Verstande zurück geschlagen wurden. Die Fledermäuse fielen uns besonders äußerst zur Last, da sie, weil das Licht beim Ausgang der Höhle ihren Augen wehe that, immer blindlings und aufs Gerathewohl herum flogen. Die Schwalben waren alle von derjenigen Art, die in der Naturgeschichte

unter dem Namen Esculenta bekannt ist, und zwar wegen des häufigen Gebrauchs, der in der chinesischen Kochkunst von ihren Nestern gemacht wird. Wir fanden mehrere Tausend solcher Nester an den Wänden der Höhle hängen, worin sich in einigen Eier, in andern aber Junge befanden. Die Nester hatten eine ovale Form, waren sämmtlich an dem einen Ende ein wenig an einander befestigt und hiengen rings herum an den Wänden in regelmäßigen zusammen hängenden Reihen. Ihre äußere Bekleidung schien aus den Fasern von einer Art Meergras zu bestehen, die durch eine schleimige Substanz, welche wahrscheinlich auf der Küste zusammen gesammelt wird, an einander befestigt waren; wenn man diese äußere Hülle herabnahm, so betrug ihre Dicke noch ungefähr den 8ten Theil eines Zolles und das Nest hatte alsdann das Ansehen von einem Stück harten Leim, war halb durchsichtig und bestand offenbar aus der nämlichen gallertartigen Materie, womit auch das äußere Gewebe an einander befestigt war und mit welcher auch alle Steine und Seepflanzen auf der Küste der Insel ganz überdeckt waren. — Auf der Insel Buton schossen wir ein Iguana, das vier Fuß in der Länge maß, dessen Fleisch ganz weiß war und, gebraten, wie junge Hühner schmeckte.

Ungefähr in der Mitte der Straße liegt auf der Insel Java ein beträchtliches Dorf, Namens Anjerie, wo die Schiffe mit der größten Bequemlichkeit frisches Wasser einnehmen und sich mit allen Arten von Erfrischungen, deren die Insel eine unermeßliche Menge her-

vorbringt, um sehr billige Preiße versorgen können. Wir kauften hier z. B. zwischen 15 und 20 Hühner für einen Dollar, fünf schöne Kapaunen für eben so viel, und der Preiß für einen mittelmäßig großen Büffel betrug nicht mehr als 10 bis 12 Dollars. Die Eingebornen bringen gewöhnlich den Schiffen, die sich hier vor Anker legen, in ihren Kanoes einen hinlänglichen Vorrath von allen ihrer Insel eigenthümlichen Obstarten, so wie überhaupt von allen Vegetabilien, nach der jedesmaligen Beschaffenheit der Jahreszeit. Die Luft ist hier trocken und sehr angenehm; es weht fast beständig ein erquickend kühles Lüftchen aus dem Innern von Java her, und verbreitet die köstlichsten, balsamischsten Wohlgerüche noch weit über den Ankerplatz der Schiffe hinaus. Weil jedoch auf dieser Seite der Straße sehr häufige Windstillen eintreten, wodurch die Schiffe zuweilen zwei bis drei Tage aufgehalten werden, so legen nur wenige von den nach China segelnden Schiffen zu Anjerie an, sondern nehmen lieber die nöthigen Vorräthe von Holz und Wasser auf Nord-Eiland ein, oder noch lieber auf der gegen dieser Insel über liegenden Küste von Sumatra, wo jedoch weiter nichts als Holz und Wasser zu bekommen ist, und wo jährlich eine große Menge Matrosen, theils durch die Boßheit der Malayen, die ihnen in den Wäldern auflauern, um sie zu plündern, theils auch durch das außerordentlich ungesunde Klima ihr Leben verlieren. Der letztere Nachtheil rührt hauptsächlich von den dicken Nebeln her, die alle Nacht auf dieser niedrigen, sumpfigen Küste liegen, und von den verderblichen Dünsten, die aus der faulenden Gährung

der Vegetabilien aufsteigen, eine Operation, die in diesen Weltgegenden sehr schnell vor sich geht. Wir wurden sowohl auf der Hinreise, als auf der Rückreise von den Vorzügen des einen Platzes und von dem Nachtheile des andern so vollkommen überzeugt, daß wir in jeder Rücksicht der Landspitze von Anjerie den Vorzug gaben; der dadurch verursachte Aufenthalt von einigen wenigen Tagen, und wären es auch Wochen, kann auch wirklich auf einer Reise, die ohnehin so lange dauert, von gar keiner Bedeutung seyn, sobald die Gesundheit und das Leben des Schiffsvolkes dadurch erhalten werden können.

Ich erinnere mich nicht, in irgend einem andern Theile der Welt eine so unermeßliche Menge von Haifischen gesehen zu haben, als zu Anjerie nahe an der Küste beständig herum schwärmen; wahrscheinlich werden sie durch die Kaldaunen und den sonstigen Abfall von geschlachteten Thieren herbei gelockt, die den Fluß herunter schwimmen, oder auf den Strand hingeworfen werden. Während der Hindostan hier vor Anker lag, ließ ich es mir einmal einfallen, eines von diesen Raubthieren von der Gallerie auf dem Hintertheile des Schiffes herab mit der Angel fangen zu wollen, allein ich entgieng dabei nur noch mit genauer Noth der Gefahr, von demselben in den Abgrund hinunter gerissen zu werden. Der Fisch hatte nämlich kaum den Angelhaken in seinem Schlunde gefühlt, so stürzte er sich plötzlich auf den Grund des Meeres hinab, und zog dabei das Seil in seiner ganzen Länge nach sich; dieses verwickelte sich aber in die Stäbe der Gallerie, und

riß plötzlich einen großen Theil von dem Geländer derselben mit sich fort. In der reißenden Schnelligkeit, womit das Seil hinunter gezogen wurde, schlang sich zufälliger Weise ein Ring desselben um meinen Arm herum, und ich war eben im Begriff, durch das zerbrochene Geländer hinunter zu stürzen, als der Haifisch zu meinem großen Glück wieder auf die Oberfläche des Wassers zurück schoß, wodurch das Seil wieder nachließ, und ich im Stande war, meinen Arm herauszuziehen. So sehr ich über diesen Zufall, der so unglücklich für mich hätte ablaufen können, erschrocken war, so schien es doch ein armer Javaner, der eben in diesem Augenblick zufälliger Weise mit seinem mit Obst und allerhand Vegetabilien beladenen Kanoe bei dem Hintertheil des Schiffes hielt, noch in einem weit höhern Grade zu seyn. Er hatte Ursache zu befürchten, daß der verwundete Haifisch, der sich im Gefühl seines Schmerzens wütend herum wälzte, bald in die Tiefe hinab, bald wieder herauf fuhr, und das Wasser mit seinen Flossen und seinem Schwanze ungestüm peitschte, sein kleines Fahrzeug, das nicht viel größer, als das Thier selbst war, umwerfen möchte, und er strengte daher alle seine Kräfte an, um aus der Nähe desselben hinweg zu rudern. Der Haifisch wurde jedoch bald hernach mit einer Harpune getödtet, auf das Verdeck herauf gezogen und geöffnet. In seinem Magen fanden wir eine solche ungeheure Masse und eine solche Mannichfaltigkeit von Dingen, daß man es kaum für möglich halten sollte. Unter andern befand sich darin ein Kopf von einem weiblichen Büffel, ein ganzes noch unversehrtes Kalb, eine zahllose Menge von Eingeweiden und Knochen, und große Stücke von der obern und

untern Schaale einer beträchtlich großen Schildkröte. Die ganze Länge des Fisches betrug 10 Fuß 8 Zoll.

Die Holländer haben auf der Landspitze von Anjerie ein kleines Fort erbauet, das aus einer niedern Einfassung von Erde besteht, mit Pallisaden von Bambusrohr umringt, und mit einem halben Dutzend 4pfündiger Kanonen versehen ist; von den letztern haben zwar einige keine Lavetten mehr, andere aber werden dem Anscheine nach so äußerst sorgfältig gegen die Witterung verwahrt, daß sie sogar mit einem Dache von Schilfrohr bedeckt sind. Die ganze Garnison dieses Forts bestand aus einem Feldwebel, einem Korporal und sechs Gemeinen, und ist eigentlich bestimmt, das Dorf gegen die Angriffe der malayischen Seeräuber zu schützen, und zu gleicher Zeit auch um, wenn eigene oder feindliche Schiffe sich in der Straße sehen lassen, die von den erstern mitgebrachten Briefe oder die Nachricht von der Ankunft der letztern, zu Lande nach Batavia zu bringen. So unbedeutend dieses kleine Fort an und für sich ist, so war es doch für uns keinesweges uninteressant, denn der Oberst Cathcart, der auf seiner Reise als Gesandter des Königs von Großbrittannien an den Kaiser von China in der Straße Banca starb, liegt innerhalb desselben begraben. Seine Reisegefährten haben ihm daselbst ein hölzernes Denkmahl mit einer passenden Inschrift errichtet, das aber freilich aus einem allzuvergänglichen Stoffe verfertiget ist.

Bei unserer Einfahrt in die Straße trafen wir einen nach Hause segelnden Indienfahrer an, der Briefe aus

China an den Lord Macartney zu Batavia zurückgelassen hatte. Dieser Umstand nöthigte uns, sobald wir die erforderlichen Vorräthe von Holz, Wasser und Erfrischungen eingenommen hatten, dahin abzusegeln. Es kann in der Welt nichts Anmuthigeres gedacht werden, als die kurze Fahrt von Nord-Eiland nach Batavia, längs der nördlichen Küste von Java hin. Die Entfernung beträgt ungefähr 90 Seemeilen; das Meer wird selten durch Windstöße beunruhigt, sondern ist immer so glatt und eben, wie der schönste Fluß, und seine Oberfläche ist mit einer so unermeßlichen Menge von kleinen Inseln bedeckt, daß auch sogar die unermüdlichen Holländer, die doch sonst gewohnt sind, bei allem in das größte Detail zu gehen, nicht im Stande gewesen sind, einer jeden unter ihnen einen besondern Namen zu geben, sondern der ganzen Gruppe die allgemeine Benennung der Tausend-Inseln beigelegt haben. Jede von diesen zahlreichen Inseln ist mit einem lebhaften, aber einförmigen Grün, ohne alle Abwechselung, durchaus überdeckt; da sie sehr flach sind, und ihre Oberflächen nur wenig über das Meer emporragen, so sahen die hohen Bäume, die auf den meisten von ihnen stehen, aus der Ferne wie Schiffsflotten aus. Einige unter ihnen sind mit einem ebenen sandigen Strande rings umher eingefaßt, auf welchem sich Schildkröten in großer Menge aufhalten; allein auf den meisten erstrecken sich die dicken Aeste und Wurzeln der Bäume bis in das Meer hinein.

Die ganze Gruppe der Tausend-Inseln, so wie überhaupt der größere Theil von allen den Inseln in der

Nähe des Aequators, die flach sind, und mit ihrer Oberfläche nicht weit über das Meer empor ragen, verdanken ihren Ursprung derjenigen Art von Seewürmern, die Linnäus unter dem allgemeinen Namen der Zoophyten begriffen hat. Diese kleinen Thierchen bauen ihre kalkartigen Wohnungen auf eine höchst bewundernswürdige Art; bei der unendlichen Mannichfaltigkeit von Formen, deren sie sich, und zwar jedes auf seine eigenthümliche Art bedienen, beobachten sie zugleich im höchsten Grade die Ordnung und Regelmäßigkeit, die jeder aufmerksame Beobachter so unverkennbar in allen Theilen der Schöpfung findet. So häufig man aber auch Gelegenheit hat, sich selbst durch den Augenschein von der Richtigkeit dieser Erscheinung zu überzeugen, so kann doch der Verstand des Menschen es kaum für möglich halten, daß so kleine Insekten nicht nur die Fähigkeit besitzen, sondern auch in ihrem eigenen Körper alle dazu erforderlichen Materialien finden, um diese unermeßlichen Gebäude aufzuführen, die man in allen zwischen den Wendezirkeln gelegenen Theilen des ostindischen und des stillen Oceans, theils in Form von einzeln stehenden Felsen, theils als weit hin sich erstreckende Riffe, die nur eben über die Oberfläche des Meeres hervor ragen, theils aber auch als Inseln antrifft, die schon mit Pflanzen aller Art bedeckt sind, und von denen allen die Fundamente auf dem Grunde des Meeres in einer Tiefe von mehrern hundert Fuß gelegt sind, wo Licht und Wärme, die doch zum thierischen Leben so wesentlich nöthig sind, gar nicht oder doch nur äußerst spärlich hinkommen, und nur schwach empfunden werden. Es ist eine bekannte Sache, daß dergleichen Felsen, Riffe und Inseln in dem

ostindischen Ocean innerhalb und sogar auch noch jenseits der Wendezirkel zu Tausenden vorhanden sind. Die östliche Küste von Neu-Holland ist mit Riffen und Inseln von solchen Korallenfelsen, die sich von dem Boden des Abgrundes senkrecht in die Höhe heben, überall vollkommen eingefaßt. Der Kapitän Kaent macht bei Gelegenheit, daß er von einem an der südwestlichen Küste von Neu-Kaledonien befindlichen, mehrere Seemeilen großen Korallenriffe spricht, die Bemerkung: daß es sich mit der Oberfläche des Wassers in einerlei Höhe befände, und auf der Seite gegen das Meer zu so steil abgeschnitten wäre, wie die Wand eines Hauses; daß er selbst mehrere Male in der Nähe desselben mit einer Schnur von 150 Lachtern oder 900 Fuß, das Senkblei ausgeworfen habe, ohne Boden zu finden; „wie wunderbar setzt er endlich hinzu, wie unbegreiflich ist es, daß ein solches unermeßliches Gebäude seine Existenz durch den unbemerkten, aber im stillen rastlos fortwirkenden Fleiß eines so kleinen unbedeutenden Wurmes erhalten kann!

Aus der weichen und lederartigen Beschaffenheit der röhrenförmigen Oberfläche solcher Korallengebäude scheint zu erhellen, daß, wenn die alten Thiere sterben, und ihre kalkartigen Zellen erhärten, die nachfolgenden Generationen ihre Arbeiten an dem obern Ende und auf den Seiten weiter fortsetzen, und zwar jedes von ihnen nach der besondern Form, die ihm die Natur gleichsam dazu vorgeschrieben hat. Der Bau und die ganze innere Beschaffenheit dieser Felsen ist nämlich an den verschiedenen Theilen derselben vollkommen von einander verschieden, und ob sie gleich den allgemeinen

Namen Korallenfelsen erhalten haben, so sind doch nur wenige unter ihnen von derjenigen Art, die durch ihre mannichfaltigen, Wurzeln und Aesten von Bäumen ähnlichen, Ramifikationen die älteren Naturforscher auf die Vermuthung gebracht haben, daß sie vielleicht eine Mittelklasse von organischen Wesen zwischen den Pflanzen und dem Thierreiche ausmachen könnten. Da die Zweige der Korallen und Korallinen so sehr zerbrechlich sind, so können allerdings die Materialien derselben durch irgend eine Operation zusammen gekittet worden seyn, und zur Entstehung der formlosen Fundamente der Koralleninseln allmählich beigetragen haben; allein die großen Massen dieser Felsen scheinen doch größtentheils aus Madreporen, Selliporen und Tubiporen zu bestehen. Da wir zu wissen wünschten, ob Nord-Eiland nicht nur an der Küste, sondern auch in seinem Innern aus dieser Art von Substanzen bestände, so gruben wir ein Loch in den Boden, und fanden in einer Tiefe von ungefähr 3 Fuß große Blöcke von Madreporen und von andern zellenförmigen Massen von kalkartigem Ursprung; unter andern gruben wir aber auch eine sehr große Schaale von dem Chama gigas heraus, das für die größte Art unter allen Schaalthieren, die existiren, gehalten wird. Ein alter holländischer Seefahrer erzählte einmal, daß eine einzige Muschel zu einer vollkommen hinreichenden Mahlzeit für 30 Mann von seinem Schiffsvolke gedient habe, und man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Erzählung von allen Anwesenden wenig Glauben beigemessen wurde. Allein das Riesen-Chama, das wahrscheinlich die Muschel des Holländers war, ist in der That hierzu vollkommen groß genug; wir

fanden nahe bei der Küste der Insel mehrere solcher Schaalen, wovon bei einigen das Paar nicht viel weniger als 4 Centner gewogen haben kann.

Es ist sehr merkwürdig, daß, ob es gleich verschiedene Arten von dem, was man gewöhnlich Korallen oder Korallen-Moos nennt, auf den Küsten der westindischen Inseln giebt, doch nirgends daselbst große Massen von Felsen-Riffen oder Inseln, die ganz aus diesem Material beständen, gefunden werden. Eine so langsam und auf eine so unmerkliche Art fortdauernde Schöpfung erfordert wahrscheinlich ein ruhiges Meer, und wird daselbst durch die häufigen Orkane des atlantischen Oceans oder durch die vielfachen reißenden Strömungen in demselben allzuhäufig unterbrochen. Wenn man übrigens bedenkt, daß ein sehr großer Theil von den zahlreichen Inseln, die in der andern Hemisphäre zwischen den Wendezirkeln gefunden werden, ihre Entstehung den kleinsten unter allen lebenden Wesen verdanken, und die so äußerst unbedeutend sind, daß sehr viele Arten derselben noch gar nicht haben entdeckt werden können, so ist es unmöglich, wie auch Herr Georg Staunton sehr richtig bemerkt, „daß man nicht über die mannichfaltigen Operationen der Natur, durch welche alle sie den nämlichen Zweck erreicht, sie mag nun die ursprünglichen Granit-Fundamente von Brasilien legen, oder in einer spätern plötzlichen Erschütterung die Insel Amsterdam über die Gewässer emporheben, oder auch durch Arbeiten, die bis auf den heutigen Tag fortdauern, vermittelst lebender Wesen immer neue In-

seln in der Straße Sunda hervorbringen, mit tiefer Bewunderung angefüllt werde!"

Die große Menge und die Größe dieser wunderbaren Gebäude, die über den ganzen ostindischen Ocean zerstreut sind, und täglich an Größe und Umfang immer mehr zunehmen, geben allerdings für die Theorie, nach welcher aller Marmor, alle Kalksteine und alle Arten von kalkigen Felsen Produkte von lebenden Wesen seyn sollen, einen nicht unerheblichen Beweisgrund ab; noch wahrscheinlicher aber wird diese Theorie durch die Myriaden von Muscheln und Schnecken, die in vielen dieser Kalksteine gefunden werden, und aus denen sogar mehrere von den allerschönsten Marmorarten bloß allein zusammengesetzt sind.

Ich muß endlich hier auch noch die Bemerkung beifügen, daß, sobald die Spitzen der Korallenfelsen die Oberfläche des Wassers erreicht haben, so daß sie gewissermaßen einen Damm bilden, an welchem die mancherlei durch die Wellen herbei geschwemmten Materialien sich fest setzen, und durch ihre Anhäufung nach und nach eine Insel entstehen machen, auch sogleich der Saamen der vegetabilischen Welt auf denselben lebendig und thätig zu werden anfängt; wirklich sind alle Inseln von korallischem Ursprunge, vielleicht ohne irgend eine einzige Ausnahme, durchaus mit Pflanzen bedeckt. Wenn es demnach erwiesen ist, daß noch immer beständig fort neue Inseln entstehen, so dürfen wir auch bestimmt annehmen, daß eine Verbindung von thierischen und kalkartigen Substanzen der Entstehung und dem Wachsthum der Pflanzen zuträg-

licher ist, als die Materialien derjenigen neu erschaffenen Inseln, die ihre Entstehung dem unterirdischen Feuer verdanken. Es wäre eine sonderbare Behauptung, daß auch auf den neuen Inseln, die immerfort entstehen, und auf denen doch nirgends eine Spur von Nacktheit und Leere zu finden ist, die nämlichen langsamen und stufenweisen Fortschritte, von der Entstehung des unbedeutenden fast noch ganz unorganischen Mooses an, bis zu den höchsten schattenreichsten Bäumen des Waldes statt gehabt haben sollen, die für die gewöhnliche, allmähliche und stufenweise Entwicklungsart der Vegetation in vulkanischen Ländern gehalten wird.

Seit unserer Abreise von Portsmouth hatten wir in keinem Haven und auf keiner Rhede eine so große Menge von Schiffen angetroffen, als in der Bai von Batavia beisammen lagen. Große holländische Ostindienfahrer, die aus Mangel an Mannschaft größtentheils abgetackelt waren, englische Kauffartheischiffe aus Bengalen, von Madras und Bombay, ungeheuer große chinesische Junken, deren sonderbare Bauart sich noch von der Arche Noá her zu schreiben schien, malayische Pro's und javanische Kanoes, nebst 3 oder 4 französischen Schiffen, die der ostindischen Welt außer den Produkten ihres Landes auch die ungeheuern Lehren von den Rechten des Menschen zuführten, lagen sämmtlich auf der Rhede von Batavia vermischt durch einander vor Anker. Ueber die praktischen Anwendungen dieser neuen Lehren führten jedoch die Offiziere von einem der französischen Schiffe die bittersten Klagen. Die Matrosen

desselben hatten es sich nämlich eines Tages einfallen lassen, daß sie, zu Folge des heiligen und unabänderlichen Grundsatzes, daß alle Menschen einander gleich wären, eben so gut das Recht hätten, ein gutes Mittagsessen einzunehmen, als ihre Offiziers, ohne sich übrigens darum zu bekümmern, wer dasselbe bezahlt habe; sie wären dem zu Folge, als die Schüsseln aufgetragen wurden, in die Kajüte hineingekommen, hatten sich ohne weitere Umstände zu Tische gesetzt, und den Kapitän nebst den übrigen Offiziers auf die höflichste Art eingeladen, an ihrer Mahlzeit ebenfalls Theil zu nehmen. Diese Herren sahen jedoch zu gut ein, daß ihr ganzes Ansehen und ihr Eigenthum hier auf dem Spiele stand, und hielten es daher für rathsam, sich an die Regierung zu Batavia zu wenden, und sich von derselben einige teutsche Truppen zu erbitten, um ihren Matrosen in den Rechten der Disciplin und in den Pflichten des Gehorsams und der Subordination Unterricht ertheilen zu lassen.

Die Bai von Batavia wird auf der Südseite durch die Küste von Java begränzt, und auf den übrigen Seiten durch 15 bis 16 kleine Inseln, die von Osten durch Norden nach Westen zerstreut liegen. Sie ist so unermeßlich groß, daß vielleicht die ganze Seemacht von England hinlänglich Platz darin fände; dabei ist sie auch in allen Jahrszeiten vollkommen sicher und das Meer wird daselbst selten durch Stürme besonders heftig aufgeregt. Die vorzüglichsten unter den Inseln, die sie umringen, sind die Inseln Onrust, Purmerent,

Kuiper und Edam. Auf der erstern befinden sich die Schiffswerfte, das Schiffszeughaus, die Magazine, die Sägemühlen und Werkstätte der Feuerwerker. Sie ist in horizontaler Fläche mit dem Wasser mit Batterieen eingefaßt, die jedoch der Insel selbst nur einen geringen Schutz verschaffen, den Schiffen in der Bai aber gar keinen, und die auch keinen von den Zugängen, die zu ihr führen, bestreichen können. Auf Purmerent, das eine äußerst anmuthige Insel zu seyn scheint, befindet sich ein sehr großes Seehospital.

Die Küste von Java ist auf dieser Seite so außerordentlich flach und mit Tamarinden, Kokosnußbäumen und einer großen Menge von andern Bäumen so dicht überdeckt, daß man aus den Schiffen in der Bai von der Stadt Batavia nicht das Geringste außer der Kuppel der großen Kirche sehen kann, obgleich die Entfernung nicht viel mehr als eine englische Meile (eine kleine halbe Stunde) beträgt. Die große Ebene, worin diese Stadt liegt, scheint offenbar durch Anschwemmung entstanden zu seyn, und sie vergrößert sich auch heut zu Tage so auffallend schnell, daß, ehe viele Jahrhunderte verflossen seyn werden, die ganze Bai nebst der ganzen Reihe von Inseln, die sie umringen, mit Hülfe der Korallen verfertigenden Insekten, mit der Insel Java vereinigt seyn und mit derselben ein festes, zusammenhängendes Ganze ausmachen werden. Die Mündung des Flusses, durch welche sich derselbe in die Bai ergießt, hat sich offenbar in der kurzen Zeit, daß die Holländer diese Niederlassung besitzen, um mehr als 100

Ellen weiter abwärts gezogen. Um Ueberschwemmungen zu verhindern und eine freie Kommunikation mit der Bai zu unterhalten, ist man genöthigt gewesen, zwei steinerne, 500 Ellen lange Dämme anzulegen; allein das Land hat gegenwärtig schon beinahe die äußersten Spitzen derselben erreicht, und man wird vor Ablauf eines halben Jahrhunderts das Werk noch weiter hinaus in die Bai verlängern müssen. Das sogenannte Wasserschloß, das daher seinen Namen hat, weil es ehemals eine völlige Insel gewesen ist, hängt mit seinen vier Bastionen auf dem westlichen Ufer des Flusses schon seit langem mit dem festen Lande zusammen; aber auch noch jetzt ist es zur Vertheidigung der Einfahrt in den Haven von nicht geringerm Nutzen, als es vormals gewesen ist.

Bei der Auswahl des Ortes, auf welchem die Stadt Batavia erbaut wurde, hat die Vorliebe der Holländer für eine niedrige sumpfige Lage offenbar den Sieg über ihren Verstand davon getragen; auch haben die verderblichen Folgen, welche diese Wahl von der ersten Anlegung der Stadt an bis auf den heutigen Tag nach sich gezogen hat, und wovon so viele Tausend unschuldige Menschen die Opfer geworden sind, die Regierung noch immer nicht zu dem Entschluß bringen können, entweder diese Stelle ganz aufzugeben und mit einer andern gesündern zu vertauschen, oder doch wenigstens die örtlichen und unmittelbaren Ursachen von einer so außerordentlich starken Sterblichkeit aus dem Wege zu räumen. Niemals sind Nationalvorurtheile und Nationalgeschmack auf eine so ungereimte Art wirksam gewesen, als bei dem Versuche, die

Sitten und den Geschmack von Holland auf das Klima und den Boden von Batavia anzuwenden. Dies ist aber wirklich das ernstliche Bestreben der Kolonisten gewesen, auf dessen Ausführung sie auch einen unermüdlichen Fleiß verwendet haben. Eine große, durch Anschwemmung entstandene, äußerst fruchtbare Ebene mit einem beträchtlichen Fluße, der sich in einem sanften Fall und so, daß die Wasser desselben mit der größten Leichtigkeit daraus abgeleitet werden konnten, in zahllosen Krümmungen durch dieselbe hindurch schlängelte, und ein Land, das auf eine so leichte Art überall mit Kanälen und Gräben durchschnitten, mit Fischteichen verschönert und in Gärten und Landsitze verwandelt werden konnte, in denen Zugbrücken zur Verschönerung und Treckschuyten zum Vergnügen und zum Nutzen angebracht werden konnten; dies alles waren in der That allzu starke Versuchungen, als daß der holländische Nationalgeschmack ihnen hätte widerstehen können. Man kann sich auch wirklich nichts Schöneres und Anmuthigeres denken als die Gegend um Batavia im Ganzen und bei einer allgemeinen Uebersicht. Man erblickt nirgends die allergeringste Spur von Dürre und Unfruchtbarkeit, so wie nirgends auch nur die geringste nackte und unangebaute Stelle; die ganze weite Gegend ist mit Pflanzungen von Kaffee, Zucker, Pfeffer, Reiß und andern kostbaren Produkten überdeckt und diese Pflanzungen sind alle einzeln mit zahllosen Bäumen von den edelsten Obstarten umringt. In der unmittelbaren Nähe der Stadt bieten die großen Gärten der Holländer, die mit Landhäusern in orientalischem Style erbaut und ausgeschmückt und mit allen Bequemlichkeiten, die ein üppiger

und wollüstiger Geschmack nur immer einzuflößen vermag, versehen sind, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, den allerreizendsten Anblick dar; allein der Zauber, der auf denselben ruht, verschwindet beträchtlich, wenn man sie mehr in der Nähe sieht. Der verdorbene holländische Geschmack, dessen höchstes Vergnügen in schnurgeraden Gängen, in zugeschnittenen Hecken von Myrten- und andern immer grünenden, in Figuren aller Art zugeschnittenen Bäumen, und in Blumenbeeten, die in der Gestalt von Zirkeln, Quadraten, Polygonen und dergleichen angelegt sind, besteht, verschafft jedem Fremden einen höchst widrigen und unangenehmen Anblick. Hierzu kommt aber auch noch, daß die zahllose Menge von stehenden Gräben und Fischteichen durch ihre faulichten Ausdünstungen und ihren Gestank für die Gesundheit äußerst nachtheilig sind; nicht zu gedenken, daß immerfort eine zahllose Menge von Fröschen und Musquiten in ihnen erzeugt werden.

Das erste, was die Holländer bei Anlegung ihrer neuen Stadt thaten, bestand darin, daß sie den Fluß in zwei Aerme abtheilten, und zwar auf eine solche Art, daß ein viereckigtes Stück Land dadurch zur Insel wurde; hierauf führten sie innerhalb dieser neuen Kanäle, welche nunmehr die Stelle von Wassergräben versahen, eine ungefähr 8 Fuß hohe Mauer, größtentheils von Korallenfelsen, auf. Diese Mauer umringten sie mit 20 Redouten oder unregelmäßigen Bastionen, von denen einige mit 3, andere mit 2, noch andere aber mit gar keinen Kanonen versehen sind. Durch vier große Thore,

die sämmtlich Zugbrücken haben, wird die Verbindung mit den vier Vorstädten unterhalten. Die Cittadelle oder das Schloß steht auf der Nordseite, zunächst an der Bai und außerhalb der Stadtmauern; es ist mit seinen eigenen Mauern umringt, die 25 bis 30 Fuß hoch sind, und seine vier Bastionen sind, um den Reichthum und die Pracht dieser Kolonie dadurch zu bezeichnen, mit den hoch klingenden Namen: der Diamant, die Perle, der Sapphir und der Rubin belegt; übrigens sind sie eben so wie die Stadtmauern, größtentheils aus kalkartigen Korallenfelsen erbaut. Innerhalb des Schlosses befindet sich das Gouvernementshaus, eine sehr schöne Kapelle und beinahe alle Gebäude für die verschiedenen Departemente. Alle Kanäle, die um die Stadt herum und durch dieselbe hindurch fließen, vereinigen sich wieder bei der Cittadelle und formiren nunmehr einen breiten, schiffbaren Fluß, der von hier in einem sanften Falle in die Bai fließt. Ein wenig unterhalb des Schlosses und gegen dem Zollhause über, ist eine hölzerne Vorstange quer über diesen Fluß geschlagen und in einer kleinen Entfernung weiter abwärts steht auf der Westseite des Flusses das Fort Loo, das mit 7 oder 8 Kanonen, die sämmtlich den Fluß hinabwärts gerichtet sind, versehen ist. Auf dem entgegengesetzten oder östlichen Ufer des Flusses befindet sich ebenfalls eine Batterie, so wie auch ein langer Wall, bei welchem hin und wieder Redouten angebracht sind, um die daselbst liegenden Magazine und Waarenhäuser, die Pulvermühle, die Sägemühlen, den Holzdamm, die Stückgießerei und überhaupt alle Werkstät-

ten der verschiedenen Künstler und Werkmeister, die zu dieser ehemals so berühmten und glänzenden Niederlassung gehören, zu beschützen.

Die Stadt Batavia ist zwar nicht außerordentlich groß, noch reich an Gebäuden, die durch Pracht und Schönheit der Bauart besonders merkwürdig sind, allein demungeachtet kann sie unter die schönsten und ansehnlichsten Städte in der Welt gerechnet werden. Ihre Grundfläche hat die Gestalt eines Parallelogramms, dessen Länge von Norden nach Süden 4200 Fuß, und die Breite 3000 Fuß beträgt. Die Straßen sind in geraden Linien angelegt und durchschneiden sich einander in rechten Winkeln. Mitten durch jede Straße fließt ein Kanal, der mit steinernen Mauern eingefaßt ist, welche auf beiden Ufern über die Oberfläche hervorragen und eine niedere Brustwehr bilden. Sechs Fuß von dieser Brustwehr zieht sich eine Reihe von immer grünen Bäumen hin, unter deren Schatten in dem bemerkten Zwischenraume kleine, auf allen Seiten offene, Hütten von Holz erbaut sind, worin der holländische Theil von den Einwohnern auf den rings herum befindlichen Sitzen täglich seine Pfeifen zu rauchen, sein Bier zu trinken und der Kühle des Abends zu genießen pflegt. Jenseits der Bäume befindet sich ein 40 bis 60 Fuß breiter Sandweg, der sich auf der entgegengesetzten Seite wieder in einer zweiten Reihe von immer grünenden Bäumen endigt. Dieser Weg ist für alle Arten von Fuhrwerk, für Pferde, Rindvieh und, was durch eine besondere Prokla-

mation von Zeit zu Zeit wiederholt bekannt gemacht wird, besonders auch für die Sklaven bestimmt, denen es ausdrücklich untersagt ist, auf dem gepflasterten Wege zu gehen, der sich auf beiden Seiten längs der Häuser hinzieht; so wie sie auch keine Strümpfe und Schuhe tragen dürfen, damit man ihren Stand sogleich an ihren nackten Füßen erkennen kann. Dieses Trottoir, oder dieser gepflasterte Fußweg ist zum wenigsten 6 Fuß breit, und da die Breite des Kanals gewöhnlich eben so viel beträgt, als die des Fahrweges, so haben die Straßen zu Batavia eine Breite von 114 bis 204 Fuß; solcher Straßen mit Kanälen in der Mitte sollen sich nun 20 daselbst befinden, und die Anzahl der steinernen Brücken, die über die Kanäle geschlagen sind, beläuft sich auf dreißig. Die Bäume, die so wesentlich zur Verschönerung dieser Straßen beitragen, sind von sehr verschiedener Art; die gewöhnlichsten darunter sind jedoch zweierlei Arten von Callophyllum, die Calaba, das Canarium commune oder der Kanariennußbaum, die Guettarda speciosa, mit ihren wohlriechenden Blüten, und der hohe, schlanke, vieläſtige Tamarindenbaum.

In dem Style und der Architektur der öffentlichen Gebäude ist wenig zu loben, aber desto mehr zu tadeln. Die Holländer haben sich sowohl zu Hause als in ihren Kolonieen der Einführung der griechischen und römischen Baukunst bis auf den heutigen Tag beharrlich und mit einer Hartnäckigkeit, die einen wesentlichen Charakterzug dieser Nation ausmacht, widersetzt. Die Einwohner von Batavia halten die große, achteckige Kirche für ein Meisterstück der Baukunst und alle Fremde werden sorg-

fältig auf dieselbe aufmerksam gemacht. Das Innere derselben hat auch wirklich eine äußerst schöne Einrichtung und eine Seite derselben, oder ein Oktogon wird ganz durch eine unvergleichliche Orgel ausgefüllt. Die Kanzel von Thekholz ist ein sehr mühsames Kunstwerk und ein wahres Meisterstück von Schnitzarbeit. Der Bau und die Auszierung der Kirche soll eine Summe von 80,000 Pfd. Sterl. (480,000 Rthlr.) gekostet haben. Die übrigen öffenllichen Gebäude der Stadt bestehen in einer lutherischen und einer portugiesischen Kirche, einer muhammedanischen Moschee, und einem chinesischen Tempel; ferner in dem Rathhause, dem Spinnhause, dem Hospitale, dem Waisenhause und einigen andern ähnlichen Anstalten von geringerer Wichtigkeit; außerdem befinden sich auch in der Stadt große und bequeme Marktplätze für frisches Fleisch, für Federvieh, Fische, Getraide und Vegetabilien. Die Privathäuser der Einwohner und besonders derjenigen, die im Dienste der ostindischen Kompagnie stehen, sind größtentheils außerordentlich groß; die Zimmer in denselben sind hoch und geräumig, und die Thüren und Fenster sehr breit. Das meiste Holzwerk und fast alle darin befindlichen Meubels sind mit einer lichtbraunen Schokoladefarbe angestrichen und alle Arten von Bildhauerarbeiten sind vergoldet. Das Erdgeschoß ist mit glatten, blauen Steinchen gepflastert, oder auch mit viereckigen braun angestrichenen Backsteinen belegt, die täglich zu wiederholten Malen mit Wasser abgewaschen werden und wodurch folglich die Zimmer in diesem untern Stockwerke eine sehr angenehme und erquickende Kühlung bekommen.

Nach einem Verzeichniß, welches über die steuerbaren Wohnhäuser zu Batavia gehalten wird, giebt es daselbst:

Innerhalb der Stadtmauern	1993	Häuser.
In den südlichen Vorstädten	508	—
In den Vorstädten vor dem Rotterdammer Thor	732	—
In den Vorstädten vor dem Utrechter Thor, die größtentheils von Javanern und freien Malayen bewohnt werden	760	—
In der China-Stadt auf der Westseite	1277	—
Zusammen	5270	Häuser.

Diese enthalten, mit Inbegriff der Dörfer und Villas, die in einem Umkreise von zehn englischen oder 2 teutschen Meilen um Batavia herum liegen, eine Bevölkerung von 116,000 Seelen, welche bestehen in:

Officianten aller Art von der ostindischen Kompagnie 800, und nebst ihren Familien . .	3,300.
Freie Bürger 1138, und mit ihren Familien	5,660.
Javaner und freie Malayen . . .	68,000.
Chinesen	22,000.
Sklaven	17,000.
Summa	115,960.

Die Bevölkerung in dem ganzen Gouvernement von Batavia wird auf 150,000 Seelen gerechnet; die von allen übrigen holländischen Kolonieen auf der Insel Java aber beträgt zusammen genommen 230,000 Seelen, und die von der ganzen Insel 2,000,000 See-

len; welches letztere jedoch wenig mehr als bloße Vermuthung ist.

Die Sterblichkeit der Europäer in Batavia ist bei weitem größer, als in irgend einer andern Kolonie, und übertrifft auch in den besten Zeiten die, welche in den allerschlimmsten auf den westindischen Inseln statt hat. Nach der gewöhnlichen Berechnung sterben daselbst von allen neu angekommenen Personen in dem ersten Jahre drei von fünfen, und unter den übrig gebliebenen ist die Sterblichkeit niemals geringer, als 9 bis 12 vom Hundert; dieses Verhältniß kann man bei den an das Klima gewöhnten Europäern, jedoch mit Ausnahme der Kinder, als allgemein richtig annehmen. Auch sind hierunter weder die Soldaten, noch die Matrosen begriffen, unter denen die Sterblichkeit alle Vorstellung übersteigt. Es ist wirklich schrecklich, was unter diesen rohen, unbesonnenen Menschen theils das schädliche Klima, theils die Ausschweifungen aller Art und ihre unregelmäßige Lebensart für Niederlagen anrichten. Die Todtenlisten in dem dasigen Militär-Hospital haben in einem Zeitraume von 62 Jahren eine Anzahl von 78,000 Personen enthalten, was für jedes Jahr 1258 ausmacht. Da nun die Anzahl der daselbst befindlichen europäischen Truppen sich selten über 1500 beläuft, gewöhnlich aber kaum halb so stark ist, so läßt sich hieraus sicher folgern, daß alle Soldaten, die nach Batavia geschickt wurden, daselbst ums Leben gekommen sind; und dies ist auch in der That vollkommen richtig. Im Jahre 1791 wurde ein Corps wirtembergischer Truppen, das die Hollän-

der von dem Herzog in Sold genommen hatten, gegen den ausdrücklichen Inhalt des darüber abgeschlossenen Kontraktes, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aus nach Batavia geschickt; es bestand bei seiner Ankunft daselbst aus sechs Offizieren und 270 Mann, und nach Verlauf eines Jahres waren schon fünf von den Offizieren und 150 Gemeine durch das verderbliche Klima gemordet worden. Das Schicksal eines teutschen Soldaten, der von seinem geldsüchtigen Herrn vermiethet wird, um in dem allerschädlichsten Klima für eine fremde Macht zu fechten und sein Blut zu vergießen, ist ganz eben so beklagenswerth, wie das eines Negersklaven, und die kleinen Fürsten, die durch so unverantwortliche und unmenschliche Mittel ihre Einnahme zu vermehren suchen, um mit desto mehr Pracht und Luxus leben zu können, verdienen in dieser Rücksicht in der That nicht mehr Achtung, als die gewöhnlichen Negersklaven-Händler.

Die große Sterblichkeit der Europäer zu Batavia erstreckt sich jedoch keinesweges bloß allein auf die Soldaten und die Matrosen. Herr Thunberg erzählt ein schreckliches Beispiel von den verderblichen Wirkungen, die das Klima auch sogar bei den schon eingewohnten Europäern hervorbringt. Gegen Ende des Jahres 1775 aß er daselbst bei seinem Freunde, dem Dr. Hofmann, in Gesellschaft von noch dreizehn Personen zu Mittag, wovon bei seiner Rückkehr aus Japan im Januar 1777 schon alle, außer dem Doktor und ihm selbst, den Tribut der Natur bezahlt hatten. Eine junge Dame erzählte in meiner Gegenwart, daß zehn Monate nach ih-

rer Ankunft daselbst von eilf Personen, aus denen ihre Familie bestanden hätte, schon ihr Vater, ein Bruder und sechs Schwestern gestorben gewesen wären. Wir selbst machten aber auch eine höchst traurige Erfahrung von der Bösartigkeit des dasigen Klima's, denn troz aller erdenklichen Vorsichts-Maßregeln, die wir getroffen hatten, um die Gesundheit unter unserm Schiffsvolke zu erhalten, brach dennoch eine Ruhr, verbunden mit hitzigen Fiebern auf den Schiffen aus, die mehr oder weniger stark während der ganzen übrigen Reise anhielt. Bei unserer Ankunft zu Batavia hatten wir noch keinen einzigen Mann verloren, von hier an aber bis zu Ende der Reise starben ihrer nicht weniger als fünfzig.

Von den 115,960 Einwohnern von Batavia und der umliegenden Gegend sterben jährlich nur äußerst selten weniger als 4000. Die Berechnung darüber wird wahrscheinlich nicht mit besonderer Genauigkeit geführt; allein bei den folgenden Angaben von der Sterblichkeit unter den verschiedenen Klassen der Einwohner kann man wenigstens überzeugt seyn, daß sie der Wahrheit so viel als möglich nahe kommen:

Von den Holländern und ihren Familien sterben jährlich	796 Pers.,	od.	9	v. hundert.	
Von den Chinesen .	769	—	— $3\frac{1}{5}$	—	—
Von den Eingebornen und Malayen . . .	1485	—	— 2	—	—
Von den Sklaven .	1326	—	— $7\frac{1}{5}$	—	—

Es steben also in einem Jahr 4376 Pers. von 115,960 Einw.

Hierunter sind jedoch die Militär-Personen, die Matrosen, und die Kinder der Sklaven, über welche kein Verzeichniß geführt wird, nicht mitbegriffen. Man sieht übrigens aus dieser Angabe, daß die Wirkungen des Klima's, oder, um vielleicht richtiger zu sprechen, die Verhältnisse, worin sich die verschiedenen Klassen von Menschen in diesem Klima befinden, für die europäischen Kolonisten und ihre Familien und nach ihnen für ihre Sklaven am allerverderblichsten sind; — also gerade für diejenigen, die in ihrer Lebensart am unmäßigsten sind, so wie für die, welche gänzlich von der Gnade und Barmherzigkeit dieser Unmäßigen abhängen. Der Grad der Wärme ist jedoch daselbst keinesweges so groß, als man es in einem so nahe bei der Linie gelegenen Lande, und zwar in einer Gegend desselben, die von Gebirgen und überhaupt von allen Anhöhen so beträchtlich weit entfernt ist, allerdings erwarten könnte. Während des Tages ist der gewöhnliche Grad derselben 84 bis 86°; er schwankt jedoch zwischen 76 bis 96°, des Nachts hingegen fällt der Thermometer selten unter 72° und steigt auch nicht über 76° hinauf. Die so schrecklich verheerende Sterblichkeit darf daher keinesweges auf Rechnung der großen Hitze geschrieben werden, sondern sie hat vielmehr ihren Grund in der Lage der Stadt, und vorzüglich in der unbesonnenen Lebensart der dasigen Einwohner. Batavia liegt mitten in einer sumpfigen Ebene, aus der die Atmosphäre beständig mit unreinen, fauligen Dünsten angefüllt wird, die bei stillem Wetter wie ein dicker, stinkender Nebel auf diesen Sümpfen liegen, aber von jedem Winde, er mag wehen, woher er wolle,

durch alle Theile der Stadt hindurch getrieben werden. Hiezu kommt noch, daß in dem landeinwärts gelegenen Theile der Stadt die fleißigen Chinesen alle ihre Manufakturen und Fabriken angelegt haben; sie gärben daselbst Leder, brennen Kalk aus Muscheln, verfertigen irdene Geschirre, sieden Zucker und brennen Arrack. Auch liegen ihre Reißfelder, ihre Zuckerpflanzungen und ihre mit allen Arten von Vegetabilien reichlich versehenen Gärten rings um die Stadt herum; in diesen Gärten pflegen sie aber, wie in ihrem Vaterlande, große hölzerne oder auch irdene Kübel in die Erde einzugraben, und in denselben alle Arten von vegetabilischen und animalischen Abgängen aufzuheben, um sie durch Gährung und dadurch entstandene Fäulniß in Dünger zu verwandeln. Auch gereichen die Seewinde, die doch sonst fast in allen tropischen Ländern kühl und erquickend sind, Batavia nicht zur Erleichterung. Sie fangen zwar gewöhnlich des Morgens gegen 10 Uhr an zu wehen, und dauern bis vier oder fünf Uhr des Nachmittags anhaltend fort; gegen neun oder zehn Uhr des Abends tritt alsdann der Landwind ein, der von den Gebirgen her kommt, und hält bis gegen Tagesanbruch an; allein beide werden, wie ich schon bemerkt habe, indem sie über die dazwischen liegenden sumpfigen Gegenden hinziehen, mit verdorbenen, faulen Dünsten durchaus geschwängert. Alle Gräben und Gossen in der Stadt sind überdies größtentheils beständig mit stehendem Wasser angefüllt, das äußerst schädliche Wirkungen hervorbringt; auch haben die Holländer den unklugen, so äußerst nachtheiligen Gebrauch, daß nicht nur alle ihre Gottesäcker

innerhalb der Stadtmauern liegen, sondern daß sie auch ihre Todten in die Kirchen begraben. Man darf sich daher nicht einen Augenblick mehr wundern, daß in einem solchen Lande ohne Unterlaß tödtliche Krankheiten herrschen. Die gewöhnlichsten darunter sind die Ruhr, nebst hitzigen und Faulfiebern, welche letztere in wenigen Tagen, und oft sogar in einigen Stunden tödtlich werden; zuweilen verwandeln sie sich in tägliche oder Tertianfieber, die man nachher nur mit vieler Mühe und nach langer Zeit wieder los wird. Der Körper hat daselbst beständig eine solche Empfänglichkeit für Krankheiten, daß auch sehr unbedeutende Wunden oft den Krebs und noch öfter den Kinnbackenzwang nach sich ziehen. Nur sehr wenige Einwohner kommen über dasjenige Alter hinaus, das in Europa für die Mitte des menschlichen Lebens gehalten wird.

Gewöhnlich wird daselbst, wie überhaupt in den meisten tropischen Ländern, das Jahr in zweierlei Jahrszeiten, nämlich in die regnichte und in die trockene, eingetheilt; wovon die erstere ungefähr im November anfängt und bis in den April fortdauert. Die Holländer legen jedoch auf eine sehr alberne Art, sowohl im Sprechen, als im Schreiben, den einzelnen Monaten solche Namen bei, die sich auf die in Europa darin gewonnenen Produkte, oder auf andere sie daselbst vorzüglich bezeichnende Umstände beziehen. So haben sie z. B. ihren Heumonat, ihren Weinmonat, ihren Blütenmonat und dergleichen; aber zum Unglück fällt ihr Wintermonat gerade in die Zeit, wo in diesem Lande

die Sonne fast senkrecht über ihren Köpfen steht. Wer hätte es sich wohl eingebildet, daß die Franzosen ihren Brumaire, ihren Germinal, ihren Floreal und überhaupt alle Namen in ihrem republikanischen Kalender von ihren guten Freunden, den Holländern, gestohlen hatten, bei denen dieselben schon seit einer Reihe von Jahrhunderten allgemein eingeführt waren? Es ist jetzt sehr die Frage, ob die Franzosen sie eben so lange beibehalten, oder ob sie nicht gar in ihrer Neuerungssucht auf den Einfall gerathen werden, die Monate im Kalender mit den Namen der gegenwärtig auf dem Thron von Frankreich sitzenden Familie zu belegen, oder ob sie endlich, was für sie selbst und für das ganze übrige Europa am zuträglichsten wäre, wieder zu den alten Namen, die die Probe so vieler Jahrhunderte ausgehalten haben, zurückkehren werden?

Ich habe schon oben die Bemerkung gemacht, daß Metalle und andere kostbare Produkte des Mineralreichs gewöhnlich in armen, dürren und unfruchtbaren Böden am reichlichsten und oft im größten Ueberflusse vorhanden sind. Nimmt man nun auch das Gegentheil von dieser Behauptung als richtig an, so kann die Oberfläche der Insel Java, die mit dem fruchtbarsten Erdboden und der üppigsten Vegetation überdeckt ist, den Mineralogen nicht sehr anreizen, bergmännische Versuche im Innern derselben anzustellen. In der Mitte der Insel giebt es zwar allerdings hohe Gebirge, deren kahle Gipfel häufig mit Schnee bedeckt und zuweilen auch mit dem schwarzen Rauche von vulkanischen

Feuern umhüllt sind; allein von ihrem innern Bau und von den Materialien, die sie enthalten, weiß man nur sehr wenig. Seitdem die Holländer sich zuerst auf der Insel niedergelassen, haben, wie man versichert, mehrere vulkanische Ausbrüche auf derselben statt gehabt, und häufig hat man auch auf derselben leichte Stöße von Erdbeben verspürt. An mehreren Orten, nahe an dem Fuße der Gebirge giebt es warme Quellen, deren Wasser stark mit Eisentheilen geschwängert ist. Dies ist aber auch Alles, was die Holländer in mineralogischer Rücksicht von der Naturgeschichte der Insel wissen. Der ganze Boden auf derselben scheint bloß aus einer Schicht von vegetabilischer Erde zu bestehen, die auf Lehm, oder thonartigem Eisenstein, oder einem groben Kalkstein von einer lockern, porösen Textur liegt, der wahrscheinlich den unermeßlichen, durch die alles zerstörende Hand der Zeit in unförmliche Massen zusammen gestürzten Korallenfelsen seine erste Entstehung zu verdanken hat. Die nördliche Küste der Insel ist durchaus mit solchen Korallen-Gebäuden, wie mit einem Gürtel umringt.

Es giebt wahrscheinlich kein einziges Land in der Welt, das nach Verhältniß seiner Größe sich einer so reichen und so überaus vortrefflichen Menge von vegetabilischen Produkten aller Art zu erfreuen hat, als die Insel Java; keines kann sich einer solchen Menge köstlicher Bäume, die sowohl durch ihre Größe und ihren schönen Wuchs, als auch durch die Schönheit und den balsamischen Wohlgeruch ihrer Blüten merkwürdig sind,

keines endlich eines solchen Ueberflusses an den köstlichsten Früchten und Obstarten rühmen. Ihre Produkte, die sowohl zur Befriedigung der ersten Nothwendigkeit, als zur Bequemlichkeit und zum Luxus der Menschen dienen, alle einzeln hier aufzuzählen, wäre eine Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt; überdies würde auch eine solche Ausführlichkeit nicht in den Plan dieses Werkes passen, worin bloß allgemeine Beschreibungen und Beobachtungen mitgetheilt werden sollen. Ich will daher nur diejenigen hier anführen, die durch ihre Schönheit, ihre Nutzbarkeit oder wegen einer sonstigen vorzüglichen Eigenschaft ganz besonders merkwürdig sind, und sich in der nächsten Umgebung von Batavia befinden.

Unter dem ganzen zahlreichen Geschlechte der Palmen verdient unstreitig die Kokos-Palme den obersten Rang. Dieser hohe, majestätische Baum, der auf den meisten orientalischen Inseln im größten Ueberflusse vorhanden ist, hat auf der Insel Java ein weit üppigeres Wachsthum, als ich irgendwo anders jemals an ihm gesehen habe, denn er erreicht nicht selten die erstaunenswürdige Höhe von 150 Fuß. So lange die Nuß desselben jung ist, enthält sie eine milchige Flüssigkeit, von der die Eingebornen außerordentliche Liebhaber sind, und die sie in Töpfen sammeln, welche an den äußersten Spizzen der Zweige aufgehängt werden. Diese Töpfe daselbst zu befestigen, ist eine Arbeit, die mit der größten Lebensgefahr verbunden zu seyn scheint; denn ehe sich die Eingebornen die Mühe geben, von dem hohen

Stamme jedes einzelnen Baumes wieder herab zu steigen, so pflegen sie gewöhnlich lange Stangen quer von dem einen Baume auf den andern zu legen, und auf diesen Stangen alsdann hinüber zu klettern. Die Flüssigkeit, die aus den Stielen der jungen Nüsse heraus schwitzt, oder vielmehr aus dem Keime selbst, woraus die Nuß heraus wächst, wird von den Holländern, nachdem sie den ersten Grad der Gährung überstanden hat, mit dem Namen Palmwein belegt; sie sind jedoch keine großen Freunde davon, und trinken ihn selten, weil er einen herben, nicht angenehmen Geschmack hat. Der zweite Grad der Gährung verwandelt diese Flüssigkeit in einen vortrefflichen Essig. Außerdem braucht man sie aber auch noch zu mancherlei andern Zwecken; sie ist z. B. ein wesentliches Erforderniß bei der Destillation des Arracks, und wenn man sie über dem Feuer oder an der freien Luft langsam verdünsten läßt, so giebt das Uebrigbleibende eine Art von grobem, braunem Zucker. Die markige Substanz, die sich in der Nuß befindet, hat, wenn diese gehörig reif ist, einen süßen Geschmack und ist äußerst nahrhaft; auch die Flüssigkeit in derselben ist alsdann sehr wohlschmeckend und kühlend, und aus dem Kern endlich wird ein Oel gepreßt, das zu mannichfaltigen Zwecken verbraucht wird. Dieser vortreffliche Baum ist für die Einwohner von Java von dem nämlichen Nutzen, wie das Bambusrohr für die Chinesen. Er liefert durchaus alle Materialien, woraus ihre niedern Hütten erbaut werden. Die Hauptbalken und Richtpfosten derselben, das Sparrenwerk des Daches, so wie alle übrigen dazu gebrauch-

ten Balken und Latten, werden aus dem Stamme des Baumes zugehauen; und mit den Blättern desselben werden die Dächer gedeckt. Ferner liefert er ihnen auch mancherlei Werkzeuge und Hausgeräthschaften. Aus den Schaalen der Nuß verfertigen sie Becher, auf denen vielerlei Figuren und Inschriften sehr schön und wirklich mit vieler Kunst eingegraben werden. Aus den Fasern der äußern Hülse, womit die Nuß bedeckt ist, werden Matten, eine Art von Zeuchen, Seile und kleineres Tauwerk verfertigt. Unter den vielen richtigen Bemerkungen, wodurch die Aechtheit der noch vorhandenen Nachrichten von zwei muhammedanischen Reisenden, die im 9ten Jahrhunderte China besucht haben, außer Zweifel gesetzt wird, ist die Beschreibung von dem mannichfaltigen Nutzen, der aus dem Kokos-Nußbaum gezogen wird, keine der uninteressantesten. „Die „Einwohner von Oman in Arabien," erzählt der eine von diesen beiden Reisenden, „begeben sich auf die mit „Kokosbäumen überdeckten Inseln in der Nähe ihrer „Küste; wenn sie hier einen Baum gefällt haben, so „spinnen sie aus der Rinde desselben ein Garn, mit „welchem sie die Bretter und Balken zusammen „nähen, und sich auf diese Art ein Schiff erbauen. „Aus dem nämlichen Holze verfertigen sie sich auch ei„nen Mastbaum; aus den Blättern weben sie die nö„thigen Segel, und die Rinde verwandeln sie in Tau„werk. Wenn nun ihr Schiff fertig ist, so füllen sie „es mit Kokosnüssen an, und kehren mit diesen nach „Oman zurück, um sie daselbst zu verkaufen."

Unter den köstlichsten Früchten, die in dem Orient, und vielleicht in der ganzen Welt zu finden sind, nimmt unstreitig die Frucht des Mangustan's die oberste Stelle ein. Der Baum ist zwar nicht besonders groß und prächtig, aber doch sehr schön und trägt, wie der Pomeranzenbaum an den äußersten Spitzen der Zweige, Blüten und Früchte zu gleicher Zeit. Diese Früchte sind eben so schön als wohlschmeckend. Sie sind gewöhnlich vollkommen kugelrund, und haben, nach dem Grad ihrer Reife, eine hellere oder dunklere Purpurfarbe. Sie liegen in einem grünen Blumenkelch, und auf ihrem obern Theile befindet sich ein Kränzchen, das gewöhnlich in so viele Strahlen abgetheilt ist, als die innere Frucht Saamenlappen enthält; diese letztern bestehen aus einer weißen markigen Substanz, die einen außerordentlich angenehmen Geschmack hat, und jeder von ihnen umgiebt eine kleine Nuß. Die Schaalen dieser Früchte enthalten einen braunen, sehr zusammenziehenden Saft, der, mit einer Eisen-Halbsäure vermischt, eine glänzende, dunkel purpurfarbige Dinte giebt. — Die Mango ist eine andere vortreffliche Frucht, die aber einen besondern Geschmack hat, der nicht jedem Gaumen angenehm ist. Sie wächst an einem großen, sich weit ausbreitenden Baume, der viele Aehnlichkeit mit unserm Nußbaume hat. — Der Rambutan oder die Haarfrucht (Nephelium echinatum) und der Pulasang, eine größere Art von diesem Geschlechte, sind sehr angenehme, kühlende Früchte; sie haben einen feinen, säuerlichen Geschmack, und sind in einem so heißen Klima außerordentlich erquickend. Die Bäume, woran sie wachsen, sind groß, geradstämmig und prächtig. Der Ram-

butan ist mit haarförmigen Dornen ganz überzogen, die sich aber nicht an dem Pulasang befinden; auch ist diese letztere Frucht größer als die erstere. — In den Gärten um Batavia giebt es eine große Menge von Orangen, Limonien, Citronen und Pumpelmußen. Eben so häufig findet man daselbst die Eugenia oder den Rosenapfel, und zwar beide Sorten desselben; die Averhoa, ebenfalls von zwei Sorten, nämlich die Carambola, die hauptsächlich zu Torten gebraucht, und die Bilimbi, die in Zucker eingemacht wird. Auch Datteln und Pisangbäume sind in großer Menge vorhanden. Eine große Frucht, die den Namen Durian führt, wächst wild in der größten Menge; sie hat einen höchst widerlichen Geruch, und einen Geschmack, wie ihn ungefähr eine mit Knoblauch gewürzte Milchspeise haben möchte; man versichert jedoch, daß, wenn man erst daran gewöhnt ist, sich das Unangenehme sowohl des Geruchs, als des Geschmacks verliert, und man sie nach kurzer Zeit sehr gerne genießt. Es ist jedoch zu Batavia aufs strengste verboten, keine Ueberbleibsel von dieser Frucht auf die Straßen zu werfen, oder auf dem Markte beim Fortgehen liegen zu lassen, weil dieselben, wenn sie in Fäulniß übergehen, einen stinkenden Geruch verbreiten, der die Luft verpesten und für die Gesundheit äußerst schädlich seyn soll. Eine andere Frucht, die den Namen Boa Lansa führt, wird ebenfalls von den sämmtlichen Einwohnern sehr hoch geachtet. Sie wächst auf einem mittelmäßig großen Baum in traubenförmigen Büscheln. Einzeln genommen hat sie viele Aehnlichkeit mit dem berühmten Li-tschi in China, und ist eine markige Substanz von einem vortrefflichen, säuerlichen Ge-

schmack, die sich in einer dünnen Schaale befindet. Ananas giebt es in so ungeheuerer Menge, daß sie, wie in Europa die Rüben, karrenweise und auf einander gehäuft in die Stadt gefahren werden. Die Einwohner machen sich aber nicht viel aus denselben, außer wenn sie in Zucker eingemacht sind. Man bedient sich ihres Saftes, um den Rost von Degenklingen, Messern und andern polirten Stahlwaaren weg zu schaffen. — Auch sind die meisten europäischen Obstarten hieher verpflanzt worden, allein man kann sich leicht denken, daß sie in diesem Aequinoctial-Klima nicht gedeihen und sehr bald ausarten.

Unter den Bäumen, die wegen ihrer Sonderbarkeit und Schönheit merkwürdig sind, muß ich vorzüglich den Casuarina Equisetifolia anführen, der seinen Namen von der auffallenden Aehnlichkeit seiner kleinen herabhängenden Zweige mit dem Haare des Casuars, eines Raubvogels, und mit der Pflanze Equisetum oder Pferdeschwanz, erhalten hat; ferner die Mitschelia Tschampaca, wovon eine Art weiße und die andere gelbe Blüten trägt, die einen ganz vorzüglich köstlichen Wohlgeruch haben, und durch Distillation ein noch weit stärkeres und nicht weniger liebliches Oel geben, als aus den Rosen bereitet wird; die Terminalia Catappa, einen großen und schönen Baum, dessen Frucht eine Art von Nuß ist, die man allgemein unter dem Namen der indianischen Mandel kennt, und der, nebst dem Bombax, vielleicht unter allen Bäumen in diesem Lande der einzige ist, dessen Blätter jährlich abfallen. Der Bombax trägt eine

lange Schoote, die, fast eben so wie die Schoote der Asclepias, eine seidenartige Substanz enthält; weil sie jedoch äußerst kurz ist, so kann sie zu nichts anderm gebraucht werden, als zum Ausstopfen von Kissen und Matratzen. Ein zahlloses Heer buntfarbiger Lori's hält sich auf den prächtigen Korallenbäumen (Corallodendrum) auf, wenn diese ihre großen Büschel von scharlachrothen Blüten ansetzen. Hieher gehören auch noch der Liriodendrum tulipiferum, der Magnolia, der Melia und der Bignonia, die sämmtlich große und prächtige Bäume sind.

Die Bäume, Stauden und Pflanzen, die in den Gärten um Batavia wegen ihrer Schönheit und ihres Wohlgeruchs gezogen werden, sind sehr zahlreich. Unter ihnen bemerke ich vorzüglich die Gardenia florida, den Laurus Cinnamoma, oder Zimmetbaum, den Myristica, oder Muskatennußbaum, den Nyctanthes, oder arabischen Jasmin, die Plumeria, die gewöhnlich um die Gräber herum gepflanzt wird, u. m. a. Von den aromatischen Pflanzen sind diejenigen, die am meisten geschätzt werden, ungefähr folgende: Drei verschiedene Arten von Pfeffer, nämlich der gemeine schwarze Pfeffer, der Betel- und der Seribu oder lange Pfeffer, den die Einwohner entweder allein, oder zugleich mit dem Betelblatt gebrauchen; ferner die verschiedenen Arten von Capsicum, der gemeine Ingwer, und diejenige Art desselben, welche die von den Holländern sogenannten Cardemomen hervor bringt, die aber eigentlich die Schooten von dem Amomum compactum sind.

Die Körner derselben, die auch Paradieskörner heißen, werden allgemein von den Damen zu Batavia gekaut, um ihren Athem dadurch zu verbessern, und ihm jeden unangenehmen Geruch zu benehmen, den er durch den täglichen Genuß von Knoblauch und Zwiebeln, die einen wesentlichen Bestandtheil von ihrem Lieblingsgericht, dem Currie, der täglich auf ihren Tafeln zu finden ist, ausmacht, annehmen könnte. Jede Dame trägt daher beständig ein Büchschen mit Cardamomen bei sich, die sie ihren Freunden und jedem, der sich mit ihnen unterhält, auf die nämliche Art, wie es in Europa mit der Schnupftabaksdose der Fall ist, darbietet.

Unter denjenigen Pflanzen, die daselbst für selten und merkwürdig gehalten werden, sahen wir in dem Garten eines vornehmen Holländers den elastischen Gummibaum, den Convolvulus Jalappa, den Styrax liquida, den Brodfruchtbaum und den Areca oleracea, oder die Berg-Kohlpalme aus Westindien. Die allerwunderbarste Pflanze aber, die wir antrafen, und die, wie man uns versicherte, auf den meisten orientalischen Inseln sehr gemein seyn soll, ist der Nepenthes distillatoria oder die Wasserkrug-Pflanze. Unter den zahlreichen Beispielen aus dem Pflanzenreiche von einer bewundernswürdig weisen Einrichtung der Natur, die in allen ihren Schöpfungen immer die passendsten, zweckdienlichsten Mittel anwendet, giebt es vielleicht kein auffallenderes und merkwürdigeres, als diese sonderbare Pflanze. Da sie nur allein die tropischen Erdstriche bewohnt, und in den allerdürresten und steinichtsten Ge-

genden gefunden wird, so würde sie bald verwelken und das ganze Geschlecht schon lange verschwunden seyn, wenn ihr nicht die Natur ein Mittel gegeben hätte, sich immer den nöthigen Vorrath von Feuchtigkeit zu verschaffen. An dem Stiele eines jeden Blattes befindet sich nämlich ein kleiner Beutel, der die Gestalt eines Wasserkruges hat, und im Anfange seines Erscheinens mit dem Blatte von einerlei Farbe ist, in der Folge aber röthlich purpurfarben wird. Dieser ist rings umher zur größern Befestigung mit einem Bande oder Reife eingefaßt und mit einem genau einpassenden Dekkel versehen, der sich in einer Art von Angel oder an einer starken Fiber bewegt, welche sich in die Höhe zieht und den Becher mit dem Blatte in Verbindung bringt. Durch die Zusammenziehung dieser Fiber wird der Deckel, wenn Regenwetter eintritt oder ein starker Thau fällt, geöffnet, welches gerade das Gegentheil von dem zu seyn scheint, was sonst in der Natur gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt; allein wahrscheinlich geschieht auch hier die Zusammenziehung nur durch die Hitze und Trockenheit der Atmosphäre, und die Wiederausdehnung der Fiber hat nicht eher statt, als bis schon viele Feuchtigkeit herab gefallen und der Becher folglich gehörig angefüllt ist. Sobald dieses der Fall ist, so fällt der Deckel zu und verschließt das Gefäß so fest und dichte, daß nicht die geringste Ausdünstung des darin befindlichen Wassers statt haben kann. Das letztere zieht sich hierauf durch die Fiber in den Stiel des Blattes, und giebt diesem neues Leben und der ganzen Pflanze Kraft und Gedeihen. Sobald der Krug

ganz leer ist, so öffnet sich der Deckel wieder, um alle Feuchtigkeiten, die sich in der Luft befinden, aufzunehmen; wenn in der Folge der Saame der Pflanze seine gehörige Reife erhalten hat, so fügt es sich gerade auch, daß die trockene Jahrszeit eintritt, und alsdann verwelkt sie, wobei jedoch die Deckel aller dieser kleinen Krüge offen stehen. Warum aber dieser Wasserkrugpflanze der Name von Vater Homer's Kummer vertreibender Pflanze beigelegt worden ist, kann ich nicht begreifen, denn sie scheint nicht die allergeringste schmerzstillende oder narkotische Eigenschaft zu besitzen.

Alle die bisher genannten Pflanzen sind entweder von großem Nutzen für die Einwohner, oder merkwürdig für die Fremden, oder sie gereichen dem Lande zur Zierde; eben so giebt es aber auch daselbst noch eine große Menge anderer, die in Rücksicht des Handels von außerordentlichem Werthe sind. Von diesen will ich nur, als die allerwichtigsten, den Zucker, Kaffee, Kakao, vielerlei Gewürze, den Sago, die Baumwolle und den Indigo anführen. Der Katjang wird von den daselbst wohnenden Chinesen wegen des Oels, das sie aus dessen Saamen pressen, und welches nicht nur sie selbst, und alle übrigen Einwohner der Insel in der größten Menge verbrauchen, sondern das auch nach China ausgeführt wird, äußerst häufig gebaut. In einer geringen Entfernung von Batavia sind jährlich mehrere hundert Morgen Land, ganz mit dieser Pflanze bedeckt; sie ist eine Art von Dolichos, hat einen sehr niedrigen Wuchs, und trägt eine große Menge langer Schoten, die auf der

Erde liegen, und sogar oft in dieselbe hinein wachsen. Das Cajaputta-Oel, das von dem Melaleuca Leucodendrum gewonnen wird, gilt sowohl in der östlichen als in der westlichen Welt für ein specifisches Mittel gegen die Rheumatismen. Auch der Nardus oder die Spickenarde, das Sandelholz und das Calambac oder Aloëholz sind Produkte der Insel Java, und machen in dem Handel mit China sehr wichtige Artikel aus. Die Cassia fistula mit ihren langen, herabhängenden Saamenschooten, in denen sich eine markige Substanz befindet, worin die Bohnen eingehüllt liegen, wurde ehemals allgemein für eines der vortrefflichsten Laxiermittel gehalten, und daher in großen Quantitäten nach Europa geschickt; allein die neuern Aerzte haben dieses Arzneimittel nebst noch einem ganzen Heere von andern ältern Mitteln aus den Apotheker-Dispensatorien verbannt. Die Wurzeln des Wasser-Kaladi oder des Arum esculentum, liefern, abgekocht, eine nahrhafte Speise, und die breiten Blätter desselben werden, topisch aufgelegt, für ein vortreffliches, äußerst wirksames Mittel gehalten, die Schmerzen des Podagra zu vertreiben. Der Calamus Rotang ist eine sehr nützliche kriechende Pflanze, die besonders zu Stuhlkissen, Matten und Sopha's verarbeitet wird.

Da in mehrern Büchern so viele wunderbare und seltsame Nachrichten von dem Verderben bringenden Upas enthalten sind, so würde es eine unverzeihliche Nachlässigkeit von mir gewesen seyn, wenn ich mich nicht an Ort und Stelle selbst auf das allergenaueste erkundigt

hätte, ob die Einwohner wirklich an die Existenz dieses giftigen Baumes glauben, und wenn ich nicht, im Fall er wirklich existirte, sorgfältig untersucht hätte, in wiefern seine verderblichen Eigenschaften mit den davon vorhandenen Beschreibungen übereinstimmen. Ich setzte daher selten den Fuß in einen Garten oder in eine Pflanzung, ohne daß ich mich bei den Leuten, die darin arbeiteten, sogleich nach dem Upas erkundigte. Das Resultat aller meiner Nachforschungen war aber den davon vorhandenen Nachrichten gänzlich entgegen; diese sind aber auch an und für sich schon höchst abgeschmackt und lächerlich. Es gehört in der That ein hoher Grad von Treuherzigkeit dazu, um an die Existenz eines, in einer nackten, von allen andern Gewächsen entblößten Ebene befindlichen Baumes zu glauben, der so höchst verderbliche Eigenschaften besitzen soll, daß nicht nur alle Vögel, wilden Thiere und überhaupt alle lebenden Geschöpfe, die in den Umkreis der von seinen giftigen Ausdünstungen angefüllten Atmosphäre kommen, sogleich sterben, sondern daß auch alle andern Gewächse darin zu Grunde gehen, und daß er sogar, wie Saturn, seine eigenen Kinder frißt, so wie sie aus seinen Wurzeln hervorschießen. Ein solches Ungeheuer der Natur wäre auch in einem Romane, oder in der wildesten poetischen Erdichtung zu stark, und dennoch fand die Erzählung von demselben Beifall und wurde allgemein geglaubt. Alles Sonderbare ist angenehm, sagt Johnson, und ein angenehmer Irrthum wird nicht gern aufgedeckt.

So wie aber sehr viele fabelhafte Erzählungen sich

auf irgend etwas Wahres gründen, so mag es auch wohl bei der von dem Upas der Fall seyn, nur daß sie einer genauern Erklärung bedarf. In allen tropischen Ländern giebt es sehr viele Pflanzen, welche schädliche Eigenschaften besitzen, und Java hat besonders einen Ueberfluß daran. Wahrscheinlich ist nun der ersten Pflanze von dieser Art, die man daselbst entdeckte, der Name Upas beigelegt worden; in der Folge erhielten aber alle andern Pflanzen, die eben solche schädliche Eigenschaften besaßen, den nämlichen Namen, und zuletzt wurde derselbe das Appellativum von einem jeden giftigen Gewächse. Daß dieses wirklich die gewöhnliche Bedeutung des Wortes Upas war, bin ich um so viel mehr berechtigt zu glauben, weil dasselbe noch gegenwärtig mit dem gemeinen Namen aller solcher Pflanzen, von denen man weiß oder vermuthet, daß sie giftige Eigenschaften besitzen, verbunden zu werden pflegt. So wird z. B. die Dioscorea deleteria nicht anders als Ubi Upas genannt, was ungefähr durch giftige Patate übersetzt werden könnte. Der Saamen eines Baumes, der schmetterlingsartige Blüten hat, und wahrscheinlich eine Art der Sophora ist, heißt Upas Bidjie, oder der giftige Saamen. Eben so führen auch eine Euphorbia mit dem dreiwinkeligen Stängel, eine Art von Solanum, eine Datura und noch mehrere andere Pflanzen, die wirklich schädliche Eigenschaften besitzen oder doch dafür gelten, das Wort Upas vor ihren Namen. In diesem Sinne kann daher unter dem giftigen Upas, von dem hier die Rede ist, und der auch Bohon oder Boon Upas heißt, weder mehr noch weniger verstanden werden,

als ein giftiger Baum, aber keinesweges eine besondere Art von Bäumen, die ausschließend den Namen Upas führte.

Es wird zu Batavia allgemein für eine ausgemachte Wahrheit gehalten, daß die Krisse oder Dolche, welche sowohl die Malayen, als die eingebornen Javaner zu tragen pflegen, in ein vegetabilisches Gift getaucht sind. Eben so glaubte man auch vor schon 2000 Jahren zu Athen, daß Demosthenes beständig unter dem Edelstein in seinem Siegelring Gift bei sich trüge. Das Eine scheint ganz eben so wahrscheinlich zu seyn, wie das Andere; die Holländer sind aber in diesem Punkte eben so leichtgläubig, als es die Athenienser gewesen sind. Der alte Gouverneur von dem Fort Bantam erzählte uns, daß, wenn der König von diesem Theile der Insel die Güte und Wirksamkeit eines neuen Kris probieren wollte, er einen von seinen Sklaven vor sich kommen ließe, und ihn mit der Spitze desselben in den Arm steche. Die Güte des Instruments würde hierauf nach der längern oder kürzern Zeit beurtheilt, die noch verflösse, ehe das Gift zu wirken anfange, und nach der Geschwindigkeit, womit alsdann der Tod erfolge, welches zuweilen, wie er hinzu setzte, in wenigen Minuten der Fall seyn soll. Ich habe irgendwo (wenn ich nicht irre, in Tavernier's Reisen) ein Beispiel von dieser Art gelesen, welches, wenn es gegründet ist, einen Beweis von der erstaunenden Wirksamkeit einiger ihrer Gifte liefert. Ein englischer Matrose zu Madura wurde wegen eines wichtigen Verbrechens verurtheilt, daß er durch

einen vergifteten Pfeil ums Leben gebracht werden sollte. Der Scharfrichter, der niemand anders als der dasige König in eigener Person war, versprach den englischen und holländischen Wundärzten, daß er ihnen den Missethäter unmittelbar, nachdem er die Wunde würde erhalten haben, ausliefern wollte, und er hatte sogar die Gefälligkeit, daß er ihnen im Voraus den Ort bestimmte, wohin er ihn stechen wollte. Dies war der fleischige Theil von der großen Zehe, in welche auch wirklich mit dem Dolche des Königs ein leichter Stich versetzt wurde. Da man schon im Voraus alle erforderlichen Anstalten zur Amputation getroffen hatte, so wurde unmittelbar nach der Verwundung die Zehe sogleich abgeschnitten; allein demungeachtet kam nach wenigen Stunden der Brand dazu und der Mann starb. Nimmt man aber auch diesen Vorfall, so wie er hier erzählt ist, als wahr an, so mag doch wohl das Klima und die dasige erschlaffende Lebensart Vieles dazu beigetragen haben, um, in Verbindung mit dem Gifte, diese schnelle Auflösung hervor zu bringen.

Dieser allgemeinen Erschlaffung des Körpers ist es wahrscheinlich auch zuzuschreiben, daß so manche Krankheiten, die man in Europa im geringsten nicht für gefährlich hält, in diesem Lande tödtlich werden. Ein Stich mit einer Steck- oder Nähnadel hat nicht selten die Mundsperre zur Folge. Auch sind die holländischen Aerzte der Meinung, daß mehrere Beispiele von Wasserscheu, die auf der Insel statt gehabt haben, auf Rechnung des Klima's und des durch dasselbe bewirkten reizbaren Zustan-

des der körperlichen Konstitution geschrieben werden können. Der Biß von der großen indianischen Ratte, die unter dem Namen Bandikut bekannt ist, soll die Wasserscheu und den Tod hervor bringen. Diese Meinung hat man auch, wie ich in der Folge erfuhr, allgemein auf der malabarischen Küste. Besonders soll auch der Biß von einem zornigen Menschen eben so unfehlbar die Wasserscheu hervor bringen, als der Biß von einem tollen Hunde. Hiervon hatten sich kurz vor unserer Ankunft daselbst zwei merkwürdige Beispiele ereignet, wovon das eine von dem Dr. Le Dulx in den 5ten Bd. von den Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia eingerückt worden ist. Da dieses Werk in Europa nur äußerst wenig bekannt ist, so wird es keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich aus demselben eine Uebersetzung dieser Erzählung hier beifüge:

„Am 17ten März 1789 wurde der Gerichtshof „benachrichtigt, daß der Schreiber, Balthasar Van „Vliet, in einem Anfall von Tollheit sich ein Messer in „den Leib gestochen habe. Die Gerichte verfügten sich des„halb, in Begleitung des Stadt-Chirurgus Lombart, „unverzüglich an Ort und Stelle, wo sie den Kranken, „auf Veranstaltung des ihn bedienenden Chirurgus, ge„bunden und in heftigen Konvulsionen fanden. Die Fa„milie desselben, die über den Ursprung seiner Krankheit „befragt wurde, erzählte, daß der Kranke vier oder fünf „Tage vorher mit einem seiner Freunde in einen Zank ge„rathen sey, der sich mit einer wütenden Balgerei ge„endigt habe, worin ihn sein Gegner, da er sich ihm nicht

„gewachsen fühlte, in dem Augenblick des wütendsten
„Zornes in den Arm gebissen habe. Die Wunde wäre
„auf die gewöhnliche Art verbunden worden, ohne daß
„man an die schrecklichen Folgen, die ein solcher in der
„Hitze des Zorns beigebrachter Biß nach sich ziehen könne,
„auch nur entfernt gedacht habe. Drei Tage nachher sey
„der Patient von einem Fieber befallen worden, aber noch
„immer habe man die Wunde nicht für bedeutend gehalten.
„Der Wundarzt, den man hatte herbei holen lassen, er=
„zählte hierauf, daß sich der Kranke in einem beständigen
„Zustande von Irreseyn befunden, und einen großen Wi=
„derwillen gegen alle Arten von Arzenei, vorzüglich aber
„einen außerordentlichen Abscheu gegen das Wasser gezeigt
„habe. Am vierten Tage habe der Chirurgus beim Ein=
„tritt in das Zimmer gesehen, wie er sich eben mehrere
„Stiche hinter einander mit dem Messer gegeben habe;
„worauf er ihn, wiewohl mit der größten Schwierigkeit
„habe packen und auf ein Sopha fest binden lassen.
„Der sogleich herbei geholte Arzt habe dem Patienten einen
„Löffel voll Wasser dargereicht, den derselbe jedoch nicht
„eingenommen habe; als man ihm aber sagte, daß es
„Genever wäre, so habe er es, jedoch mit der größten An=
„strengung, hinunter zu schlucken gesucht. Wenn man ihm
„ein Glas Wasser dargereicht habe, so wären sogleich in
„seinem Gesichte und im ganzen Körper die allerfürchter=
„lichsten Verzuckungen erfolgt, wobei er in eine solche
„Angst gerathen wäre, daß er einmal über das andere aus=
„gerufen habe: Wasser! Wasser! Ach Jesus,
„mein Gott, erbarme dich meiner! Diese Angst
„habe noch mehr überhand genommen, als man seine

„blutigen Hände mit einer nassen Serviette habe abwa„schen wollen; er sey dabei in Verzuckungen gefallen, die „dem Todeskampfe ähnlich gewesen wären, und habe im„mer ausgerufen: Wasser! Wasser! Ach Gott, „Wasser! — Da wir nun aus allen diesen Erzählun„gen offenbar sahen, daß der Unglückliche durch den Biß „eines wütend zornigen Menschen in eine förmliche Was„serscheu verfallen war, so beschlossen wir, ihn demzu„folge zu behandeln, allein schon am Abend dieses näm„lichen Tages starb er."

Schon in den ältesten Zeiten hatte man den Glauben, daß der Biß eines Menschen die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen könne, und Plinius rechnet die dadurch beigebrachten Wunden unter die allerschlimmsten, die überhaupt durch Bisse von Thieren entstehen: Morsus hominum inter asperrimos quoque numeratur. Es scheint auch wirklich eine vollkommen bewährte Thatsache zu seyn, daß noch mehrere Thiere außer den Hunden, wenn sie in einen hohen Grad von Zorn gerathen, plötzlich krank werden und die Eigenschaft erhalten, ihre Krankheit durch den Biß andern Geschöpfen mitzutheilen. In dem oben angeführten Werke erzählt der Dr. Le Dulx noch mehrere andere Beispiele von Wasserscheu, die auf den Biß von wütenden Thieren erfolgt ist, z. B. bei einem Knaben, der von einer Ente, die er beim Paaren gestört hatte, gebissen worden seye, und bei einem Hahnenwärter, der von einem dieser Thiere, als es mit einem andern in der höchsten Erbitterung gekämpft und er es von demselben habe wegreißen wollen, in die Hand gepickt worden sey;

beide wären, wie er sagt, an unverkennbaren Ausbrüchen von Wasserscheu und Hundswuth gestorben. Eben so ist es auch eine allgemein bekannte Sache, daß auf den Biß von unserer gewöhnlichen Hauskatze, wenn sie in einen hohen Grad von Wuth gebracht wird, die Wasserscheu erfolgen kann. Auf welche Art aber diese außerordentliche und so höchst gefährliche Bissigkeit in dem thierischen Körper hervor gebracht wird, ist vorerst noch in der Pathologie ein Geheimniß; nur so viel ist offenbar gewiß, daß das Gift durch die Speicheldrüsen abgesondert und durch den Speichel des kranken Thieres in die Cirkulation des Blutes der gebissenen übergetragen wird.

Unter den wilden vierfüßigen Thieren, die auf der Insel Java gefunden werden, sind die meisten, von dem ungeheuern Rhinoceros und dem grimmigen Büffel an, bis auf das kleinste von allen vierfüßigen Thieren mit gespaltenen Klauen, nämlich dem Moschus pigmaeus oder dem Zwergthier, den Naturforschern schon hinlänglich bekannt. In allen Flüssen und Buchten giebt es eine zahllose Menge von großen Krokodillen, denen die Javaner, weil sie eine ungemeine Furcht vor ihnen haben, göttliche Ehre erweisen. Die alte Sage, die zuerst Herodot und nach ihm Plutarch und Plinius erzählt haben, und die in neuern Zeiten von Montaigne und andern Schriftstellern wieder aufgewärmt worden ist, daß der Trochilus, Honigsauger oder Kolibri, in die Zähne des Krokodills picke, wird noch heut zu Tage sowohl von den Holländern, als von den Eingebornen der Insel fest geglaubt. In der ganzen Sache liegt jedoch im Grunde nicht das ge-

ringste Wunderbare. Dieses ungeheuere Thier wälzt sich gern in schlammigen Wassern herum, und wenn alsdann seine rauhe Haut mit Schlamm ganz überzogen ist, so kriecht es auf das Ufer, wo sich sogleich ganze Schwärme von Würmern und andern lebenden Wesen auf demselben festsetzen. Durch diese wird nun eine Menge kleiner Vögel herbeigelockt, die sich auf allen Theilen von dem ungeheuern Körper des Unthiers niederlassen, während sich dasselbe in der Sonne wärmt und mit weit offenstehendem Rachen schläft. — Die Boa-Schlangen, die in den Wäldern von Java gefunden werden, sind um nichts kleiner und auch nicht weniger furchtbar als das Krokodill. Manche unter ihnen sind über dreißig Fuß lang und man versichert, daß sie im Stande sind, ein Büffelkalb und die allergrößten Schweine ganz zu verschlingen; alsdann aber hängen sie sich mit dem Schwanze an einen hohen Baum auf und bleiben hier so lange in einem Zustande von Erstarrung hängen, bis die verschluckten Thiere verdaut sind. In diesen Wäldern giebt es auch eine große Menge von den wilden Igeln, dem Erinaceus Malaccensis, in deren Gallenblase zuweilen ein Stein gefunden wird, dem die Portugiesen den Namen Pedra da Porco beigelegt haben. Diesem Steine schreiben die Holländer eine Menge wunderbarer Eigenschaften zu. Wenn man ihn ungefähr eine Stunde in ein Glas Wein legt, so theilt er seine Kraft dem Getränke mit, und dieses wird dadurch ihrer Meinung nach ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Arten von Gift, gegen Verstopfungen, Fieber und eine Menge anderer Krankheiten. Daher wird auch der Pedra da

Porco in allen Häusern gefunden, und dient überall zu einer Familien=Arzenei.

Eine besondere Art von wilden Schweinen, der Babirussa oder Hirsch=Eber, wird ebenfalls in den Wäldern von Java häufig gefunden. Die Naturforscher haben lange nicht ausfindig machen können, was die Natur, die nichts ohne weise Absicht thut, für einen Zweck dabei gehabt haben kann, daß sie diesem Thiere ein Paar lange Hauerzähne gegeben hat, deren Spitzen auf eine solche Art einwärts gekrümmt sind, daß das Thier sie offenbar weder zum Angriff noch zur Vertheidigung, weder zur Gewinnung seiner Nahrung noch zu einer Hülfe, um die auf eine andere Art gewonnene zu verzehren, gebrauchen kann. Da jedoch die Natur durchaus nichts vergebens gethan hat, so mußte man auch irgend einen Nutzen von diesen Hauerzähnen des Babirussa ausfindig zu machen suchen. Endlich wurde auch wirklich von Jemand, ich besinne mich aber nicht von wem, die Entdeckung gemacht, daß das Thier gerne aufrecht stehend schläft, es dieses aber wegen seines großen, schweren Kopfes nicht thun könnte, wenn es denselben nicht an den Ast eines Baumes oder eines Strauches, den es mit seinen Fangzähnen, die bei dieser Gelegenheit die Stelle von Haken vertreten, erreichen kann, gewissermaßen aufhienge. Diese Entdeckung ist wenigstens sehr sinnreich und mag auch vielleicht richtig seyn; allein in diesem Falle müssen sich die Gewohnheiten dieses Thieres nach den Lokalumständen sehr verändern, denn das nämliche Thier, oder wenigstens eine Abart von demselben, die ihm so vollkommen ähnlich ist, daß

in keiner Beschreibung und in keiner Abbildung, die ich jemals davon gesehen habe, nur der allergeringste Unterschied zu erkennen ist, wird auch sehr häufig in den Wüsten des südlichen Afrika's gefunden, wo es doch in einem Umkreis von mehr als 20 teutschen Meilen weder einen Baum, noch einen Strauch giebt, außer vielleicht einigen wenigen verbutteten Heide-Pflanzen oder eingeschrumpften Immortellen, die in dem ausgebrannten dürren Boden hin und wieder zerstreut sind. Ich bin oft auf die Jagd dieser Thiere ausgegangen und habe sehr viele derselben erlegt, und zwar immer in solchen Gegenden, wo es ihnen zuverlässig nicht möglich gewesen wäre, irgend einen Pflock, geschweige denn einen Baum zu finden, um ihren Kopf daran aufzuhängen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle wilden Thiere, die es in so großer Menge auf dieser Insel giebt, hier anführen wollte; ich nenne daher nur noch die Leoparden, wilden Katzen, Eichhörnchen und Affen, welche letztere, von dem Ourang-Outang an bis zu dem kleinen fliegenden Lemur, in zahllosen Heeren daselbst vorhanden sind. Die Javaner behaupten, daß zwischen einer besondern Art von Affen, die den Namen Wow-Wow führt, und ihnen selbst eine förmliche Sympathie herrsche; es ist nämlich eine Tradition bei ihnen, daß ihre Voraltern ursprünglich aus dieser Art von Affen entstanden wären.

Die Insekten sind hier, wie in allen heißen Erdstrichen, ebenfalls sehr zahlreich und die zahllosen Heere

von Schlangen, Centipeden, Skolopendern, Skorpionen und Spinnen, nebst den weißen Ameisen, den Musquiten und tausend andern gefährlichen, lästigen und ekelhaften Insekten schwärmen beständig in den Straßen und Häusern umher, und auch die Schlafzimmer können nicht hinlänglich genug vor ihnen verwahrt werden. Der Stich des Skorpions wird hier für sehr gefährlich und sogar zuweilen für tödtlich gehalten. Die Javaner sind jedoch, eben so wie die Hottentotten in Afrika und die alten Römer, fest überzeugt, daß die Wunde nur durch die topische Auflegung des nämlichen Thieres, das sie verursacht hat, geheilt werden kann. In den dick verwachsenen Wäldern auf der Insel ist eine giftige Art von Spinnen sehr gewöhnlich. Ihr Körper hat beinahe zwei Zoll im Durchmesser und ihre Vorderfüße oder Klauen sind beinahe vier Zoll lang; sie ist schwarz von Farbe, hat ein rothes Maul und ist über und über mit Haaren bedeckt. Als wir auf dem Vorgebirge Anjerie durch die Wälder reiseten, fielen uns die Gewebe dieser Spinne sehr zur Last, denn sie sind so stark, daß kleine Vögel sich häufig in denselben verwickeln, und wie in künstlichen Netzen gefangen werden. Es sagte mir einmal ein vornehmer Herr zu London, daß er sich sehr gewundert habe, in einem so schätzbaren Buche, wie die authentische Beschreibung der Gesandtschaft nach China von Staunton ist, so wunderbare und so unglaubliche Erzählungen von der Stärke von Spinnweben zu finden. Ich versicherte ihn hierauf, daß ich ihm von den Spinnen, die diese Gewebe verfertigten, noch etwas weit Wunderbareres erzäh-

len könnte, nämlich daß die Nägel an ihren Vorderklauen so groß und stark wären, daß man sie zu Batavia allgemein, in goldene oder silberne Handgriffe eingefaßt, als Zahnstocher zu gebrauchen pflege. Wahrscheinlich mag mich aber der gnädige Herr von diesem Augenblicke an ebenfalls unter die lügenhaften Reisenden gerechnet haben.

Es ist überflüssig, hier noch anzuführen, daß die Wälder und Berge von Java eine zahllose Menge der mannichfaltigsten Vögel enthalten, von dem großen Kasuar an bis zu dem kleinen Kolibri, der nicht größer als eine Biene ist. Ob aber gleich die Vögel in Java im Ganzen genommen in Rücksicht ihres Gefieders mit dem in Süd-Amerika, das unstreitig das prächtigste ist, so auf der ganzen Welt gefunden wird, nicht verglichen werden kann, so giebt es doch auch daselbst einige vorzüglich schöne Lori- und Papageien-Arten. Von dem äußerst schönen Vogel, dem Argus-Phasan, nahmen wir mehrere sehr wohl erhaltene Exemplare mit nach Europa; man versichert jedoch, daß man ihn selten lebendig aus den Wäldern herausbringe. Der feuerfarbige Phasan, die Krontaube, die mancherlei Paradiesvögel, die verschiedenen Arten des Oriolus oder der Gold-Drossel, der Alcedo oder die Seeamsel, und, um nun auch auf die kleinern Vögel zu kommen, die javanischen Sperlinge oder Reißvögel, sind in der That schön genug, um in der Klasse des Thierreichs, in welche sie gehören, einen ausgezeichneten Platz zu verdienen.

Nachdem ich nun einen, wiewohl nur sehr oberflächlichen Blick auf die meisten merkwürdigen Produkte von Java geworfen habe, so will ich in dem folgenden Kapitel einen allgemeinen Umriß von dem Charakter und der körperlichen Bildung der verschiedenen Völker, von denen Batavia bewohnt wird, zu entwerfen suchen.

Achtes Kapitel.

Batavia.

Erster Besuch bei dem holländischen Gouverneur. — Van Weegermann's Villa und Mittagessen daselbst. — Ball und Abend-Essen bei dem Gouverneur. — Lebensart der Holländer. — Folgen davon. — Die Chinesen. — Industrie und Wohlstand derselben. — Eifersucht der Holländer auf sie, und schreckliche Wirkungen davon. — Javaner, ihre Lebensart, ihre Gebräuche und ihr Zustand. — Ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken. — Ihre wahrscheinliche Abstammung von den Hindus. — Ihre Religion. — Ihr Glauben an die Seelenwanderung. — Die Malayen. — Ihr Charakter und ihre Rachsucht. — Leidenschaft für das Spiel. — Beispiel von der wilden Grausamkeit der Malayen. — Sklaven von verschiedenen Nationen, ihre Anlagen, Charakter, Zustand und Beschäftigung.

Wenn ein Fremder zufälliger Weise zur Mittagszeit zuerst nach Batavia kommt, so muß er glauben, die Stadt sey von allen Einwohnern gänzlich verlassen wor-

den. Alle Hausthüren und Fenster sind um diese Zeit verschlossen, und man sieht durchaus Niemand in den Strassen, als vielleicht einige wenige Sklaven. Kommt man aber des Morgens oder des Abends dahin, so findet man in den Hauptstraßen ein unermeßliches Gewühl von Menschen, die sowohl durch Gesichtsfarbe, als durch Kleidertracht gänzlich von einander verschieden sind, und einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Man sieht hier jede mögliche Farben = Schattirung, von der bleichen Farbe des kränklichen Europäers an, durch die zahllosen Abstufungen von Braun und Gelb hindurch, bis zu der pechschwarzen Farbe des Malabaren; nur allein die europäische Rosenfarbe der Gesundheit ist nirgends zu finden. Eben so verschieden als die Farbe, ist auch der Anzug der mancherlei Nationen, sowohl in Rücksicht des Schnitts, als des Stoffes, woraus er verfertigt ist. Diejenige Klasse der Einwohner, die eine vollkommene Oberherrschaft über die Insel behauptet, ist der Anzahl nach bei weitem die geringste; auch ist es ein seltener Fall, daß man einen Wel edele hoog gebooren Hollander, (Wohledeln, Hochgebornen Holländer,) sich so weit herablassen sieht, daß er zu Fuß durch die Straßen geht. „Niemand aus Europa, pflegen sie zu sagen, als Engländer und Hunde, gehen in Batavia zu Fuß." Zeigt sich aber eine Gelegenheit, wo sie nicht anders können, als sich dieser Beschwerde zu unterwerfen, so ziehen sie jedesmal ihr großes Staatskleid von Sammt an, und lassen eine lange Reihe von Sklaven hinter sich hergehen; sie fühlen es nämlich sehr gut, wie schlechterdings nöthig es ist, daß sie sich in einer Lage, wo die Macht nur idealisch ist, ein äußeres Ansehen zu geben

suchen, welches Achtung und Ehrfurcht einflößt. Armenier hingegen, Perser und Araber, die immer ernsthaft und bloß auf ihre Geschäfte bedacht sind; halbbürtige Kaufleute aus den verschiedenen Häven von Hindostan; besonders aber Chinesen, wovon die einen in langen atlassenen Kleidern einhergehen, und ihre Haare in Zöpfe geflochten haben, die bis auf die Fersen herab hängen, die andern aber, die ihre Waaren zum Verkauf ausrufen, oder auf ihre verschiedenen Professionen Arbeit suchen, kurze Jacken, und lange weite Schifferhosen an, und große Hüte, die ihnen zu Sonnenschirmen dienen, auf dem Kopf haben; ferner Javaner, die sorglos herum schlendern, als wenn alles, was um sie her vorgeht, ihnen vollkommen gleichgültig wäre; freie Malayen, mit halb weggewendeten Augen, die alles, was ihnen vorkommt, mit argwöhnischen Blicken ansehen; und endlich Sklaven von allen Nationen, und aus allen Ländern des Orients, die gezwungen sind, immer auf dem nämlichen Wege zu gehen, der für das Fuhrwerk bestimmt ist; — alle diese findet man des Morgens und Abends in zahlloser Menge, und durch einander lärmend in den Straßen von Batavia.

Ich würde die Gränzen, die ich mir bei diesem Werke vorgeschrieben habe, überschreiten, wenn ich die Sitten und besondern Gebräuche von einem jeden dieser Völker ausführlich und umständlich beschreiben wollte. Dagegen muß ich aber einen solchen allgemeinen Umriß von dem Charakter und den Verhältnissen der Holländer, der Chinesen, der Javaner, der Malayen und der Sklaven zu entwerfen suchen, daß meine Leser dadurch in den Stand

gesetzt werden, die eigentliche wahre Lage zu beurtheilen, worin sich in ihren Verhältnissen zu einander alle diese Völker zu Batavia befinden. Diese große Stadt ist werth näher gekannt zu werden, denn sie war einst unermeßlich reich, und hat sich aus einem elenden Dorfe, das nur aus Strohhütten bestand, durch die kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen der Holländer, in den glücklichen Tagen ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu einem außerordentlich hohen Grade von Pracht und Reichthum empor geschwungen.

Bei unserm ersten Besuche zu Batavia wurden wir in großer Ceremonie an dem äußern Thore des Forts von dem alten Gouverneur Van Alting, in Begleitung der sämmtlichen Wel edele Heeren, die den Rath von Indien ausmachten, empfangen. Wir hatten aber hierbei sammt und sonders die schrecklichste Hitze auszustehen; denn zufälliger Weise war es gerade in der Mittagsstunde, die Sonne stand senkrecht über unsern Köpfen, und es rührte sich kein Lüftchen; das Quecksilber im Fahrenheitischen Thermometer stand im Schatten auf 89°. — Nachdem unter freiem Himmel gegenseitig eine Menge Komplimente gemacht, und alle Ceremonien gehörig beobachtet worden waren, so wurden wir endlich in einen ziemlich kleinen Saal geführt, in welchem sich nur auf der einen Seite zwei Fenster befanden, die mit dicken wohlgenährten Männern besetzt waren, deren Anzug aus Kleidern von schwerem Sammt und mit Steifleinwand starr und steif gemacht, bestand. In diesem kleinen Saale, und umringt von diesen dik-

ken, warmgekleideten Herren, setzten wir uns an eine mit karmesinrothem Sammt bedeckte Tafel nieder, und zwar auf Stühle, die ebenfalls mit solchem Sammt überzogen und mit Federn ausgestopft waren. Ob aber gleich dies schon allein hinreichend gewesen wäre, um uns vor Hitze zerfließen zu machen, so wurden doch zum Ueberfluß auch noch zwei oder drei kleine Kohlbecken mit glühenden Kohlen auf den Tisch gesetzt, damit diejenigen Herren, die etwa eine Pfeife Tabak rauchen wollten, sie daran anzünden konnten. Hierbei wurde unter der Gesellschaft Tabak, Wein, gebrannte Wasser und Kuchen herum gereicht.

Zum Glück dauerte diese Scene nicht lange, und gehörte nur zum Ceremoniel des ersten Empfangs. Sobald wir aufgestanden waren, so verließen wir sogleich das Schloß, und begaben uns nach dem Landhause des Herrn Van Weegermann, der das zweite Mitglied des Raths von Indien war. Wir fuhren in kleinen Kutschen dahin, wovon jede mit zwei Kleppern bespannt war, und von einem schwarzen Kutscher geführt wurde, der auf einem hohen Bocke saß, und mit seinem großen dreieckigen Hute, und seiner ungeheuer langen Peitsche keinen unbedeutenden Theil des stattlichen Fuhrwerks ausmachte. Das Landhaus lag kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt; wir fuhren bei unserer Ankunft über eine Zugbrücke, die über einen, das Landhaus umringenden Graben geschlagen war, und sowohl zur Zierde, als zum Schutz dienen sollte. Hinter dem Hause war ein großes Stück Land mit vielem Prunke zu ei-

ner Art von Lustgarten angelegt, der, was uns in einem solchen Klima höchst unverständig zu seyn schien, mit Kanälen und Fischteichen, oder um bestimmter zu reden, mit Lachen und Gossen, in denen sich schlammichtes Wasser befand, durchschnitten war. Außerdem war jedoch der Garten mit allen Arten von tropischen Früchten reichlich versehen, und wir fanden auch mehrere der Insel eigenthümliche, sehr seltene Pflanzen darin. Die Pomeranzenbäume, die eine außerordentliche Höhe hatten, die Pompelmuße und die Mango's waren mit Früchten überladen, und die ganze vegetabilische Welt schien sich daselbst eines üppigen Wachsthums zu erfreuen, außer nur einige wenige, sehr kränkliche, europäische Pflanzen, die hin und wieder in Blumentöpfen schmachteten. Als ich unserm Wirthe die Bemerkung machte, daß sich die Natur äußerst gütig gegen die Insel gezeigt, und sie mit einem überschwenglichen Reichthum ihrer köstlichsten Gaben gesegnet habe, so gab mir derselbe zur Antwort: „ya Mynheer, „het is wel waäre; Ja, mein Herr! es ist sehr wahr, wir „haben alles Mögliche im Ueberfluß; und doch," setzte er hinzu, „het is een vervloekt Land, es ist ein verfluchtes „Land, worin wir, um das Beste davon zu sagen, bei jeder Mahlzeit Gift essen, und Pestilenz trinken." Worin nun aber dieses Gift und diese Pestilenz bestanden, wird man aus einer kurzen Beschreibung von des Herrn Van Weegermann's Mittags-Mahlzeit am besten beurtheilen können.

Wir hatten kaum den Fuß ins Haus gesetzt, als eine lange Reihe von Sklaven erschien, die Wein, Genever

oder Wachholder-Branntwein, mehrere andere abgezogene Wasser, mancherlei Backwerk und Zuckereingemachtes herum reichten; diese Ceremonie wurde bei jedem neu ankommenden Gaste wiederholt. Nach einigen Stunden wurde das Signal zur Mahlzeit gegeben, und zwar dadurch, daß drei Sklavinnen in den Saal traten, wovon die eine ein großes silbernes Becken, die andere ein Gefäß von demselben Metall voll Rosenwasser, um die Hände damit zu waschen, und die dritte eine Menge Servietten zum Abwischen trug. Da die Gesellschaft sehr zahlreich und die Witterung vorzüglich heiß war, so wurden nunmehr die sammtenen Kleider und die großen gepuderten Perucken bei Seite gelegt und an deren Stelle kurze Jakken von Dimitty oder Basin angezogen, und mousselinene Nachtmützen auf den Kopf gesetzt; in diesem Anzuge gieng es nun an Tisch. Ich habe in Europa in meinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal eine Tafel mit allem demjenigen so überschwenglich beladen gesehen, was van Weegermann Gift und Pestilenz zu nennen beliebte. Gekochte und gebackene Fische, Vögel auf alle mögliche Art zubereitet, Truthähne und fette Kapaunen, gekochtes, gebratenes und gedämpftes Rindfleisch, Suppen, Pillaus, Puddings, Eierfladen und alle Arten von Pasteten standen in solcher zahllosen Menge auf der Tafel, daß die Schüsseln kaum alle Platz hatten. Demungeachtet war eine gewisse Ordnung dabei beobachtet, und von allen Gerichten waren immer zwei aufgetragen; hiernach stand z. B. ein Putthahn auf der einen Seite seinem Bruder Putthahn auf der andern, und ein Kapaun einem Kapaun gegenüber. Hinter dem Stuhle eines jeden Gastes stand

ein Sklave, und außer diesen waren noch viele andere beschäftigt, Wein, Genever, holländisches und dänisches Bier herum zu reichen. Von allen diesen Getränken genossen die Holländer im Uebermaaße, denn sie haben allgemein den Glauben, daß, je mehr sie die Ausdünstung befördern, desto mehr verhindern sie die Wirkungen des Giftes und der Pestilenz. Auf dieses Essen folgte ein unvergleichlicher, eben so reicher Nachtisch, der aus chinesischen Pasteten, einer Menge von mancherlei Obst und in vielerlei Arten von Zuckereingemachtem bestand. Es befand sich kein einziges Frauenzimmer in der Gesellschaft, denn Herr van Weegermann war ein Hagestolz und begnügte sich mit einem Harem von Sklavinnen, deren Anzahl sich ungefähr auf fünfzig belief. Sie waren fast aus allen Nationen des Orients ausgesucht, und man fand unter ihnen alle Arten von Gesichtsfarben, von der bleichen, kränklichen eines gedörrten Tabaksblattes bis zur glänzenden Politur des schwarzen Marmors. Während des Essens ließ sich eine Bande malayischer Musikanten in der Viranda hören.

Sobald man von Tische aufgestanden war, so begaben sich die Holländer sogleich in ihre Betten, um sich durch einige Stündchen Schlaf von den Strapazen des Essens und Trinkens wieder zu erholen, und sich dadurch auf eine weit ernsthaftere Mahlzeit, die noch nachfolgen sollte, vorzubereiten. Das Mittagessen wird nämlich bei ihnen bloß für eine Vorbereitung zum Abendessen, durch die sie ihren Appetit reizen wollen, gehalten. Zufälliger Weise war dieser Tag, wo wir zum ersten Male

nach Batavia kamen, ein großer Festtag; es war nämlich der 8te März, der Geburtstag des Prinzen von Oranien, und dieser sollte in dem Landhause des Gouverneurs gefeiert werden, wo zu diesem Ende ein äußerst prächtiges Fest veranstaltet worden war. Hier hatten wir Gelegenheit, eine Pracht und eine Verschwendung mit anzusehen, die nur durch den Reichthum und die Produkte des Orients möglich gemacht werden kann. Die Belustigungen außerhalb des Hauses bestanden in einem prächtigen Feuerwerk, das theils nach europäischem, theils nach chinesischem Geschmacke verfertigt war; es wurde mitten in einem großen Garten abgebrannt, dessen sämmtliche Gänge mit vielen Tausend gemalten chinesischen Laternen phantastisch erleuchtet waren, die wie Blumen-Schnüre an den Aesten der Bäume befestigt und mit Kränzen von natürlichen und künstlichen Blumen mit einander verbunden waren. Diejenigen unter uns, die niemals Gelegenheit gehabt hatten, einem Vauxhall in London beizuwohnen, waren über diese Illumination ganz entzückt; allein so glänzend und schön sie auch in der That war, so kam sie doch bei weitem dem prächtigen Schauspiele nicht gleich, das an den Ufern der Themse alle Zuschauer mit Freude und Frohsinn erfüllt. In mehreren Gegenden dieses batavischen Gartens waren Banden von Musikanten hin postirt, von denen einige Malayen, andere aber Teutsche waren, die zur Garnison gehörten. Gegen dem Hause über war eine lange Reihe von Buden aufgeschlagen, in welchen alle Possen eines holländischen Jahrmarktes vorgestellt wurden; am interessantesten für uns waren zwei oder drei Theater, die sich unter diesen Buden befanden; auf

denselben waren schon bei unserer Ankunft chinesische Komödianten damit beschäftigt, das um sie versammelte Volk zu belustigen, und eben so fuhren sie auch ohne Unterlaß die ganze Nacht hindurch zu spielen fort.

Nachdem wir an dem Feuerwerke und dem Jahrmarkt unsere Neugierde hinlänglich befriedigt hatten, so begaben wir uns in den Ball-Saal, wo die Frauenzimmer schon versammelt waren, und hier wurden wir durch den Anblick einer Pracht überrascht, die wenigstens durch ihre Sonderbarkeit, wenn auch nicht durch ihre geschmackvolle Schönheit, unsere Aufmerksamkeit mit Gewalt auf sich zog. Der Leser denke sich einmal selbst etliche und achtzig bis neunzig Frauenzimmer, die in einem langen, ziemlich schmalen Saale, in den prächtigsten Kleidern von den allerfeinsten Mousselinen, die nur in Indien gefunden werden, mit Gold und Silber überhängt, und funkelnd von Rubinen und Diamanten, rings herum an den Wänden saßen; — er stelle sich eine gleiche Anzahl kleiner Sklavinnen vor, die zu den Füßen ihrer Gebieterinnen auf der Erde saßen und, den Schmuck ausgenommen, beinahe eben so prächtig gekleidet waren, als diese selbst; — hierzu denke er sich in Gedanken ungefähr vierzig bis fünfzig große, glänzende, messingene Leuchter, gleich denen, die man häufig in den katholischen Kirchen auf den Hochaltären sieht, die unmittelbar vor diesen strahlenden Schönheiten in einer Reihe auf der Erde standen und wie eben so viele Spiegel die glänzenden Gegenstände, die sich gegen ihnen über befanden, wieder zurück warfen; — endlich stelle er sich

noch eine, wenigstens gleich starke, Anzahl von Herren vor, die alle ihre größten Staatskleider von prächtigem Sammt, mit ähnlichen Beinkleidern, Beutelperucken und langen Degen an hatten; — wenn er sich nun alle diese verschiedenen Gegenstände in einem langen, schmalen, einfach meublirten Saale vereinigt vorstellt, so wird er sich einen ziemlich richtigen Begriff von dem Anblick machen, der uns beim Eintritt in den Ball-Saal des Gouverneurs zu Batavia überraschte. Aus Liebe für die morgenländischen Schönheiten sollte ich jedoch meine Erzählung hier abbrechen, denn wenn ich mich in eine noch etwas umständlichere Beschreibung einlasse, so kann ich es nicht vermeiden, einen ziemlich beträchtlichen Schatten auf die glänzende Scene zu werfen. Die dunkle Gesichtsfarbe aller dieser Frauenzimmer verräth offenbar ihre nahe Verwandtschaft mit einigen orientalischen Nationen. Ihre kohlschwarzen Haare, die gleich dem der Chinesen und der Malayen von einer Menge Kokosnuß-Oel trieften, waren rings um den Kopf herum glatt in die Höhe gestrichen und auf dem Wirbel mit einer goldenen Nadel in einen Knoten befestigt. Auch hatte der größere Theil von diesen dunkelfarbigen Schönheiten, eben so wie die Malayen, die liebliche Gewohnheit, daß sie beständig Areka-Nüsse und Betel kauten; durch die nothwendige Folge hiervon lernten wir auch bald den Irthum einsehen, in den wir in Rücksicht der katholischen Altarleuchter verfallen waren. Diese waren nämlich weiter nichts als die Spucknäpfe dieser Frauenzimmer, denen der feinere Theil der Holländer den Namen Quispedoors beilegt. Die batavischen Schönheiten mögen aber aus dem Kauen dieser

ihrer Lieblings-Specerei noch so viele wahre oder vermeinte Vortheile ziehen, so ist doch die Wirkung, die dasselbe hervor bringt, und besonders der Anblick ihres dadurch verunstalteten Mundes jedem Fremden im höchsten Grade auffallend, ekelhaft und wirklich ein ganz unfehlbares Gegenmittel gegen jede zärtliche Leidenschaft.

Die Perlen und Diamanten, womit die glänzend schwarzen Haare der Frauenzimmer so überreichlich durchflochten waren, nahmen sich auf diesem Grunde sehr vortheilhaft aus; diejenigen aber unter ihnen, deren Vermögensumstände es nicht erlaubten, daß sie sich eben so wie ihre reichern Nachbarinnen mit Juwelen überhängen konnten, hatten ihre Zuflucht zu einem weniger glänzenden aber weit lieblichern Schmuck genommen und ihre Haare mit Kränzen von wohlriechenden Blumen, nämlich mit dem Nycthantes oder dem arabischen Jasmin, der hier den Namen Sambac führt, mit der Plumeria, der Michelia Tschampaca und dem Polianthes oder der Tuberose durchflochten. Der ganze Saal war mit dem starken Geruch dieser und noch anderer köstlicher Blumen angefüllt, allein unglücklicher Weise mischte sich unter diese balsamischen Düfte auch der weit weniger angenehme Geruch des Kokus-Nußöls. Die Tochter des Gouverneurs, die von Seiten ihrer Mutter von dunkler Abkunft war, hatte sich so sehr mit Juwelen überladen, daß nach der Taxe, die mir einer der anwesenden Holländer ins Ohr raunte, das Mädchen, so wie es da stand, zum mindesten 30,000 Rthlr. werth war.

Uebrigens sind alle diese Damen, die sich so prächtig schmücken, wenn sie in Gesellschaft gehen, zu Hause durchaus nicht anders als ihre Sklavinnen angezogen; sie tragen nämlich beständig lange weite Kleider von gedruckten, buntfarbigen, baumwollenen Zeuchen, und gehen dabei immer mit bloßen Köpfen, bloßen Hälsen, nackten Beinen und nackten Füßen herum. Ihr einziges Bestreben zu Hause besteht darin, daß sie sich beständig in einem kühlen und vollkommen wohl behaglichen Zustande zu erhalten suchen; hierdurch aber, und weil sie überhaupt eine weit mäßigere Lebensart führen, ist die Sterblichkeit unter dem weiblichen Geschlechte zu Batavia bei weitem nicht so groß als unter dem männlichen.

Bald nach Mitternacht wurde in dem großen Saale ein prächtiges Abendessen aufgetragen, das, wie man sich von selbst denken kann, aus den feinsten und kostbarsten Produkten bestahd, welche die vereinigten Vorrathshäuser von Europa und Asien herbei zu schaffen im Stande waren. Die Gesellschaft war zum wenigsten 150 Personen stark. Der alte Gouverneur, der so wie die übrigen Holländer, sein sammtenes Staatskleid bisher beständig anbehalten hatte, legte dasselbe, als man zur Tafel gieng, nebst der Perrucke ab, und setzte sich in einem leichten mousselinenen Jäckchen und einer Nachtmütze zu Tische. Auch viele von den Frauenzimmern folgten seinem Beispiele; sie legten ihre glänzenden Kleider ab und kamen in kurzen Jäckchen von Basin wieder zum Vorschein. Diese fröhlichen Wesen ließen es sich bei der Tafel besonders sehr angelegen seyn, daß den Fremden mit Weinen aller Art ge-

hörig zugetrunken wurde, und auch sie selbst blieben hierbei nicht zurück, sondern thaten redlich Bescheid. Einige von den ältern Damen blieben auch alsdann noch bei Tische sitzen, als die jüngern schon wieder in den Tanzsaal zurückgekehrt waren, in welchem nunmehr, statt der vorigen Kontre-Tänze, nichts als schottische Reels, Bauern- und Matrosen-Tänze getanzt wurden. Ein batavischer Offizier, der ein geborner Schottländer war, ließ die Leichtigkeit und Gelenkigkeit seiner schindeldürren Beine in einer Sarabande sehen, und wurde dabei von den Damen, die nur selten Gelegenheit gehabt hatten, solche flinke Kapriolen mit anzusehen, ausnehmend bewundert und mit Beifallsbezeigungen überhäuft. Man belustigte sich überhaupt so gut, daß es vier Uhr des Morgens war, ehe die Gesellschaft ans Fortgehen dachte.

Auch ohne mein Bemerken wird man von selbst einsehen, wie wenig die bisher beschriebene Lebensart einem Aequinoktial-Klima angemessen ist. Die Holländer, deren herrschendes Laster in Europa der Geiz ist, legen alle ohne Ausnahme, sobald sie sich in dieser ungesunden Kolonie Wohlstand und Reichthum gesammelt haben, diesen Fehler ihres Charakters ab, und scheinen nicht mehr zu essen um zu leben, sondern zu leben um zu essen. Ihr allgemeiner Wahlspruch ist: „Laßt uns essen und trinken, denn Morgen sterben wir!" Sie beobachten zwar noch die alte vaterländische Regel, daß sie des Morgens ziemlich früh aufstehen, allein dies geschieht nicht um die kühlen, erquickenden Morgenlüfte zu genießen, oder um eine mäßige körperliche Bewegung zu machen, sondern bloß um das

Tagewerk von Essen und Trinken desto zeitiger anfangen zu können. Das erste, was sie vornehmen, besteht gewöhnlich darin, daß sie ein Glas Genever trinken, und hierauf folgt alsdann der Kaffee und eine Pfeife Tabak. Wenn der Magen hierdurch gehörig gestärkt ist, so schlendern sie in einem leichten Schlafrock, der nachlässig über die Schultern geworfen ist, in der Nachtmütze und in Pantoffeln, in dem großen Saal ihres Hauses, oder wenn sie auf dem Lande wohnen, in der Viranda herum, bis um 8 Uhr. Dies ist allgemein die Zeit des Frühstücks, welches regelmäßig in einer sehr nachhaltigen Mahlzeit von Fleisch, Fischen und Geflügel, in Curries, Eiern, Reiß, starkem Bier und gebrannten Wassern besteht. Der Currie und der Reiß dürfen bei keiner von ihren Mahlzeiten und in keiner Jahreszeit fehlen, denn sie halten dieselben für vortreffliche Reizmittel für den Magen. Ihre eigentlichen Geschäfte nehmen ihnen selten mehr als zwei Stunden des Tages weg, nämlich von zehn bis zwölf Uhr, um welche letztere Stunde sie alsdann regelmäßig zu Mittag essen, und diese Mahlzeit ist um ein Beträchtliches derber, und noch nachhaltiger als das Frühstück. Von Tisch weg begeben sie sich sogleich zu Bette, und bleiben bis gegen fünf Uhr des Abends unsichtbar; alsdann stehen sie wieder auf, und treffen Anstalten spazieren zu fahren. Hierbei sitzen in den offenen Schlägen ihrer kleinen bedeckten Wägelchen, und zwar auf den Tritten derselben mehrere Sklaven oder Sklavinnen, je nachdem ein Herr oder eine Dame spazieren fährt.

In den beiden Stunden von sieben bis neun Uhr wer-

den der Regel nach Besuche angenommen und abgestattet; sie spielen dabei in der Karte, trinken Wein und rauchen Tabak. In der trockenen Jahreszeit haben diese Abendpartieen gewöhnlich in den kleinen Sommerhäusern statt, die, wie ich schon oben angeführt habe, an dem Ufer der Kanäle, von denen die Stadt durchschnitten ist, erbaut sind, und in welchen man nicht nur beständig die ekelhafte Ausdünstung, die von dem fast gänzlich stehenden Wasser aufsteigt, einathmen muß, sondern worin man auch von Myriaden Musquiten und anderen Insekten, deren zahllose Fortpflanzung das Klima, das schlammige Wasser und die immer grünen Bäume, womit dasselbe eingefaßt ist, vorzüglich begünstigen, auf das allerschrecklichste gequält wird. Demungeachtet haben die Einwohner eine solche leidenschaftliche Vorliebe für ihre Kanäle und ihre Bäume, daß einmal durch den bloßen, in dem hohen Rathe von Indien geschehenen Vorschlag, die erstern auszufüllen, und die letztern abzuhauen, beinahe ein allgemeiner Aufstand in der Stadt erfolgt wäre. Allein sowohl diese Insekten, so lästig sie auch sind, als auch der Gestank des Wassers, sind noch bei weitem nicht die Hauptplagen, denen diese Abendpartieen in den kleinen Sommerhäusern ausgesetzt sind. Es ist nämlich bei den untern Klassen aller Einwohner, den Javanern, Malayen, Chinesen und den Sklaven von allen Nationen allgemeine Sitte, daß sie die hölzernen Stufen, die an diesen Kanälen angebracht sind, hinab steigen, und daselbst ohne alle Ceremonie derjenigen Gottheit huldigen, die wenigstens in Europa gewöhnlich nur insgeheim und im Verborgenen verehrt wird. Beide Geschlechter begegnen sich beständig auf diesem Wege,

ohne daß sie dadurch im mindesten in Verlegenheit gerathen; eben so wenig lassen sie sich auch durch die zahlreichen Gesellschaften in den Sommerhäusern, oder durch die Zuschauer in den Straßen von ihrem Vorhaben abhalten. Gewöhnlich kehren dabei die Mannspersonen dem Wasser den Rücken, die Frauenspersonen aber das Gesicht zu. Hierzu kommt aber noch, daß um diese Zeit des Tages die Kanäle von einer Menge von Männern, Weibern, Mädchen und Kindern, die sich unter einander ohne alle Scheu baden, gleichsam belebt sind. Die Frauenspersonen werden zu Batavia für die besten Schwimmer gehalten, sie plätschern dabei bloß mit ihren Händen, so wie es die vierfüßigen Thiere zu thun pflegen, und streichen nicht aus, wie es in Europa gewöhnlich der Gebrauch ist.

Alle diese Bequemlichkeiten und Belustigungen, wozu die Kanäle Gelegenheit darbieten, und die alle ohne Scheu vor den Augen der zu ihrem Vergnügen an dem Ufer versammelten Gesellschaften vorgenommen werden, sind jedoch sämmtlich, so grob und unschicklich sie auch seyn mögen, noch lange nicht so ekelhaft, als ein in der Stadt allgemein herrschender Gebrauch, der unmittelbar nach denselben statt hat. Ich habe irgendwo die Bemerkung gelesen, daß wenn sich ein Engländer ein Haus baut, er zuerst den Plan zur Küche, ein Holländer aber den zum heimlichen Gemach entwirft. Die Holländer in Batavia hingegen haben, eben so wie die guten Einwohner von Edinburg, darauf gesonnen, wie sie diese Art von Bequemlichkeit ganz entbehren können, und ich habe sie zwei verschiedene Gründe dafür anführen

hören. Der eine bestand darin, daß wegen der Hitze des Klima's sehr bald durch die vielen heimlichen Gemächer die gefährlichsten Faulfieber in der Stadt entstehen könnten; der andere aber, daß die große Bandicut-Ratte, von der ich in dem vorigen Kapitel gesprochen habe, sich bald in so großer Menge in diesen Tempeln einfinden würde, daß beide Geschlechter, besonders aber das männliche, es nicht mehr wagen dürften, sich dahin zu begeben. Der erste von diesen Gründen aber ist albern und der andere lächerlich. Anstatt nun solcher besonderer heimlicher Gemächer, bedient man sich zu Batavia großer Gefäße, die besonders zu diesem Zwecke in China verfertigt werden, und die oben ziemlich enge, in der Mitte aber sehr weit gewölbt sind. Diese Gefäße bleiben vier und zwanzig Stunden lang unausgeleert in einem Winkel des Hauses stehen; alsdann aber, nämlich um neun Uhr des Abends, um welche Zeit gewöhnlich alle Gesellschaften aufbrechen und sich nach Hause begeben, fangen die chinesischen Sampans, oder Dreckböte, an, in den Kanälen der Stadt herum zu fahren. Auf den wohl bekannten Ruf dieser fleißigen Einsammler alles Unraths kommen die Sklaven aus den auf beiden Ufern gelegenen Häusern mit ihren vollen Gefäßen heraus und leeren dieselben in Masse in die Böte aus. Auf diese Art fahren diese chinesischen Koth-Kärner in ihren Sampans durch alle Kanäle der Stadt hindurch und sammeln von Haus zu Haus zum Besten ihrer Landsleute, welche die einzigen Gärtner in ganz Batavia sind, diese kostbaren Vorräthe ein. Ein solcher Gebrauch in einem solchen Klima muß aber nothwendig für die

Gesundheit eben so nachtheilig seyn, als er unanständig und ekelhaft ist. Das Erstere scheinen jedoch die Holländer nicht zu fühlen und an das Zweite sind sie gewöhnt. Wenn sie einmal zufälliger Weise ein mit den Dünsten dieser Gefäße angefülltes Lüftchen anweht, so machen sie ganz kaltblütig und gelassen die Bemerkung: „daar bloeit de foola nonas horas, da blüht die neun Uhr-Blume!"

Dieses Blühen der neun Uhr-Blume ist das Signal für alle Gesellschaften, aus einander zu gehen; bei ihrer Nachhausekunft setzen sie sich zu einem warmen Abendessen nieder, das schon auf sie wartet, und sobald sie dieses eingenommen haben, so gehen sie sogleich zu Bette. Eine so unmäßige Lebensart, wie die eben beschriebene, muß aber nothwendiger Weise ganz eben solche verderbliche Wirkungen hervorbringen, als „Gift und Pestilenz." Die Eingebornen sterben auch alle in frühen Jahren, und die neuen Ankömmlinge überleben selten, was sie die Auswitterung zu nennen pflegen. Die wenigen, die diese überstehen, werden plump und dickleibig, aber dabei schlaff, schwach und weichlich und geben einen offenbaren Beweis, wie richtig der von Plinius angeführte Grundsatz der Alten ist: „Somno concoquere corpulentiae quam firmitati utilius; — die Verdauung im Schlaf macht dickleibig, aber nicht stark." Eine solche Lebensart in einem solchen Klima muß auch in der That alle körperlichen Kräfte erschöpfen und die Konstitution durchaus zu Grunde richten. Alle Funktionen des Lebens werden durch Luxus, Trägheit

und Wollust zerstört und alle Kräfte des Körpers gänzlich abgenutzt; wenn alsdann ein solches geschwächtes Wesen plötzlich von einer Krankheit überfallen wird, so können seine Nerven derselben keinen Widerstand mehr leisten, und es muß sogleich und oft auffallend schnell ins Grab sinken. Todesfälle von dieser Art haben zu Batavia so häufig statt, daß sie auf die Einwohner fast gar keinen Eindruck mehr machen. Sie sind an dergleichen überraschende Ereignisse gewöhnt, und zucken höchstens die Achseln, wenn sie des Morgens beim Aufstehen erfahren, daß eine Person, mit der sie noch den Abend vorher in anscheinend guter Gesundheit zu Nacht gegessen haben, gestorben ist.

Diese große und schnelle Sterblichkeit zu Batavia hat die sonderbare Folge, daß sehr häufig unerwartete Beförderungen und seltsame Anstellungen in Geschäften statt haben, die von der ursprünglichen Bestimmung der glücklichen Kandidaten gänzlich verschieden sind. Unser Freund Weegermann verließ sein Vaterland als Segelmacher auf einem ostindischen Kompagnie-Schiff. Mehr als einmal haben Barbierer ihre Scheermesser bei Seite gelegt, um die Kanzel zu besteigen, und die dasigen Aerzte bestehen fast alle aus Leuten, die in ihrem Vaterlande sich bloß damit abgegeben haben, Zähne auszuziehen und zur Ader zu lassen.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß es in beiden Ständen von Zeit zu Zeit Männer zu Batavia gegeben hat, die viele Würde des Charakters und ausgezeichnete Ta-

lente besaßen. Allein ein Aequinoktial-Klima ist für das Gedeihen der Künste und Wissenschaften eben so wenig günstig als die Polarländer. Wenn der Geist mit derjenigen Energie, deren er fähig ist, soll arbeiten und seine Kräfte gehörig entwickeln können, so muß der Körper sich in einem Zustande von Wohlbehagen befinden und durch kein Uebermaß von Hitze oder Kälte angegriffen werden. Allein ungeachtet der großen Nachtheile, die mit dem schlechtesten Klima, das sich nur denken läßt, verbunden sind, hat dennoch die Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia schon sechs Oktavbände von ihren Arbeiten durch den Druck bekannt gemacht, und wenn dieselben auch gleich keine besonders tiefe Gelehrsamkeit enthalten, so sind sie doch wenigstens ein überzeugender Beweis von dem löblichen Bestreben der Mitglieder, die Sphäre nützlicher Kenntnisse immer weiter auszubreiten.

Ich komme nunmehr auf diejenige Klasse der Einwohner von Batavia, die an Anzahl und Reichthum die erstere bei weitem übertrifft, nämlich auf die Chinesen. Es erhellt aus den Urkunden dieses Volkes, daß es zuerst im Jahre 1412 eine Kolonie auf der Insel Java angelegt hat. Da sie sich aber in das Land eingedrungen hatten, ohne Eroberer desselben zu werden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von jeher eine strenge Behandlung erlitten und unter einem harten Drucke gelebt haben; demungeachtet aber sind die Einschränkungen aller Art und die Erpressungen ohne Maaß und Ende, die sie heut zu Tage erdulden müssen, eben so unnöthig und unpolitisch als ungerecht. Es ist allerdings ein vortheilhaftes Zeugniß

von ihrer Denkungsart, daß sie den muhammedanischen Malayen und Javanern die Verrichtung ihres Gottesdienstes in dem nämlichen Tempel verstatten, den sie auf ihre eigenen Kosten erbaut und dem Gott ihrer Väter gewidmet haben; daß sie aber von den Holländern hierzu gezwungen worden sind, ist von diesen ein so schmälicher Hohn, als man sich nur einen vorstellen kann. Das chinesische Hospital, das durch freiwillige Beiträge von der Gemeinde dieser Nation erbaut worden ist und noch heut zu Tage bloß allein durch Legate, durch den Gewinn von theatralischen Vorstellungen und Feuerwerken und endlich durch eine kleine Auflage auf Heurathen, Leichenbegängnisse und dergleichen unterhalten wird, steht ebenfalls allen solchen Personen offen, die nichts weder zur Errichtung noch zur Unterhaltung desselben beigetragen haben, und es wird jeder ohne Unterschied, wenn er gleich nicht zu ihrer Gemeinde gehört, darin aufgenommen. Kein Kranker, kein Armer und Freundloser, von welcher Nation er auch immer sey, wird von dieser wirklich bewundernswürdigen Anstalt ausgeschlossen. In Rücksicht auf die Unterhaltung derselben, so wie die des Tempels sind ihre zu liefernden Beiträge ganz ihrer eigenen Willkühr überlassen; allein außerdem ist ihre Industrie in allen möglichen Zweigen von den Holländern mit den schwersten Abgaben belegt. Sie müssen sogar die Erlaubniß bezahlen, daß sie nach vaterländischer Sitte ihre Haare in einen Zopf geflochten tragen dürfen; so wie auch das Recht, ihre grüne Waare auf den Markt zu bringen und die Produkte ihres Bodens und ihrer Manufakturen in den Straßen zum Verkaufe auszurufen. Und doch haben es die Holländer einzig und

allein der Industrie und dem Fleiße dieses Volkes zu verdanken, daß sie nur einigermaßen angenehm und bequem zu Batavia leben können. Die Chinesen ziehen das ganze Jahr hindurch alle möglichen Vegetabilien, die von den Menschen gegessen werden können, und liefern sie auch in solchen Jahrszeiten, wo die unermüdlichste Arbeit und Aufmerksamkeit dazu gehört, um sie zur Reife zu bringen. Sie sind in der ganzen Stadt die einzigen Maurer, Zimmerleute, Schmidte, Maler, Tapezierer, Schneider und Schuhmacher; sie beschäftigen sich ferner mit Branntwein- und Liqueur-Brennen, mit Raffiniren des Zuckers, mit Verfertigung von allerlei Töpferwaare, mit Kalkbrennen u. s. w. und treiben überhaupt alle Arten von Handel und Gewerbe, die schlechterdings nöthig sind, wenn das gesellschaftliche Leben nur einigermaßen erträglich seyn soll. Sie sind außerdem auch die einzigen Lieferanten für alle Bedürfnisse der sämmtlichen Civil- Militär- und Marine-Anstalten der Kolonie; sie sind die Einnehmer aller Zinsen, Gefälle und Abgaben; kurz sie besitzen das Monopol von dem ganzen innern Handel der Insel und, gemeinschaftlich mit den Malayen, ist auch der größere Theil des Küstenhandels in ihren Händen.

Der große Einfluß, der natürlicher Weise aus so vielumfassenden und so wichtigen Geschäften entspringen muß, konnte von einer so schwachen und in Weichlichkeit und Luxus versunkenen Regierung unmöglich lange ohne Eifersucht angesehen werden. Diejenigen Künste aber, deren sich die Europäer, wenn sie in fremden Ländern Kolonieen anlegten, gewöhnlich mit dem glücklichsten Erfolg zu be-

dienen pflegten, und die auch die Holländer gegen die Eingebornen von Java auf eine sehr wirksame Art auszuüben wußten, konnten gegen die chinesischen Kolonisten nicht so angewendet werden, daß man nur im geringsten einen glücklichen Erfolg davon hätte hoffen können. Dieses Volk hat keinen Monarchen, den man durch Unterstützung der Ansprüche eines Usurpators hätte vom Thron stoßen können; auch ist das Interesse ihrer kleinern Oberhäupter viel zu getheilt, als daß man Eifersucht unter ihnen hätte erregen und dadurch den alten Grundsatz: divide et impera, trenne und herrsche, in Ausübung bringen können. Eben so wenig konnten die Herren der Insel hoffen, dieses fleißige und enthaltsame Volk durch den Reiz des ausländischen Luxus von seiner gewohnten Nüchternheit und Mäßigkeit abzubringen; eben diese außerordentliche Enthaltsamkeit, die einen wesentlichen Charakterzug dieses Volkes ausmacht, ließ auch wenig Hoffnung übrig, daß man durch Einführung starker Getränke und berauschender Produkte viel über dasselbe gewinnen würde. Die reichen Chinesen, die keine Art von Aufwand zu scheuen brauchen, bedienen sich zwar des Opiums im Uebermaß, allein dies geschieht doch nur von einem sehr geringen Theil unter ihnen, und die bei weitem größere Masse des Volks macht von diesem Artikel des Luxus nur einen sehr mäßigen Gebrauch. Da nun die Holländer von allen diesen Mitteln keines anwendbar fanden, und doch bei ihrer geringen Anzahl die Ueberlegenheit dieses Volkes in jeder Rücksicht fühlten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem entscheidendern und schneller wirkenden Mittel, um die übermäßige Bevölkerung der Chinesen, die sie mit

Furcht und Sorgen erfüllte, zu vermindern. Sie ließen einen großen Theil derselben über die Klinge springen.

Es ist schon viel über die schrecklichen Auftritte geschrieben worden, die bei dem im J. 1740 erfolgten schändlichen Vorfall statt gehabt haben, allein dennoch ist die Sache noch niemals in ihrem gehörigen Lichte dargestellt worden. Man hat immer den holländischen Gouverneur Valkenaer als die einzige Veranlassung des ganzen Auftrittes angegeben, der höchst aufgebracht darüber, daß er von den chinesischen Oberhäuptern nicht eine beträchtliche Geldsumme für die Erlaubniß, irgend ein besonderes Fest feiern zu dürfen, erpressen konnte, sich dadurch an ihnen zu rächen suchte, daß er sie einer Verschwörung gegen die Regierung beschuldigte. Allein außer dem Gouverneur waren auch noch viele andere Personen mit in diese Angelegenheit verwickelt, und man hat allen Grund zu vermuthen, daß in der Folge diese Helfershelfer, um jede weitere Untersuchung unmöglich zu machen, es für rathsam hielten, den Gouverneur durch Gift aus der Welt zu schaffen. Die Darstellung der Sache, so wie sie sich in den zu Batavia vorhandenen Akten befindet, ist zu albern, als daß sie im mindesten Glauben verdiente. Zufolge derselben soll nämlich ein Chinese, der sich für einen Abkömmling von dem damaligen Kaiser von China ausgab, mit einigen javanischen Fürsten eine Verschwörung angezettelt haben, um die Holländer sämmtlich ums Leben zu bringen; in dieser Absicht hätten sie sich schon eine Anzahl hölzerner Kanonen angeschafft gehabt, um die Stadtmauern damit nieder zu schießen; ihr Plan wäre dahin gerichtet ge-

wesen, daß sie sich der Personen des General-Gouverneurs und des gesammten hohen Rathes von Indien bemächtigen wollten, die alsdann die Sonnenschirmträger des chinesischen Oberhauptes werden sollten; daß die Frauen dieser vornehmen Herren in kleine Stückchen zerhackt und von den Chinesen bei einem zu veranstaltenden feierlichen Feste verzehrt werden sollten; daß an diesem nämlichen Tage des Morgens ein allgemeines Auto da fé über alle Holländer, die ergriffen werden würden, ergehen, auf den Abend aber die sämmtlichen Frauenspersonen derselben auf dieselbe Art hingerichtet werden sollten. Die Kinder aber sollten insgesammt Sklaven der kaiserl. Familie werden.

Auf einen so lächerlichen Verdacht hin wurde das chinesische Oberhaupt auf das Rathhaus geschleppt und daselbst mit den allerschrecklichsten Graden der Tortur gemartert, damit es sich eines Verbrechens schuldig bekennen sollte, das ihm niemals zu begehen in den Sinn gekommen war; zu gleicher Zeit wurden auch noch gegen fünfhundert von den vornehmsten Personen seiner Nation gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Während man aber noch mit der Tortur dieses wahrscheinlich ganz unschuldigen Mannes beschäftigt war, so brach, zum großen Unglück für die Chinesen, in demjenigen Theil der Vorstädte, der hauptsächlich von ihnen bewohnt wurde, Feuer aus. Dieses Ereigniß trug sich zwar in einer Entfernung von einer guten Viertelstunde außerhalb der Stadtmauern zu, allein demungeachtet wurde sogleich ausgesprengt, die Chinesen hätten es selbst in der boshaf-

ten Absicht gethan, die ganze Stadt in Brand zu stecken. Nunmehr wurden die Thore verschlossen und mit doppelter Wache besetzt, die halbbürtigen Bürger wurden bewaffnet, die sämmtliche Garnison rückte aus, und von den Schiffen auf der Rhede wurden alle Matrosen ans Land geholt. Den Chinesen wurde durch einen öffentlichen Ausruf anbefohlen, daß sie sich sämmtlich in ihren Häusern halten sollten; allein nunmehr gewann bei diesen letztern der Schrecken die Oberhand über ihre Klugheit und Behutsamkeit, und weil sie fürchteten, daß man die Absicht habe, sie in ihren Häusern umzubringen, so stürzten sie alle heraus, um in den Straßen ihrem Schicksal entgegen zu gehen. Jetzt nahm das schrecklichste Trauerspiel seinen Anfang, und weder Alter noch Geschlecht konnte die Unglücklichen vom Tode retten. Ungefähr 400 von ihnen, die sich in ihr Hospital geflüchtet hatten und 500, die gefangen genommen worden waren, wurden unverzüglich hingerichtet. Eine große Menge, die sich außerhalb der Stadt befand, und an die Thore gelaufen kam, um sich zu erkundigen was in derselben vorgienge, wurde sogleich von der Wache ergriffen und umgebracht; alle Straßen der Stadt waren mit Blut überschwemmt.

Dieses fürchterliche Morden hatte kaum nachgelassen, als auch sogleich die Plünderung begann. Man sah Matrosen und Soldaten sich um die todten Körper balgen; die Hüte und Taschen derselben waren voll Geld, und in dem Zanke über die Beute verstümmelten und ermordeten sie sich unter einander selbst. Diese schreckliche Begebenheit trug sich am 9ten Oktober zu; den ganzen zehnten

dauerte die Plünderung ununterbrochen fort und erst am eilften fieng man an, die Leichname aus den Straßen weg zu schaffen, mit deren Begräbniß man jedoch volle acht Tage zu thun hatte. Sogar nach der Angabe der Holländer selbst sollen bei dieser Gelegenheit über 12,000 Chinesen, Männer, Weiber und Kinder, ums Leben gekommen seyn. Diese schreckliche Handlung der Holländer ist so ganz ohne allen Schein von einer rechtmäßigen Veranlassung und so über allen Ausdruck schändlich und empörend, als sich nur irgend eine civilisirte Nation auf der ganzen Erde jemals eine hat zu Schulden kommen lassen; demungeachtet besaß die Regierung die Frechheit, ein besonderes Fest anzuordnen, um Gott für glückliche Errettung aus den Händen der Heiden öffentlich zu danken.

Es sind von Seiten der Holländer über den ganzen Vorfall mehrere Schriften bekannt gemacht worden, in welchen sie die dabei vorgefallenen Gräuel durch den Drang der Umstände zu rechtfertigen suchen; allein zugleich findet man darin auch die höchst wichtige Bemerkung: „Daß es eine auffallende Erscheinung gewesen wäre, „daß dieses Volk ungeachtet seiner großen Anzahl doch „nicht den geringsten Widerstand geleistet, sondern sich „wie Schaafe auf die Schlachtbank habe führen lassen." Wenn ich auch wirklich den furchtsamen Charakter der Chinesen betrachte, ihren Mangel an Zutrauen gegen einander und ihren unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Vergießen von Menschenblut; wenn ich ferner ihre Lage zu Batavia mit der von den Hottentotten auf

dem Vorgebirge der guten Hoffnung vergleiche, wo jede kleine Unordnung sogleich für eine Verschwörung gegen die Regierung ausgegeben wird, so bin ich in der That vollkommen überzeugt, daß alle diese Tausende von Menschen durchaus unschuldig ermordet worden sind. Die Folgen dieser Gräuelthat wurden auch für die Holländer ernsthafter, als sie es sich im Anfange gedacht hatten. Die erschrockenen Chinesen, die dem Blutbade entronnen waren, flüchteten sich sämmtlich in das Innere der Insel; es entstand bald ein schrecklicher Mangel an Reiß und an allen Arten von Vegetabilien, und die Holländer mußten am Ende, um nur der Hungersnoth zu entgehen, froh seyn, daß die Flüchtlinge sich auf einen Vergleich mit ihnen einließen, und ihren Bitten, wieder zurück zu kehren, nachgaben.

Auch bei einer andern Gelegenheit, wo ebenfalls eine vermeinte Verschwörung gegen die Regierung ausgebrochen seyn sollte, giengen die Holländer mit einer Strenge zu Werke, die durchaus nicht zu rechtfertigen ist. Das Oberhaupt der Chinesen, nebst zwanzig sogenannten Mitverschwornen, wurde zum Tode verurtheilt, und zwar sollten sie auf ein Kreuz ausgespannt, das Fleisch von ihren Beinen, Aermen und der Brust mit glühenden Zangen weggerissen, ihr Leib aufgeschnitten und ihnen das Herz ins Gesicht geworfen, ihre Köpfe alsdann abgehauen und auf Stangen gesteckt, ihre verstümmelten Körper aber unbegraben, zu einer Beute für die Vögel des Himmels, hingeworfen werden. Dieses schreckliche Urtheil wurde auch wirklich

vollzogen und hierauf ein allgemeines Dankfest gefeiert; den Tag nach demselben wurden abermals dreißig Chinesen lebendig gerädert. Um das Andenken an diese Verschwörung auf die Nachkommenschaft zu bringen, wurde auf derjenigen Stelle, wo das Haus des rebellischen Oberhauptes gestanden hatte, eine weiße Mauer aufgeführt, auf welcher sich oben ein Todtenkopf und auf den beiden Seitenflächen in holländischer, französischer, portugiesischer, malayischer und chinesischer Sprache folgende Inschrift befindet: „Hier stand einst das „Haus des schändlichen Verbrechers Peter Erbet„feld, wo niemals mehr ein Haus stehen soll bis ans „Ende der Zeit. Batavia den 22. April 1722.„

Dieser hier genannte Verschwörer war aus Batavia selbst gebürtig und mit mehrern der vornehmsten Familien der Javaner nahe verwandt. Dieses Volk hat den Holländern von jeher nur einen sehr geringen und unbedeutenden Widerstand geleistet. Der Muth desselben, wenn es anders jemals welchen besessen hat, ist schon mehrere Jahrhunderte vorher, ehe die Insel von den Europäern entdeckt wurde, von ihren muhammedanischen Eroberern gebändigt und gänzlich unterdrückt worden. Die Geschichte sagt uns nicht, was sie in noch früheren Jahrhunderten mögen gewesen seyn; heut zu Tage aber ist ihr Zustand und ihre ganze Lage keineswegs beneidenswerth; sie sind wirklich auf die unterste Stufe der Fühllosigkeit herab gesunken und scheinen schlechterdings unfähig zu irgend einer Art von Anstrengung zu seyn. Ihre Fürsten sind Gefangene

von einer Hand voll Holländer, und die Landbesitzer sind Sklaven der Fürsten. Wir wollten während unsers dasigen Aufenthalts bei dem König von Bantam einen Besuch abstatten, allein wir wurden durch einen holländischen Offizier daran verhindert, der in dem Schlosse, wo dieser Monarch wohnte, das Kommando führte und förmlich der Vicekönig von diesem König zu seyn schien. Ein solcher Zustand von wirklicher Gefangenschaft kann jedoch schwerlich ein Unglück oder auch nur ein hartes Geschick für einen Monarchen genannt werden, der sich um das Wohl seiner Unterthanen durchaus nicht bekümmert, der bloß allein seine körperliche Ruhe zu pflegen sucht, und der in der festen Ueberzeugung lebt, daß der höchste Grad von menschlicher Weisheit in dem orientalischen Lehrsatze enthalten ist: „daß es besser sey zu stehen als zu gehen, zu liegen als zu sitzen, zu schlafen als zu wachen, und daß der Tod von allem das Beste sey!" Nach diesen Grundsätzen ist das Leben eines vornehmen Javaners ein immerwährender Zirkel von der beharrlichsten und unermüdlichsten Trägheit. In seinen Augen besteht der höchste Genuß des Lebens darin, daß man den ganzen Tag über, umringt von Frauenspersonen, auf einem Teppiche der Länge nach ausgestreckt liegen oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen sitzen kann. In den wenigen Stunden, wo noch ein etwas stärkerer Lebensfunken in ihm auflodert, läßt er Musikanten mit Trommeln und gellenden Pfeifen vor sich kommen, und sowohl Manns- als Weibspersonen vor sich herum tanzen, während er selbst mit der vollkommensten

Gleichgültigkeit und der unerschütterlichsten Ruhe zusieht, den Tabaksrauch dabei immerfort durch die Röhre seines Hookar's an sich zieht, seine Dosis Opium verschluckt, und seine Zubereitung von Betel = Pfeffer, Areka = Nuß und Chunam kauet.

Die Tänze ihrer Frauenspersonen haben für ein javanisches Auge außerordentlich viel Angenehmes; ein Europäer hingegen kann durchaus nichts Schönes und Interessantes darin finden. Sie bestehen, wie in Indien, aus mancherlei unanständigen und geilen Bewegungen des Kopfes, der Aerme und des Körpers, während die Füße immer fest stehen, wie wenn sie mit Klammern an den Boden befestigt wären. Die Verdrehungen des Körpers, welche die Männer bei ihren Tänzen vornehmen, können weit eher Kunststückchen von Gauklern als Tänze genannt werden.

Seine Privatstunden bringt ein javanischer Fürst größtentheils in der Gesellschaft, oder doch wenigstens in Gegenwart von Frauenspersonen zu. Wahrscheinlich fühlt er sich in ihrer Umgebung sicherer, als in der von seinem eigenen Geschlechte. Alle Frauenspersonen, die er hiezu auswählt, nimmt er auch unter die Zahl seiner Weiber auf. Die Polygamie ist bei ihnen ohne alle Einschränkung erlaubt, und der Rang der Frauen richtet sich nach der frühern oder spätern Epoche ihrer Aufnahme in das Harem. Den verhältnißmäßigen Werth, worin beide Geschlechter bei ihnen stehen, kann man am sichersten aus einem ihrer Gesetze beurtheilen, nach welchem ein Mann,

der, zufälliger Weise oder absichtlich, seine Frau umgebracht hat, ihren Verwandten den vollen Preiß derselben bezahlen, eine Frau hingegen, die ihren Mann getödtet hat, durchaus am Leben gestraft werden muß. Diebstahl und Mord und überhaupt alle Arten von Verbrechen, ausgenommen der Hochverrath gegen den Fürsten, werden bloß allein mit mehr oder weniger beträchtlichen Geldstrafen belegt, und wenn der Verbrecher nicht im Stande ist, die Strafe zu bezahlen, so wird er gewöhnlich als Sklave verkauft. Die Gewalt eines javanischen Fürsten über seine Unterthanen ist in mancher Rücksicht sehr eingeschränkt, in anderer ganz absolut und gränzenlos. Durch eine Art von Feudalverfassung können die Unterthanen in den Fall kommen, daß sie gewissermaßen die Sklaven ihres Fürsten werden, und in einem solchen Falle besitzt derselbe eine uneingeschränkte Gewalt über sie. Wenn z. B. ein Mann stirbt und Kinder zurück läßt, die entweder das gesetzliche Alter noch nicht haben, oder noch nicht verheurathet sind, so fallen seine Weiber, seine Kinder und sein ganzes Eigenthum dem Fürsten anheim, und es wird so angesehen, als wenn sich dieser zur Entschädigung für die Militärdienste des Verstorbenen, die er zu verlangen berechtigt ist, in den Besitz derselben setzte. Da nämlich der Fürst für den einzigen Eigenthümer von allen Ländereien gehalten wird, so werden diese gewissermaßen von ihm zu Lehn getragen, wofür die Besitzer Militärdienste zu leisten und einen gewissen Theil von dem Ertrag derselben abzuliefern schuldig sind; seit der Niederlassung der Holländer in Java hingegen werden die Länderei-Besitzer oder Bauern von den verschiedenen Fürsten des Lan-

des nicht nur gezwungen, vorzüglich solche Artikel anzubauen, die zur Ausfuhr besonders vortheilhaft sind, sondern die letztern erheben auch eine jede beliebige Quantität von den gewonnenen Produkten, je nachdem sie mehr oder weniger davon brauchen, um ihre mit den Holländern eingegangenen Kontrakte zu erfüllen. Ehemals verlangten sie niemals mehr als die Hälfte des jährlichen Ertrags, allein heut zu Tage sollen sie sich wenigstens zwei Drittel desselben verabfolgen lassen. Der Pfeffer und der Kaffee sind diejenigen beiden Artikel, auf deren Anbau sie vorzüglich dringen, weil dieselben den Holländern am willkommensten sind, und beide werden den letztern von den javanischen Fürsten um den geringen Preiß von ungefähr 5 Pf. sächs. für das Pfund abgelassen.

Im Durchschnitte genommen sind die Javaner ungefähr von der mittlern Größe der Europäer und dabei gerade und wohlgebaut; ihre Hände und Füße sind auffallend klein; die Farbe ihrer Haut ist dunkelbraun, ins Schwarze fallend; ihre Augen sind schwarz und hervorstehend; die Nase ist ziemlich breit und etwas eingedrückt; die Oberlippe ist ein wenig aufgeworfen und zwar nicht sehr dick, aber stark gewölbt. Sie haben einen festen, männlichen Gang, und scheinen sich allen andern Bewohnern der Insel weit überlegen zu fühlen, oder geben sich wenigstens das Ansehen davon. Das Gesicht, den ganzen Kopf und überhaupt alle diejenigen Theile des Körpers, die nicht mit Kleidungsstücken bedeckt sind, pflegen sie beständig mit einer Mischung von Kokosnußöl und Sandelholzmehl zu bestreichen, um dadurch sowohl eine

übermäßige Ausdünstung zu verhindern, als sich auch gegen den Stich der Muskiten und anderer lästiger Insekten zu schützen.

In ihrer Nahrung sind sie außerordentlich mäßig, allein weder diese Mäßigkeit noch die Geringfügigkeit der Arbeiten, die sie verrichten, scheint bei ihnen die gewöhnliche Wirkung hervorzubringen, daß sie ein hohes Alter erreichen. Die Frauenspersonen heurathen gewöhnlich im zehnten oder höchstens im zwölften Jahre ihres Lebens; bis um diese Zeit gehen sie vollkommen nackt, und tragen nur um die Lenden herum einen Gürtel, auf dessen Vorderseite sich eine breite Metallplatte von ovaler oder runder Form, und zuweilen auch wie ein Herz gestaltet, befindet; dies ist die einzige höchst unvollkommene Verhüllung derjenigen Theile, die der Wohlstand zu verbergen gebietet. Zuweilen tragen sie Ringe an den Fingern, über den Handgelenken Armbänder, Ketten um den Hals und Blumenkränze in den Haaren. Wenn sich ein Mädchen verheurathet, so hat es ein weites, langes Gewand an, das nach den Umständen seiner Aeltern mehr oder weniger reich und auf mancherlei Art verziert ist; die Haare sind gewöhnlich mit wohlriechenden Blumen durchwunden und mit einer großen Menge Kleister und Kokosnußöl glatt gestrichen. In diesem Anzuge reitet es in dem Dorfe oder der Stadt herum, und das Pferd muß dabei, als ein Sinnbild der Keuschheit, wenn es anders nur möglich ist ein solches aufzutreiben, von weißer Farbe seyn. Das Mädchen wird bei diesem Zuge von allen seinen Freunden und Verwandten, so wie von den Sklaven

beider Familien und einer Bande Musikanten begleitet. Allein dies ist auch sehr häufig das letzte Mal, daß es sich öffentlich sehen lassen darf, denn wenn es sich in eine Familie von Stande verheurathet, so wird es sogleich nach der Hochzeit auf den ganzen Rest seines Lebens eingesperrt.

Die Nahrung der Javaner steht mit der von den Holländern in einem auffallenden Kontraste. Der wesentlichste Theil derselben besteht in Reiß, der zuweilen in Oel geschmohrt, zuweilen aber auch in bloßem Wasser gekocht wird, und wozu nichts kommt als ein wenig Salz, und einige wenige Schoten von Capsicum oder Cayenne-Pfeffer, um diese fade Getraideart ein wenig schmackhafter zu machen. Der Genuß von thierischer Nahrung ist einem ächten Javaner durchaus unbekannt, und auch Milch genießt er nur äußerst selten, ausgenommen die flüssige Substanz, die jedoch nur sehr uneigentlich Milch genannt wird, welche sich in den jungen Kokosnüssen befindet, und ein kühlendes sehr erquickendes Getränke giebt. Dieser Baum nebst den meisten übrigen Palmenarten, als z. B. dem Dattel-, dem Sago- und dem Areka-Baum, liefern ihnen überhaupt den größten Theil ihrer festen Nahrung. Der vorzüglichste Gebrauch von der Areka-Nuß besteht jedoch darin, daß dieselbe die wesentlichste Zuthat von einer zum Kauen bestimmten Mischung ausmacht, in welche außer dieser Nuß auch noch Chunam oder gebrannter Muschelkalk und Seribu oder Saamenkörner von langem Pfeffer kommen, die mit einander in einen Teig vermischt und in das grüne Blatt von dem Betelpfeffer eingewickelt werden. Wenn diese Komposition

in dem Munde aufgeweicht wird, so theilt sie den Lippen und der Zunge eine dunkelrothe Farbe mit, die sich in der Folge in eine dunkelbraune Mahagonyfarbe verwandelt. Da nun auch die Zähne der Javaner schwarz gemalt werden, weil, wie sie sagen, die Affen weiße haben, so bekommen sie dadurch noch mehr ein wirklich abscheuliches Aussehen.

Die Arekanuß ist, wenn sie frisch vom Baume kommt, in einem hohen Grade narkotisch, und wer nicht an den Genuß derselben gewöhnt ist, wird durch eine sehr kleine Portion davon berauscht. Die Hefen dieser Nuß, die dadurch gewonnen werden, daß man sie mit ungelöschtem Kalke kocht, geben dasjenige Arzneimittel ab, was in unsern alten Dispensatorien unter dem Namen Catechu oder rothe Erde bekannt war; allein derjenige Catechu, oder die Terra japonica, deren man sich heut zu Tage bedient, und die ein vorzüglich gutes Zahnpulver seyn soll, besteht aus der Asche von einer besondern Art von Mimosa, die in Japan und auf den meisten Inseln des Orients gefunden wird. In Indien wird übrigens die Kohle von der Arekanuß für das allerbeste und angenehmste unter allen möglichen Zahnpulvern gehalten.

Auch das Opium ist durch seine beruhigenden und einschläfernden Eigenschaften der ganzen Lebensart und dem Charakter der Javaner sehr angemessen. Dieser verdickte Saft des Mohns ist der größte Segen, und zugleich auch der größte Fluch, den der Mensch durch Anstrengung seines Verstandes dem vegetabilischen Theile der

Schöpfung zu entlocken gewußt hat. In geringen Dosen genommen, lindert es alle körperlichen Schmerzen, beruhigt die Seele, und zieht wie das Wasser des Lethe einen Schleier der Vergessenheit über die nagendsten Sorgen; eine größere Dosis bringt eine augenblickliche Aufheiterung des Geistes hervor, die aber bald Abspannung und Niedergeschlagenheit zur Folge hat; und wenn es endlich im Uebermaaß genommen wird, so reizt es alle Nerven des Körpers in einem solchen Grade, daß eine förmliche Tollheit daraus entstehen kann, die sich mit dem Tode endet. Uebrigens ist das Opium ein viel zu theuerer Artikel des Luxus, als daß ein allgemeiner Gebrauch davon könnte gemacht werden, und das gemeine Volk bedient sich dessen auch nur bei besondern Gelegenheiten; dagegen sind aber andere weniger liebliche Mittel erfunden worden, die ungefähr die nämlichen Eigenschaften besitzen, und auch die nämlichen Wirkungen hervorbringen, als z. B. die gemeine Tabakspflanze und sowohl der Saamen als die zarten Blätter des Hanfes. Der Saamen von der Datura Indica soll jedoch noch eine weit stärkere narkotische Eigenschaft besitzen, als der Tabak, der Hanf und sogar auch das Opium; man hat mich versichert, daß wenn auch nur eine sehr geringe Quantität davon eingenommen werde, er die Gehirnnerven auf das heftigste erschüttere, und die allerfürchterlichsten Ausbrüche von Tollheit hervorbringe. Es haben daher auch mehrere europäische Aerzte dieses Mittel zur Heilung von Narrheit und Geisteszerrüttung angewandt, und nachher behauptet, was ich jedoch dahin will gestellt seyn lassen, daß es die erwünschteste Wirkung hervorgebracht habe.

Die Javaner haben nicht nur in ihren Gesichtszügen, in ihren Sitten und Gebräuchen, und in allen ihren bürgerlichen und religiösen Einrichtungen eine große Aehnlichkeit mit den Hindus, sondern sie besitzen auch noch einzelne Stücke von einer Geschichte, nach welcher sie ihren Ursprung von Wischnu herleiten. Diese Geschichte schließt mit der Nachricht von einer großen furchtbaren Ueberschwemmung, durch welche der größte Theil des menschlichen Geschlechtes umgekommen sey. In den innern Theilen der Insel enthalten sie sich noch gegenwärtig mit der größten Gewissenhaftigkeit aller Art von thierischer Nahrung, wobei ebenfalls der Begriff von einer Seelenwanderung zum Grunde liegt. So freundlich und wohlwollend übrigens eine Religion zu seyn scheinen mag, in welcher alles Zerstören von thierischem Leben untersagt wird, so ist doch mit vielem Grunde zu bezweifeln, ob die Abneigung Blut zu vergießen, und ein zartes Mitgefühl mit den Leiden der Thiere wirklich die erste Veranlassung zu diesem religiösen Gesetze gegeben haben. Wenn man diese Veranlassung als richtig annehmen wollte, so würde man in eine Menge von Widersprüchen und Ungereimtheiten verwickelt werden. Von einem Volke, dessen Gesetze es einer unschuldigen Gattin zur Pflicht machen, daß sie sich mit ihrem verstorbenen Manne auf dem nämlichen Scheiterhaufen freiwillig verbrenne, und wo das gesammte Volk einem solchen unmenschlichen Schauspiele mit Vergnügen zuzusehen im Stande ist, kann man doch in der That nicht füglich glauben, daß es einen Abscheu vor dem Abschlachten eines Ochsen empfinde. Die nämliche Bemerkung gilt auch von den Javanern, denn wie kann man

diesem Volke ein zartes Mitgefühl mit den Leiden der Thiere zuschreiben, da sein größtes Vergnügen darin besteht, daß es, wie die barbarischen Römer, zusieht, wenn ein Unglücklicher, vielleicht für ein sehr geringes Verbrechen, von Tigern und Büffeln in Stücke zerrissen wird? Auch ist es ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß in einem Lande, wo die thierische Existenz in so überschwenglichem Maaße hervorgebracht und auch wieder zernichtet wird, die Enthaltung der Menschen von dieser Zernichtung sich auf eine besondere Achtung für das thierische Leben gründe. Nur allein die Seltenheit einer Sache bestimmt der allgemeinen Regel nach den Werth derselben.

Die heiße Zone ist daher höchst wahrscheinlich nicht derjenige Erdstrich, wo ein solcher Grundsatz zuerst aufgestellt worden ist, denn in ihr lebt die ganze Natur, die nackte Erde, die Wälder und das Wasser; ja sogar auch die Felsen unter dem Wasser bringen noch thierisches Leben hervor. Bei jedem Schritte, den der Mensch thut, bei jedem Oeffnen seines Mundes um zu athmen, oder um seinen Durst mit klarem Wasser zu stillen, oder um, wie er glaubt, durchaus leblose Vegetabilien zu essen, muß er nothwendig Myriaden von lebenden und fühlenden Wesen zernichten. Diese Sitte der Javaner kann daher nur unter diejenigen gerechnet werden, die, wie dergleichen noch in mehreren anderen Ländern gefunden werden, allen Lokalverhältnissen zuwider laufen und fast unverkennbare Spuren von einem fremden Vaterlande in sich tragen. Aus dem nämlichen Grunde ließe sich vielleicht auch folgern, daß die Verehrung der Kuh mit einem größern Grade

von Wahrscheinlichkeit auf den kalten und dürren Bergen und Anhöhen der Tartarei, als in den warmen, fruchtbaren Thälern von Hindostan zuerst eingeführet worden sey!

Auf der Insel Java scheint alles, was man erblickt, mit Leben angefüllt zu seyn. Ein Glas Wasser, das man aus dem Kanal von Batavia schöpft, verwandelt sich nach wenigen Stunden in eine Masse von belebter Materie, deren unendlich kleine Theilchen sich mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit unter einander hin und her bewegen. Die dasige Bai ist mit Myriaden von lebenden Geschöpfen angefüllt, und bekommt dadurch in der Nacht ein phosphorescirendes Licht, wie von dem Wiederscheine eines Feuers. In diese Bai ergießt sich ein Strom von frischem Wasser, der noch in einem höhern Grade mit animalischem Leben angefüllt ist, und den man daher auch in der Bai durch seinen noch weit leuchtendern und glänzendern Streif weit hin unterscheiden kann; er gleicht einer Milchstraße unter einem Heere von Gestirnen.

Die nächste Klasse der Einwohner von Batavia, die ich nunmehr zu beschreiben habe, sind die Malayen, ein Volk, das die Küsten von dem größten Theile der zahlreichen Inseln bewohnt, die in dem großen östlichen Ocean zerstreut liegen; die innern Theile aller dieser Inseln hingegen werden von einer besondern Klasse von Menschen bewohnt, die sämmtlich auf der einen Insel wie auf der andern, unverkennbare Spuren eines gemeinschaftlichen Ursprungs an sich tragen und

eine mehr oder weniger auffallende Aehnlichkeit mit dem Charakter der Hindus haben. Dieser Umstand beweist nicht nur, daß die Malayen nicht die ursprünglichen Besitzer derjenigen Inseln sind, die sie heut zu Tage bewohnen, sondern daß auch die Hindus in einer Periode, die älter ist als alle Geschichte, eine sehr beträchtliche Schiffahrt müssen getrieben haben. Die sämmtlichen orientalischen Nationen scheinen in der That nur aus zwei großen Stämmen, den Hindus und den Tartaren entsprungen zu seyn. Von den ersteren stammen offenbar die Javaner ab und von den letztern leiten die Malayen ihren Ursprung her. Die Veränderung in dem Charakter dieses letztern Volkes, der gegenwärtig von dem der Tartaren so gänzlich verschieden ist, hat höchst wahrscheinlich ihren Grund in der Veränderung ihrer Lage und in mancherlei Lokalumständen. Die Religion Muhammeds, zu deren Annahme sie von den Arabern gezwungen worden sind, kann vielleicht ohne noch eine andere mitwirkende Ursache schon allein diese Veränderung hervorgebracht haben. Hierzu kommt aber auch noch, daß wahrscheinlich die Noth sie gezwungen hat, Seeräuber zu werden, um sich die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalte, welche die weit zahlreichern und mächtigern Eigenthümer der Inseln ihnen in dem Innern derselben versagten, auf dem Meere zu suchen. Wirklich scheinen sie durch ihre Lage und durch alle ihre Verhältnisse noch heut zu Tage mit Gewalt dazu gezwungen zu werden, daß sie den jetzigen Seefahrern von allen Nationen die Grausamkeiten und die Unterdrückung vergelten, die sie von den Muhammedanern

und späterhin auch von den Europäern, die um nichts glimpflicher mit ihnen umgiengen, erfahren haben.

Der heutige Charakter der Malayen ist wirklich höchst sonderbar und merkwürdig. In ihren Unternehmungen, die sie der Plünderung und Beute wegen veranstalten, sind sie rastlos thätig und äußerst muthvoll, bei ihren Eroberungen aber wild, grausam und rachsüchtig. Gegen ihre Feinde haben sie nicht das entfernteste Gefühl von Mitleiden und Barmherzigkeit; gegen ihre Freunde sind sie launisch und eigensinnig und gegen Fremde gehen sie beständig mit Verrätherei um. In dem einen Augenblick ist der Malaye bereit, sein Leben für die Vertheidigung seines Freundes aufzuopfern, und in dem andern steht er nicht einen Augenblick an, ihn im Aufbrausen des Zornes selbst umzubringen. Wenn sie sich in Gefahr befinden, so toben und wüthen sie wie wilde Thiere, allein ihr Muth ist mehr eine wilde Verzweiflung, die bloß durch die augenblicklichen Umstände hervorgebracht wird, und eine wirkliche Raserei, als ein standhaftes überlegtes Betragen, das überall und unter allen Umständen sich gleich bleibt. Es ist eben so gefährlich einen Malayen zu beleidigen, als ihn zu bestrafen; in dem erstern Falle lauert er seinem Gegner heimlich auf, um ihn mit seinem Dolche niederzustoßen; in dem andern aber geschieht dieses in der ersten aufbrausenden Hitze des Zorns. Ein Schlag ist für den Malayen eine Beleidigung, die ihn so ganz allen Werth seiner Existenz vergessen macht, daß er sich aus Trotz selbst in den Tod stürzt. Eine

solche Beleidigung vergißt er nun und nimmer mehr und lauert oft Jahre lang auf den Augenblick, wo er seine Rache befriedigen kann, wenn er auch gleich im Voraus mit Gewißheit weiß, daß ein schmachvoller Tod die Folge davon seyn muß.

Der nämliche heftige und ungestüme Charakter, der ihn unfähig macht, irgend eine Art von Beleidigungen zu ertragen, treibt ihn auch im Unglücke, es mag nun aus unvermeidlichen Zufällen oder aus seinem eigenen fehlerhaften Betragen herrühren, zur höchsten Verzweiflung. In beiden Fällen unterwirft er sich seinem Schicksale äußerst selten mit Gelassenheit, sondern er nimmt sogleich seine Zuflucht zu seinem lieben Opium, dessen schreckliche Wirkung auf das Gehirn ihn zur Ausführung des verzweifelten Unternehmens, das er im Sinne hat, fähig und geschickt machen muß. Wenn er sich mit diesem furchtbaren Mittel gehörig berauscht und in einen Zustand von wirklicher Raserei versetzt hat, so bindet er sich seine langen schwarzen Haare los und rennt mit einem Dolche in der Hand wüthend durch die Straßen, um die wenige Zeit über, die er noch zu leben hat, so viel Unheil zu stiften als möglich ist. Er stößt alsdann alles über den Haufen, was ihm begegnet, bis er selbst, was selten lange dauert, wie ein wüthender Hund, auf den Jedermann der öffentlichen Sicherheit wegen Jagd macht, todt geschlagen wird. Dieses nennen sie in ihrer Sprache einen Muck laufen.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, wodurch die Malayen in diesen Zustand der Verzweiflung versetzt werden,

ist ihre unbesiegbare Leidenschaft zu allen Arten von Spielen, besonders aber zu Hahnenkämpfen; diese Leidenschaft ist so außerordentlich groß in ihm, daß nicht selten sein letzter Bissen, sein letztes Kleidungsstück, sein Weib und seine Kinder auf den Ausgang eines Kampfes gesetzt werden, den sein Lieblingshahn zu bestehen hat. Diese Art von Vögeln erreicht auf der Insel Java und besonders in der Gegend von Bantam eine außerordentliche Größe, und wird fast so groß wie unsere Trappen. „Ich habe einen solchen Hahn gesehen, sagt Herr Marsden, der von einem gewöhnlichen Speisetisch sein Futter herabpickte; wenn er müde war, so setzte er sich auf das Mittelgelenk seiner Beine nieder und auch alsdann war er noch größer, als unsere gewöhnlichen Hähne.“ Dieses Thier nun ist der unzertrennliche Gefährte des Malayen; allein so leidenschaftlich er auch dasselbe liebt, so trägt er doch nicht das geringste Bedenken, es der Gefahr eines Kampfes auszusetzen, der, nach der Beschaffenheit der Waffen, für den einen oder den andern von den beiden Kämpfern nothwendig tödtlich werden muß. Statt der Spornen befestigt man unten an seinen Fuß ein Stückchen zugespitztes Eisen von der Größe einer beträchtlichen Federmesser-Klinge, das wie eine Sense gestaltet ist. Durch einen einzigen Streich mit dieser Waffe wird oft der ganze Körper des Gegners von unten bis oben aufgerissen. Ob es aber menschlicher und anständiger sey, daß man diese Thiere mit solchen Sensen sich zerhacken, oder gleich Edelleuten mit kurzen Degen todt stechen läßt, muß ich den Malayen und den vornehmen, gebildeten Herren meines eigenen Vaterlandes, die an dem Verderben eines so edeln,

stolzen Thieres ebenfalls ein so großes Vergnügen finden können, zur Entscheidung überlassen. Wenn wir aber die unwissenden und kaum halb gebildeten Malayen mit Recht wegen dieser Leidenschaft für ein so unmenschliches und barbarisches Spiel tadeln, so muß die nämliche Sitte meinem Vaterlande, wo sie sogar in manchen Erziehungsanstalten für einen der vorzüglichsten Gegenstände der Belustigung und des Vergnügens für die Zöglinge gehalten wird, zur größten Schande gereichen. Die jungen Leute werden dadurch an solche Scenen der Grausamkeit gewöhnt und in reifern Jahren tritt die Leidenschaft des Spiels und der Müßiggang an die Stelle dieses Zeitvertreibes. Die Erziehung der Kinder der Malayen wird ganz auf die nämliche Art vernachlässigt. Während sie noch zu jung und schwach sind, um ein so großes Thier, wie diese Hähne, gehörig zu behandeln, so bereiten sie sich für die Zukunft auf dieses edle Spiel dadurch vor, daß sie eben so wie die Chinesen, Wachteln und verschiedene Arten von Grashüpfern oder Heimchen, die zu solchen Kämpfen abgerichtet werden, in kleinen Käfigen mit sich herum tragen.

Das wilde Betragen der Malayen scheint zuweilen eher die Folge einer zügellosen Grausamkeit des Charakters oder eines unversöhnlichen Hasses gegen alle und jede Fremde, als von einer Geistes-Abwesenheit oder von einer empfangenen Beleidigung zu seyn. Auf der Küste von Sumatra hatten wir das Unglück, einen sehr wackern Mann durch die Dolche dieser Menschen zu verlieren. Sie hatten ihn allein und unbewaffnet, wie

er eben am Wasserplatze mit Auswaschen seiner schmutzigen Wäsche beschäftigt war, angetroffen, waren unversehens über ihn hergefallen, hatten ihm ihre Dolche in den Rücken gebohrt und ihn alsdann in die Wasserlache hineingestürzt. Sein Gefährte, der sich während seiner Arbeit nur um ein Weniges an der Küste hin entfernt hatte, begegnete den Mördern ebenfalls; da sie aber sahen, daß er eine Flinte bei sich trug, so giengen sie, ohne ihm das Geringste in den Weg zu legen, neben ihm vorbei. In demselben Augenblicke entdeckte er auch den Leichnam seines Freundes, und zog ihn sogleich aus dem Wasser heraus; allein der arme Leighton war schon todt. Die That konnte unmöglich in der Absicht geschehen seyn, um ihm ein wenig schmutzige Wäsche zu stehlen, denn in diesem Falle hätten sie nicht nöthig gehabt, den Mann, der ganz wehrlos war, ums Leben zu bringen; auch schien es nicht wahrscheinlich zu seyn, daß er sie durch irgend etwas dazu gereizt habe, denn er war von jeher ein gutmüthiger, immer fröhlicher Mensch. In der Folge besannen wir uns jedoch auf einen Umstand, der vielleicht die Veranlassung zu dieser schrecklichen That gewesen seyn mag. Es war nämlich eines Tages ein Malaye mit Affen, Vögeln, Früchten und mancherlei Vegetabilien an Bord des Löwen gekommen, um dieselben daselbst zu verkaufen. Nun hatte Leighton unter mancherlei andern Talenten auch das der Portraitmalerei und gab sich alle Mühe, es darin zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit zu bringen. Er wünschte daher den Malayen abzuzeichnen, da die Gesichtszüge desselben einen ganz neuen und eigen-

thümlichen Ausdruck hatten. Dieser Wilde begriff jedoch nicht, was man mit ihm vorhatte, und da er vermuthete, daß man mit einer Bezauberung umgienge, wovor sich dieses Volk ganz außerordentlich fürchtet, so sprang er plötzlich von dem Verdecke des Schiffes ins Meer hinab, kletterte so gut er konnte, in sein Kanot und ruderte davon. Viele von unseren Leuten, die sich dieses Vorfalls erinnerten, waren daher der Meinung, daß dieser nämliche Malaye die übrigen angestiftet habe, unserm armen Landsmann aufzupassen und ihn ums Leben zu bringen.

Die letzte Klasse von Einwohnern, von denen ich nunmehr noch zu sprechen habe, sind die Sklaven. Wenn diese unglücklichen Menschen irgendwo in der Welt ganz unnöthiger Weise gehalten werden, so ist es gewiß zu Batavia, wo Tausende von freien Chinesen, die vielleicht die besten und geschicktesten Dienstboten sind, die auf der ganzen Erde gefunden werden, beständig bereit sind, sich um einen sehr geringen Lohn zu verdingen. Ich rede jedoch hier bloß von denjenigen Sklaven, in deren Besitz sich die Holländer befinden, denn obgleich die Javaner nicht viel mehr als die Sklaven ihrer Fürsten sind, so können sie doch nicht wie ein sonstiges Eigenthum verkauft, oder auf irgend eine andere Art von Hand zu Hand an andere überlassen werden. Die Sklaven der Holländer werden theils als Handwerker, theils auch zum Dienst in dem Hauswesen gebraucht, und die größere oder geringere Anzahl derselben giebt ungefähr den Maßstab von dem Reichthum und dem vornehmen

Stande ihres Herrn ab. Die Sklaven werden daselbst, so wie in England die Pferde-Gestüte, mehr zur Parade und zum Gepränge als zum wirklichen Nutzen gehalten. Sie dürfen, so lange sie Sklaven sind, wie ich schon oben bemerkt habe, weder Schuhe noch Strümpfe tragen, damit man sie in den Straßen sogleich erkennen kann; daher bieten die freien Menschen, sie mögen auch noch so arm seyn, alles Mögliche auf, um wenigstens ihre Beine und Füße zu bedecken, wenn sie auch gleich nicht im Stande sind, sich einen Rock anzuschaffen, damit sie nur das verhaßte Kennzeichen der Sklaverei nicht an sich tragen. So gering aber auch die Anzahl der Holländer im Verhältniß zu ihren Sklaven ist, so gehen sie doch in Rücksicht derselben mit weit weniger Vorsicht zu Werke, als die alten Römer, die in den im Senat geschehenen Vorschlag, daß sich die Sklaven durch eine besondere Kleidung von den Bürgern unterscheiden und auszeichnen sollten, durchaus nicht einwilligten, weil sie fürchteten, daß die große Anzahl der erstern, die hierdurch erst recht bekannt werden würde, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gefährlich werden könnte.

Die Sklaven von beiden Geschlechtern haben zu Batavia wenig zu arbeiten und werden gut genährt; gelegentlich werden sie zwar sehr hart und strenge bestraft, allein äußerst selten erhalten sie diese Strafe von den Händen oder auch nur unter der unmittelbaren Direktion ihrer Herren. Gewöhnlich werden sie dem Fiskal zugeschickt, der für jede solche Züchtigung ein unbedeutend geringes Geld zur Belohnung erhält; wenn jedoch Je-

mand eine große Anzahl von Sklaven besitzt, so schließt er gemeiniglich mit dem Fiskal einen Akkord ab, nach welchem dieselben das ganze Jahr hindurch in Bausch und Bogen gepeitscht werden. Die Mitglieder des hohen Raths und des obersten Gerichtshofes haben jedoch das Privilegium, daß sie die Dienste dieser obrigkeitlichen Person unentgeldlich verlangen können. Die gewöhnliche Bestrafungsart besteht nach der Beschaffenheit des Vergehens in einer größern oder geringern Anzahl von Hieben mit Bambusröhrchen, und in die Wunden wird gewöhnlich sogleich eine Mischung von Pfeffer und Salz eingerieben, um dem Brand vorzubeugen.

Die Anzahl der Sklaven, die bloß allein zum Gebrauch für die Holländer und der halbbürtigen Bürger jährlich nach Batavia eingeführt werden, beläuft sich im Durchschnitt wenigstens auf Tausend. So auffallend es auch zu seyn scheint, so hat es doch seine vollkommene Richtigkeit, daß, um die bisherige Einrichtung mit den Sklaven in dieser so sichtbar in Verfall gerathenen Kolonie aufrecht zu erhalten, diese außerordentlich starke jährliche Einfuhr derselben schlechterdings nöthig ist. Von dieser Thatsache, die unglücklicher Weise in allen Kolonieen, wo die Sklaverei eingeführt ist, statt hat, kann zu Batavia kein anderer Grund angegeben werden, als die Ueberzahl der Sklavinnen und die geringe Sorgfalt, die in Ermanglung eines ehelichen Bandes und bei dem ganz uneingeschränkten Verkehr der Aeltern mit einander, auf die Kinder verwendet wird.

Die grössere Anzahl von diesen Sklaven, die auch zugleich die nützlichsten und brauchbarsten unter allen sind, besteht aus Malayen, die von den verschiedenen Inseln des östlichen Oceans herbei gebracht werden. Sie haben eben so wie die Chinesen ein besonders Talent, alles was sie sehen nachzumachen, und lernen mit leichter Mühe alle Arten von Handwerken. Ein großer Theil von den Sklavinnen wird von Pulo Nias eingeführt, einer kleinen Insel westwärts von Sumatra; diese Sklavinnen werden besonders ihres schönen Körperbaues, ihrer Lebhaftigkeit und ihrer glatten Haut wegen äußerst geschätzt. Sie sollen jedoch einer Art von Hautkrankheit unterworfen seyn, die eben so wie der Aussatz die Haut abdorren, und sie alle ihre Farbe verlieren macht. Wenn aber ein solches Mädchen von Nias durchaus gesund und in seiner Art ganz vollkommen ist, so wird es selten für weniger als 1000 Dollars verkauft.

Der Malabare ist ein gutmüthiges, duldsames Geschöpf, das den besten Willen hat etwas zu lernen, aber äußerst schwer von Begriffen ist. Wegen seines schlanken magern Körpers ist er zu keiner Art von harten Arbeiten tauglich, und wird daher gewöhnlich nur zu einem Dienstboten gebraucht; die Sklavinnen von dieser Nation haben durchaus kein anderes Geschäft, als ihre Gebieterinnen zu bedienen. Die schwarzen Sklaven von der Insel Timor haben mit den Malabaren ziemlich viele Aehnlichkeit und ihre Gesichtszüge tragen das unverkennbarste Gepräge, daß sie von den Hindus abstammen.

Die Sklaven von Madagaskar und Mozambique sind ebenfalls gutmüthige, harmlose Menschen, die einen willigen folgsamen Charakter haben, aber in einem außerordentlichen Grade dumm sind. Sie haben einen großen muskulösen und wirklich athletisch geformten Körper, allein ihre Stärke gereicht selten weder ihnen noch ihren Herren zum Vortheil, weil sie alle ihre Arbeiten ohne Verstand und Beurtheilung verrichten. Durch diese außerordentliche Einfalt können sie auch, wenn sie irgend etwas Unrechtes begangen haben, leicht als die Thäter entdeckt werden. Wir hatten davon in dem Hause, wo wir wohnten, ein auffallendes Beispiel. In einem unserer Zimmer wurden mehrere Kleinigkeiten vermißt, und daher die sämmtlichen Sklaven vorgefordert, um mit ihnen zur Entdeckung des Thäters die sogenannte Reißprobe vorzunehmen. Jeder von ihnen mußte den Mund aufmachen, und man steckte ihm eine gewisse Quantität trockenen Reiß in denselben. Der wirkliche Dieb war aber in dem Bewußtseyn seiner Schuld tief von dem Gedanken durchdrungen, daß er unfehlbar an dem Reiß ersticken würde, und daß es doch weit besser wäre, eine Tracht Peitschenhiebe auszuhalten, als zu ersticken; er weigerte sich daher hartnäckig, den Mund aufzumachen. Eine andere Art, wie der Thäter eines Vergehens entdeckt werden kann, besteht darin, daß ihnen sämmtlich vor Schlafengehen ein dünnes Stäbchen eingehändigt wird, das in einer gewissen Entfernung von dem Ende eingekerbt ist, während ihr Herr ein ähnliches, ganz auf die nämliche Art gekerbtes Stäbchen für sich behält. Die Sklaven sind nun alle fest

überzeugt, daß wenn sie das Vergehen wirklich begangen haben, die Kerbe in ihren Stäbchen die Nacht hindurch weiter von dem Ende abrücken, oder vielmehr, daß das Stäbchen auf dieser Seite vor Anbruch des Tages gewachsen seyn würde; dies sucht nun der Schuldige in der Einfalt seines Herzens dadurch zu verhindern, daß er ein kleines Stückchen von seinem Stäbchen abschneidet, damit es seine gehörige Länge behalten soll.

Da die Holländer außer den bei ihren Landhäusern befindlichen Gärten durchaus keine Ländereien besitzen, und die Chinesen ohne allen Vergleich die besten Gärtner sind, so giebt es in der ganzen Gegend um Batavia keine Feld-Sklaven, sondern diese werden entweder alle zu häuslichen Geschäften gebraucht, oder lernen irgend ein nützliches Handwerk. Wenn sie es in diesen letztern nur einigermaßen weit bringen, so ziehen ihre Herren durch diese ihre Arbeit weit beträchtlichere Zinsen von dem auf ihren Ankauf und ihren Unterhalt verwendeten Kapital, als es durch irgend eine andere Anlegung desselben möglich gewesen wäre. Viele Malayen-Sklaven werden durch die besondere Industrie, womit sie bei dem Betrieb ihrer Professionen zu Werke gehen, nach wenigen Jahren in den Stand gesetzt, ihre Freiheit zu kaufen. Zuweilen werden sie auch ihrer langen und treuen Dienste wegen frei gelassen; dies hat jedoch am häufigsten bei dem Absterben ihrer Herren statt, die gewöhnlich in ihrem Testamente einem oder mehreren von ihren Sklaven die Freiheit als ein Legat vermachen. Auch darf der Gouverneur und der hohe Rath sich nicht weigern, ein solches Vermächtniß zu

bestätigen, sobald der Sklave um den Freilassungsschein bei ihnen einkommt; er muß jedoch für diesen die Summe von fünf und zwanzig Dollars bezahlen, oder noch so lange in der Sklaverei bleiben, bis er dieses Geld durch seine Arbeit erworben hat.

Neuntes Kapitel.

Cochinchina.

Geographischer Umriß. — Baien und Flüsse. — Argwohn der Eingebornen und Ursache davon. — Historische Uebersicht von Cochinchina. — Empörung und Ermordung des Königs. — Eroberung von Tung-Quin. — Benehmen eines Chinesischen Generals. — Rettung des jungen Prinzen von Cochinchina. — Begebenheiten desselben. — Der Bischof von Adran reist mit dem Sohne des Königs nach Paris. — Tractat zwischen ihm und Ludwig XVI. — Vorkehrungen, um den Inhalt des Tractats ins Werk zu setzen; — werden durch Madame de Vienne vereitelt. — Rückkehr des rechtmäßigen Königs nach Cochinchina. — Seine Siege über die Usurpatoren. — Sein Charakter. — Seine Anhänglichkeit an den Bischof von Adran. — Außerordentliche Energie seiner Geistes- und körperlichen Kräfte. — Seine Land- und Seemacht.

Wir hatten uns schon weit länger in der Nähe des Aequators aufgehalten, als unsere Absicht gewesen war, und als auch, wenn wir es hätten ändern können,

in Rücksicht auf die Gesundheit unserer Mannschaft rathsam war; daher verließen wir sämmtlich mit dem größten Vergnügen die niedrige sumpfige Küste von Sumatra und bald hernach auch die Straße von Banca. Wir waren nicht sehr darüber bekümmert, daß mehrere Versuche, in eine Bai auf der Insel Pulo-Lingin, die unmittelbar unter der Linie liegt, einzulaufen, vergeblich waren; wir ließen sie im Gegentheil mit Vergnügen hinter uns, denn es war uns ganz und gar nichts daran gelegen, aus eigener Erfahrung den außerordentlichen Grad von Hitze kennen zu lernen, der, wie der gelehrte Bayer, ich erinnere mich jedoch nicht mehr auf wessen Autorität hin, erzählt, auf dieser Insel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, auch ohne die gewöhnliche Verbindung beider Geschlechter, vollkommen hinreichend seyn soll.

Da der Passatwind, den wir benutzen mußten, nur eben erst und noch sehr schwach eingetreten war, der traurige Zustand unserer Kranken aber es durchaus nöthig machte, daß wir ihnen auf irgend einer Küste Erfrischungen zu verschaffen suchten, so liefen wir in dieser letztern Absicht in eine Bai, auf einer von den kleinen Inseln Pulo Condore ein; allein der Anblick unserer großen Schiffe verursachte den wenigen Einwohnern derselben einen solchen Schrecken, daß sie sich sämmtlich in die Gebirge flüchteten, ihren geringen Vorrath von Lebensmitteln, den sie vor die Thüre ihrer Hütten getragen hatten, zurück ließen, und uns in einem daran befestigten, in chinesischer Sprache geschriebenen Zettel flehentlich baten, daß wir uns mit diesem Wenigen, was jedoch alles wäre,

was sie besäßen, begnügen, und nur ihre elenden Hütten verschonen möchten. Bei diesem verlassenen Zustande der Insel konnten wir uns unmöglich lange auf derselben aufhalten; wir segelten daher unverzüglich wieder ab, und steuerten gerade gegen einen Theil von dem Kontinent von Asien zu, der weit weniger bekannt ist, als er es zu seyn verdient, und als er es auch, wie ich mir prophetisch voraus zu sagen getraue, in einem geringen Zeitraum von Jahren mehrern europäischen Nationen werden wird. In unsern besten Geographien wird dieser Theil von Asien, der doch zwischen 3 und 400,000 englische Quadratmeilen, und auf diesen zum wenigsten 20 Millionen Einwohner enthält, mit einer unglaublichen Oberflächlichkeit behandelt, und die Verfasser können sich deshalb mit nichts entschuldigen, als daß es bei den Königreichen Laos, Cambodia, Siampa, Cochinchina und Tung-Quin noch an hinreichenden Materialien fehlt. Dies letztere hat allerdings seine vollkommene Richtigkeit, allein ich bin eitel genug zu hoffen, daß die wenigen, aber authentischen Materialien zur Geschichte, Geographie und Statistik dieser Länder, die ich hier dem Publikum vorlegen will, meine Leser auf das Bestimmteste überzeugen werden, daß diese Länder, oder auch nur ein Theil derselben, die bisher für so gering gehalten worden sind, nicht nur an und für sich selbst, sondern auch in Rücksicht des gegenwärtigen und zukünftigen Zustandes des brittischen Indiens, von der äußersten Wichtigkeit sind. Um die historische Uebersicht des Landes, die ich in diesem Kapitel mittheilen will, desto besser verstehen zu können, wird es jedoch nöthig seyn, vorerst einen gedrängten Umriß von der Lage und der geogra-

phischen Eintheilung desjenigen Theiles von dem asiatischen Kontinent, der gewöhnlich unter dem Namen von Cochinchina begriffen wird, vorangehen zu lassen.

Das unermeßliche chinesische Reich erstreckt sich gegen Süden bis zum 22° der Breite, allein eine an dasselbe anstoßende Landzunge dehnt sich gegen Westen bis zum 9° nördlicher Breite aus. Dieser letztere, 13 Grad in der Länge haltende Landstrich wird in der Mitte durch eine Kette von hohen Gebirgen von Norden nach Süden in zwei Theile getheilt, und durch dieselbe wird das birmansche Reich gegen Westen von den Königreichen Tung-Quin, Cochinchina, Tsiampa und Cambodia gegen Osten abgesondert. Diese Namen befinden sich zwar gewöhnlich auf unsern Charten, allein den Eingebornen selbst sind sie alle, außer Tung-Quin, gänzlich unbekannt. Die übrigen drei Länder zusammen genommen heißen An-Nan und zerfallen in drei Haupt-Abtheilungen. Die erste, die zwischen dem südlichsten Punkte, welcher die äußerste Spitze des Meerbusens von Siam bildet, ungefähr im 9° der Breite liegt, wird bis zum 12° Don-Nai genannt. Die zweite, welche sich von hier bis zum 15° erstreckt, heißt Chang, und die dritte, die sich vom 15° bis zum 17°, wo das Königreich Tung-Quin anfängt, ausdehnt, führt den Namen Hué. An den Küsten von allen diesen Abtheilungen giebt es mehrere sichere und sehr bequeme Baien und Häven. Der große Fluß Don-Nai, der auf den Charten Cambodia heißt, soll für die allergrößten Schiffe bis auf acht teutsche Meilen ins Land hinein, wo die Stadt Sai-

Gong liegt, die einen bequemen und geräumigen Haven und ein beträchtliches See-Arsenal hat, schiffbar seyn. Ein Engländer, der auf seiner Reise von China nach Indien auf einem großen portugiesischen Schiffe diesen Fluß hinauf gefahren ist, hat mich versichert, daß derselbe einen Anblick gewährt, wie man sich ihn nicht größer und erhabener vorstellen kann. Er hat mehrere sehr breite Aerme, allein derjenige unter ihnen, der von dem eben genannten Engländer befahren wurde, ist fast nirgends über eine halbe Stunde, und an manchen Stellen kaum eine Viertelstunde breit; das Wasser in demselben ist jedoch überall so außerordentlich tief, daß das Tauwerk seines Schiffes sich nicht selten in den Zweigen von den hohen Waldbäumen, womit der Rand desselben beschattet ist, verwickelte, und daß das Schiff selbst mit den Seiten an die mit üppigem Grün bedeckten Ufer anstieß.

In der Abtheilung Chang befindet sich der Haven Chin-Cheu in 13° 15′ nördlicher Breite; er ist sehr geräumig und gegen alle Winde vollkommen gesichert, allein große Schiffe können nicht anders als bei hohem Wasserstande in denselben einlaufen, weil die enge Einfahrt desselben oder vielmehr der Kanal, der sich zwischen ihm und der äußern Bai befindet, durch eine Sandbank versperrt wird. Dicht an diesem Haven liegt die Stadt Quing-Nong. Die Hauptstadt in der Abtheilung Hué führt denselbigen Namen wie das Land. Sie liegt an einem großen Flusse, der beträchtliche Schiffe trägt, allein unglücklicher Weise läuft eine Sandbank quer durch seine Mündung hindurch. Ein

wenig südwärts von diesem Flusse und in 16° 7′ der Breite liegt die Bai Han=San, die gemeiniglich auf unsern Charten Turon heißt; im ganzen Orient giebt es schwerlich irgend einen Haven, der diesem an Sicherheit und Bequemlichkeit gleich käme, und zuverlässig keinen einzigen, der ihn daran überträfe.

Auf diese Bai nun steuerten wir von Pulo=Condore aus zu und kamen am 24sten Mai vor derselben an. Da wir keine zuverlässige Charte von der Küste dieses Landes besaßen, so schickten wir ein Boot ab, um von der großen Menge von Fischerkähnen, die wir zwischen unserm Schiffe und der Küste erblickten, einen Lootsen herbei zu holen; allein die Fischer wurden dieses nicht sobald gewahr, als sie auch sogleich alle Segel aufspannten und mit der größten Geschwindigkeit davon eilten. Endlich wurde aber doch noch ein kleiner Kahn, der keine Segel hatte, eingeholt, und aus demselben ein elender alter Mann an Bord unsers Schiffes gebracht, der einen höchst bejammernswürdigen Anblick gewährte. Seine Augen lagen tief im Kopfe, sein Gesicht war mager, runzlicht und von graulicher Farbe, und einige wenige grauen Haare ragten unter einem schmutzigen Schnupftuche hervor, das um seinen Kopf gebunden war. Sein ganzer Anzug bestand in einem kurzen Rocke, der an zwanzig Orten mit Lappen von ganz verschiedener Farbe ausgeflickt war, und in einem Paar schmutziger Schifferhosen, die eben so zerrissen und geflickt waren, wie der Rock. Diese Musterprobe von dem Volke, bei dem wir einen Besuch abstatten woll-

ten, war eben nicht sehr geeignet, um uns große Erwartungen von demselben einzuflößen. Als der Alte auf das Schiff gebracht wurde, schien er über den Anblick des geräumigen Verdecks, der großen Kanonen und der Menge von Menschen, die sich auf demselben befanden, im höchsten Grade erstaunt zu seyn; besonders aber zog die Höhe der Mastbäume seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Seine Angst war dabei so groß, daß er wiederholt auf die Knie nieder fiel und die bittersten Thränen vergoß; es kostete uns sehr viele Mühe, ehe wir ihn einigermaßen beruhigen und ihm durch Zeichen die Absicht, weswegen wir ihn an Bord hatten holen lassen, zu verstehen geben konnten. Nachdem er es aber endlich begriffen und sich wieder beruhigt hatte, so gab er uns wirklich mit der größten Genauigkeit den Weg an, den wir zur Einfahrt in die Bai nehmen mußten, und wir überzeugten uns bei dieser Gelegenheit, wie nothwendig es gewesen war, daß wir ihn hatten kommen lassen, denn der Weg in diese Bai kann von Fremden die ihn nicht genau kennen, unmöglich aufgefunden werden. Wegen der stürmischen Witterung konnten wir übrigens erst am Abend des folgenden Tages in dieselbe einlaufen.

Der eigentliche Grund, warum wir, nachdem unsere Hoffnung zu Pulo-Condore gescheitert war, zu Turon anlegen mußten, war der elende Zustand, in welchem sich unsere Kranken befanden; es hatte sich nämlich zu Batavia ein hitziges Faulfieber und eine bösartige Ruhr auf unsern Schiffen verbreitet, und in diesem Au-

genblicke war beinahe die gesammte Mannschaft davon angesteckt. Man kann sich daher vorstellen, wie höchst unangenehm uns die Nachricht war, die wir bei unserer Ankunft zu Turon von dem Kapitän eines in dem Haven liegenden portugiesischen Kauffarteischiffes erhielten, daß durch einen bürgerlichen Krieg, der in ganz Cochinchina wüte und der durch eine allgemeine Empörung entzündet worden sey, die sämmtlichen Einwohner in einen so elenden Zustand und in eine solche Armuth versetzt worden wären, daß wir uns durchaus keine Hoffnung machen dürften, Lebensmittel und Erfrischungen, deren wir doch so äußerst benöthigt waren, von ihnen zu erhalten, und daß wir weit besser thun würden, wenn wir ohne allen Verzug nach Makao absegelten, als wenn wir hier lange vergebens auf eine solche Unterstützung warteten, die uns zwar ohne allen Zweifel sogleich würde versprochen, aber, wie er gewiß wüßte, durchaus nicht könnte geliefert werden. Diese schlimme Nachricht schien sich im Anfange auch allerdings durch den armseligen Zustand des alten Fischers, und überhaupt durch alles was wir sahen, nur allzusehr zu bestätigen. Es kamen nur sehr wenige Eingeborne an das Ufer, und diese wenigen waren so scheu und furchtsam, daß, sobald sich einige von uns ans Land begaben, sie sich jedes Mal sogleich entfernten und gewissermaßen vor uns zu fliehen schienen. Auch wurden den Schiffen keine Lebensmittel und keine Art von Erfrischungen zugeführt und es kostete uns äußerst viele Mühe, ehe wir uns auf der Küste selbst einige wenige Stück Geflügel und einen unbedeutenden Vorrath von Früchten und Wurzelwerk verschaffen konnten. Dieser sorgenvolle Zustand

dauerte jedoch nur einen einzigen Tag, denn zu unserer großen Freude war schon am zweiten Tage der Markt weit reichlicher versehen, und nach wenigen Tagen, als die Einwohner sahen, daß sie ihre Produkte um jeden selbst beliebigen Preiß und gegen baares Geld an uns verkaufen konnten, wurden wir von ihnen mit Vieh von aller Art, mit Früchten und Vegetabilien im größten Ueberflusse versorgt. Auch die Befehlshaber der Stadt kamen nach und nach zum Vorscheine; sie erwiesen uns viele Höflichkeiten und schienen keineswegs abgeneigt zu seyn, unsern Bedürfnissen so viel als möglich abzuhelfen. Sie besuchten uns sogar am Bord unseres Schiffes, und machten uns schon am vierten oder fünften Tage nach unserer Ankunft daselbst bekannt, daß in Zukunft täglich für die sämmtlichen Offiziere unserer Flotte ein Mittagessen auf der Küste bereit seyn würde, an welchem Jeder von ihnen, der Lust dazu hätte, Theil nehmen könnte.

Da wir nun sehr bald in dem besten Einverständnisse mit den Einwohnern lebten und das gegenseitige Zutrauen vollkommen hergestellt war, so machten wir sogleich eine Entdeckung, die für unsern Freund, den Kapitän Manuel Duomé, keineswegs ehrenvoll war. Dieser portugiesische Kauffahrer hatte aus wahrer kaufmännischer Eifersucht den Argwohn, den die Cochinchinesen gegen uns hatten, zu benutzen gesucht, und ihnen zu verstehen gegeben, daß das englische Geschwader höchst wahrscheinlich in keinen andern als feindseligen Absichten herbei gekommen wäre. Er schien sich wirklich alle mögliche Mühe gegeben zu haben, sie hiervon fest zu überzeugen, denn er hoffte dadurch

es dahin zu bringen, daß sie uns keine Lebensmittel verkaufen sollten, und daß wir uns folglich genöthigt sehen würden, so schnell als möglich wieder abzusegeln und ihm allein den ganzen Handel auf der Küste zu überlassen. Um jedoch dem Leser begreiflich zu machen, wie dieser Verdacht von den Einwohnern geschöpft werden konnte, muß ich hier eine kurze Uebersicht von den innern Angelegenheiten dieses zerrütteten Landes während der letztern dreißig Jahre mittheilen; ich glaube jedoch nicht, daß man diese historische Skizze für unwichtig und uninteressant halten wird.

Historische Uebersicht des neuern Cochinchina.

Im Jahre 1774, als Caung-Shung, König von Cochinchina, 35 Jahre regiert hatte und im 50sten Jahre seines Alters stand, brach plötzlich in seiner Hauptstadt, Quin-Nong, ein furchtbarer Aufruhr aus. An der Spitze desselben standen drei Brüder. Der älteste, der Yin-Yak hieß, war ein sehr reicher Kaufmann, der einen äußerst beträchtlichen Handel mit China und Japan trieb; der zweite, Long-Niang, war einer der obersten Generäle des Reichs, und der dritte, war ein Priester. Einer solchen gefährlichen Verbindung von Reichthum, militärischer Gewalt und Einfluß auf die Herzen des Volkes, konnte von Seiten des Königs nur ein sehr schwacher Widerstand entgegengesetzt werden; er war ein kränklicher, äußerst

träger Mann und hatte schon seit mehrern Jahren die Regierung größten Theils seinen Generälen übergeben, die fast sämmtlich Eunuchen waren. Zum Glück für die Aufrührer traten auch noch andere Umstände ein, die ihre Absichten beförderten, unter welchen vorzüglich derjenige angeführt werden muß, daß die Einführung eines neuen Kopfgeldes eben damals ein allgemeines Mißvergnügen unter dem Volke veranlaßt hatte. Der erste Schritt, den die Aufrührer thaten, bestand, wie es in solchen Fällen gewöhnlich der Fall ist, darin, daß sie sich der Person des Königs und aller Mitglieder der königl. Familie, deren sie habhaft werden konnten, bemächtigten und sie sämmtlich ohne allen Verzug ums Leben brachten. Da die Stadt Sai-Gong der Partei des entthronten Monarchen anzuhängen schien, so rückte sogleich eine starke Armee gegen dieselbe vor; ihre Mauern wurden niedergerissen und über 20,000 Einwohner ums Leben gebracht; es vergieng nunmehr überhaupt fast kein Tag, wo nicht unter dem Vorwande von Verschwörungen gegen die geheiligten Personen der Usurpatoren in allen Theilen des Landes Untersuchungen und Hinrichtungen statt gehabt hätten. Die drei Brüder ließen übrigens kein Mittel unversucht und keine Gelegenheit vorbei gehen, um sich immer mehr die Gunst des Volkes zu erwerben. Der Kaufmann gab zu diesem Ende kostbare Mahlzeiten, prächtige Feste und Feuerwerke; der General schmeichelte auf alle mögliche Art der Armee und der Priester wußte es bei der Geistlichkeit dahin zu bringen, daß sie es dem blinden Volke als den ausdrücklichen Willen und Befehl von Tien

ankündigte, daß diese drei würdigen vortrefflichen Männer in Zukunft seine Beherrscher seyn sollten.

Wegen der künftigen Regierung dieses unermeßlichen Landes kamen die drei Brüder mit einander dahin überein, daß Yin = Yak die beiden Abtheilungen Chang und Don = Nai, der zweite Bruder, Long-Niang aber Hué, das an Tung = Quin gränzt, besitzen, der jüngste Bruder hingegen den Posten eines obersten Priesters von ganz Cochinchina bekleiden sollte. Durch diese Uebereinkunft stellte Yin = Yak listiger Weise seinen Bruder zwischen sich und die Tungquinesen, welche damals noch für eine sehr mächtige Nation gehalten wurden. Allein Long = Niang hatte kaum den Fuß in seine Hauptstadt Hué = Fu gesetzt, als er auch schon Gelegenheit suchte, einen Streit mit dem Könige von Tung = Quin anzufangen, der ein zinspflichtiger Vasall von dem Kaiser von China war. Die Tungquinesen, die ganz einerlei Charakter mit den Chinesen besitzen, waren freilich nicht im Stande, sich mit den abgehärteten und geübten Truppen eines kühnen Usurpators zu messen; ihr König verließ sogleich nach dem ersten verlornen Treffen die Armee und flüchtete sich nach Peking, um den Kaiser von China um Hülfe anzurufen. Kien = Lung, der in seinen Kriegen in der Tartarei und auf der Insel Formosa glücklich gewesen war, bildete sich fest ein, daß seine Truppen unüberwindlich wären und hielt es daher auch für nichts weniger als schwer, diesen Usurpator aus Tung-Quin zu verjagen und den rechtmäßigen Monarchen

wieder auf den Thron zu setzen. Er befahl deßhalb dem Vice-König von Canton, ohne allen Verzug mit einer Armee von 100,000 Mann dahin aufzubrechen. Long-Niang wurde jedoch sowohl hiervon, als auch von allen Bewegungen dieser ungeheuern Armee durch seine Spione auf das allergenaueste benachrichtigt, und da er auch den Weg, auf welchem dieselbe vorrückte, erfahren hatte, so schickte er einzelne Korps ab, welche die Städte und Dörfer und die ganze Gegend, durch welche das chinesische Heer marschiren wollte, ausplündern und verwüsten mußten. Das letztere litt daher, lange vorher, ehe es auch nur noch die Gränze von Tung-Quin erreichte, einen so gänzlichen Mangel an allen Arten von Lebensmitteln, daß es schlechterdings genöthigt war, wieder zurück zu kehren.

Der Usurpator, der ein weit besserer General war, als unser Freund Foo-Chang-Tong, der Oberbefehlshaber dieser Armee, den wir in der Folge an dem Hofe zu Peking persönlich kennen lernten, folgte den chinesischen Truppen auf ihrem Rückzuge immer auf den Fersen nach und ließ ihnen nicht einen Augenblick Ruhe; sie hatten bei dieser schlecht ausgeführten Unternehmung sowohl durch Beschwerden aller Art, als durch Hunger und das Schwerdt des Feindes so außerordentlich viel auszustehen, daß nicht weniger als 50,000 Mann dabei umgekommen seyn sollen, ohne daß eine einzige Haupt-Schlacht vorgefallen ist. Der Vicekönig, der mit dem Ueberreste seiner Armee bis auf zwanzig teutsche Meilen von Canton zurück getrieben war, hielt es, um allem fernern Verlust an

Menschen, und was ihm noch weit wichtiger war, dem Verlust seiner Stelle und seiner unfehlbaren Ungnade vorzubeugen, für das Klügste, was er thun könnte, daß er sich mit dem Usurpator in Unterhandlungen einließe. Allein Long-Niang stimmte nunmehr einen viel höhern Ton, den eines Eroberers an, und erklärte ganz frei, daß, da er durch den Willen des Himmels und die Stimme des Volkes auf den Thron von Tung-Quin gesetzt worden sey, er fest entschlossen wäre, sein Recht auf denselben bis aufs äußerste zu vertheidigen; daß er 200,000 Mann in Tung-Quin und eben so viele in Cochinchina habe, die bereit wären, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen; und daß er nicht mehr Long-Niang, der Usurpator, wäre, sondern daß er sich unter dem Namen Quang-Tung zum Könige der vereinigten Reiche Tung-Quin und Cochinchina habe krönen lassen.

Der Vicekönig von Canton war auf diesen hohen und entschlossenen Ton des Usurpators keinesweges gefaßt, allein es blieb ihm nicht viele Zeit zu Ueberlegungen übrig. Foo-Chang-Tong war allerdings ein sehr schlechter Soldat; was ihm aber an Muth und militärischen Talenten abgieng, das ersetzte er reichlich durch List und Verschlagenheit. Seine Stelle und sein ganzes zeitliches Glück standen bei dieser Gelegenheit auf dem Spiele, und er fühlte sehr wohl, daß ihm jetzt nichts weiter übrig bliebe, als ein verzweifeltes Spiel zu spielen. Dem zu Folge schickte er einen Kourier an den Hof zu Peking ab, und stattete dem Kaiser von dem beispiellos glücklichen Erfolge seiner Unternehmung ehrerbietigen Bericht ab. Nachdem

er in demselben von mehrern Gefechten, die niemals vorgefallen waren, umständliche Beschreibungen mitgetheilt hatte, in welchen allen seiner Versicherung nach die Truppen des Kaisers beständig den Sieg davon getragen hätten, so ließ er auch der großen Tapferkeit seines Feindes die volleste Gerechtigkeit wiederfahren; alsdann äußerte er sich über die Rechtmäßigkeit und Billigkeit seiner Ansprüche auf eine Krone, die ihr voriger Besitzer im Stiche gelassen und aufgegeben hätte; er sprach viel von dem vortrefflichen Charakter seines Gegners und der großen allgemeinen Achtung, worin er beim Volke stände und that zuletzt den Vorschlag, daß Quang-Tung nach Peking eingeladen werden möchte, um daselbst von dem Kaiser als rechtmäßiger König von Tung-Quin anerkannt und bestätigt zu werden, und um demselben in dieser Eigenschaft zugleich die gewöhnliche Huldigung zu leisten. Ueberdies gab er auch noch zu verstehen, daß wenn man dem vorigen Könige von Tung-Quin in irgend einer Provinz von China ein Mandarinat übertrüge, dieses eine überreichliche Entschädigung für seinen erlittenen Verlust seyn würde.

Der Vice-König hatte wirklich das Glück, daß nicht nur der kaiserl. Hof seinen Vorschlag genehmigte, sondern daß auch der abgesetzte König von Tung-Quin seine Ansprüche auf die Krone aufgab, und den herabgewürdigten Titel eines chinesischen Mandarinen annahm; worauf auch sogleich ein Einladungsschreiben, nach Peking zu kommen, in der gehörigen Form an Quang-Tung ab-

geschickt wurde. Allein dieser behutsame General befürchtete, daß dieses eine List von Seiten des Vice-Königs seyn könnte, um sich seiner Person zu bemächtigen, und da er allerdings einem Manne, dem er eine so schimpfliche Niederlage beigebracht hatte, nicht füglich trauen konnte, so stand er lange an, was er thun sollte. Endlich frug er einen von seinen vertrautesten Generälen über die Sache um Rath, und hierauf wurde der Beschluß gefaßt, daß sich dieser letztere Offizier statt seiner in die Hauptstadt von China verfügen, und sich daselbst für den neuen König von Tung-Quin und Cochinchina ausgeben sollte. Der Plan wurde auch sogleich ausgeführt, und dieser Offizier wurde wirklich zu Peking mit allen Ehrenbezeigungen, die man nur erwarten konnte, aufgenommen, mit reichen Geschenken überhäuft und in allen seinen Ansprüchen auf die beiden vereinigten Königreiche bestätigt; da beide Länder dem Kaiser von China zinsbar seyn sollten, so wurde er, weil man ihn ohne den geringsten Zweifel für Quang-Tung selbst hielt, von dem Kaiser förmlich mit denselben belehnt. Als aber hierauf dieser Offizier, der in China die Rolle des Königs gespielt hatte, wieder nach Hué zurück kam, so befand sich Quang-Tung in der größten Verlegenheit, und wußte nicht, wie er sich benehmen sollte; weil jedoch ein Vorgang, von dem so viele lebendige Zeugen vorhanden waren, unmöglich lange verschwiegen bleiben konnte, so ließ er seinen Freund, den Offizier, und das ganze Gefolge, so mit demselben in China gewesen war, ums Leben bringen, denn dieses schien ihm das sicherste und vielleicht das einzige Mittel zu seyn, um den Streich, den er

dem Kaiser von China gespielt hatte, zu verheimlichen. Dieser Vorfall ereignete sich im J. 1779.

Wer nur einigermaßen den Charakter und die Regierungsverfassung der Chinesen kennt, der wird sich nicht im geringsten wundern, daß der kommandirende General einer Armee der obersten Behörde zu Peking einen durchaus falschen Rapport von allem, was bei derselben vorgefallen war, abzustatten wagte. Wo man nur allein durch einen Betrug, so lange er nicht entdeckt wird, auf einen glücklichen Ausgang einer Sache rechnen kann; wo man keinen andern Maßstab für militärische Verdienste kennt, als Siege und triumphirende Fortschritte, und wo der geringste nachtheilige Wechsel, sobald er ruchbar wird, die schrecklichsten Strafen und Beschimpfungen nach sich zieht; — da kann man unmöglich Wahrheit aus der Feder eines Mannes erwarten, der nichts zu erzählen hat, als die Geschichte seiner Niederlagen. Vergebens haben Kien-Long und Kia-King von Zeit zu Zeit die geschärftesten Proklamationen deßhalb erlassen, und alle Generäle, die Berichte von Schlachten, so niemals Statt gehabt hätten, und von Siegen, die nicht erfochten worden wären, abstatten würden, mit den härtesten Strafen bedroht; die oberste Behörde zu Peking erhält noch heut zu Tage immerfort ganz eben so wenig wahre und zuverlässige Berichte von dem Zustand der Angelegenheiten ihrer Armeen, als es von jeher seit 2000 Jahren der Fall gewesen ist. Daher darf man sich nicht wundern, daß Foo-Chang-Tong in einer Entfernung von 400 teutschen Meilen und in einem wilden, wenig besuchten,

Lande in Versuchung gerieth, den Hof zu hintergehen, und daß auch sein gespielter Betrug unentdeckt geblieben ist.

Zu der Zeit, als die Rebellion in Cochinchina ausbrach, und die drei Brüder den König und denjenigen Theil der königlichen Familie und ihrer Anhänger, die in ihre Hände fielen, ums Leben bringen ließen, befand sich am dortigen Hofe ein französischer Missionarius, Namens Adran, der in den verschiedenen Nachrichten, die von ihm in die Lettres édifiantes et curieuses eingerückt worden sind, sich selbst den apostolischen Vikarius von Cochinchina nennt. Er war der königlichen Familie in hohem Grade ergeben, und diese schien auch von ihrer Seite die größte Achtung und Liebe für ihn zu haben. Anstatt die kleine Kolonie von Christen, die er in diesem Lande errichtet hatte, zu verfolgen, hatte sie vielmehr der König förmlich in seinen Schutz genommen, und er befürchtete so wenig Gefahr von einem Manne, der sich doch zu einer von der seinigen ganz verschiedenen Religion bekannte, daß er kein Bedenken trug, ihm seinen einzigen Sohn und Thronerben zur Erziehung zu übergeben. Bei dem ersten Ausbruch der Empörung sah Adran sogleich, daß für ihn und seine Gemeinde keine Rettung zu hoffen wäre, als bloß allein in der Flucht. Der König selbst befand sich unglücklicher Weise schon in der Gewalt der Rebellen, allein durch Adrans Beistand entkamen die Königin, der junge Prinz, dessen Gemahlin und unmündiger Sohn, und eine Schwester des Prinzen. Unter Begünstigung der Nacht flüchteten sie sich ziemlich weit von der

Hauptstadt weg, und wählten einen Wald zum Ort ihres Aufenthaltes. Hier hielt sich der nunmehrige junge König von Cochinchina mit dem Reste seiner unglücklichen Familie mehrere Monate hindurch unter den schattigen Aesten eines Banianen- oder indischen Feigenbaumes verborgen, und diese Freistätte wurde vielleicht durch das Gepräge von Heiligkeit, das dieser Baum in jenem Lande trägt, in ihren Augen nur desto sicherer und unverletzlicher. In dieser traurigen Lage erhielten sie ihren Unterhalt bloß allein von einem christlichen Geistlichen, Namens Paul, der ihnen mit der größten Lebensgefahr täglich die nöthigen Nahrungsmittel brachte, bis endlich alle Nachforschungen eingestellt, und die sämmtlichen Truppen-Korps, die in dieser Absicht auf allen Seiten ausgeschickt waren, wieder zurückgerufen wurden.

Sobald daher die Wege wieder sicher waren, eilten die unglücklichen Flüchtlinge nach Sai-Gong, wo das Volk seinen rechtmäßigen Oberherrn sogleich anerkannte, und ihn unter dem Namen seines verstorbenen Vaters Caung-Schung zum König von Cochinchina krönte. Zufälliger Weise lagen gerade damals in dem Haven zu Sai-Gong ein ziemlich wohl bewaffnetes französisches Schiff, nebst sieben portugiesischen Kauffahrteischiffen und einer beträchtlichen Anzahl von Junken und Ruderschiffen. Auf Adrans Rath kaufte der König diese ganze Flotte, bemannte sie, so schnell er konnte, und rüstete sie mit allem Erforderlichen aus, um mit derselben die Flotte des Usurpators in dem Haven von Quin-Nong ganz unerwartet zu überfallen. Der Passat-Wind

war zur Ausführung dieses Planes vollkommen günstig, und man lief auch wirklich in die Bai ein, in welcher die feindliche Flotte ruhig vor Anker lag. Allein sobald auf dem Lande Lärm gemacht wurde, so waren auch in sehr kurzer Zeit die sämmtlichen Truppen eingeschifft. Der Ausgang des Kampfes war jedoch lange zweifelhaft, bis endlich das Schiff des Franzosen, der bei dieser Gelegenheit, nach französischen Berichten, Wunder der Tapferkeit gethan haben soll, scheiterte und untersank; worauf die Befehlshaber der sieben portugiesischen Schiffe sogleich die Flucht ergriffen, und nach Makao segelten. Der junge König zeigte bei dieser Gelegenheit die größte Unerschrockenheit und eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit, allein er mußte endlich der überlegenen Anzahl weichen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich durch eine schleunige Flucht zu retten.

Durch diesen Angriff wurde zwar ein beträchtlicher Theil von Yin-Yac's Flotte unbrauchbar gemacht, oder ganz zu Grunde gerichtet, allein außerdem hatte derselbe keine andere Folge, als daß dadurch die ganze Aufmerksamkeit des Usurpators auf den südlichen Theil des Landes geleitet wurde. Caung-Schung war kaum nach Don-Nai zurück gekommen, was er nicht ohne die größten Schwierigkeiten bewerkstelligen konnte, weil ihm auf diesem Rückwege der Passatwind entgegen war, so erfuhr er auch sogleich die Nachricht, daß eine starke Armee auf dem Marsch gegen ihn begriffen wäre. Da er nun einsah, daß aller Widerstand vergeblich seyn würde, so faßte er den Entschluß, das Land ganz zu ver-

lassen. Er schiffte sich daher mit dem Ueberreste seiner Familie, und einigen wenigen treuen Anhängern auf dem Flusse Sai-Gong ein, stach in die offene See, und kam glücklich auf eine kleine unbewohnte Insel im Meerbusen von Siam, Namens Pulo-Wai. Hier sammelten sich nach und nach ungefähr 1200 von seinen Unterthanen zu ihm, die fähig waren die Waffen zu führen. Der Usurpator entdeckte jedoch seinen Zufluchtsort, und beschloß eine Armee abzuschicken, um ihn daselbst zu überfallen; allein Caung-Schung wurde hiervon glücklicher Weise benachrichtigt, und hielt es für klüger, sich nach Siam einzuschiffen, und unter den Schutz des dasigen Königs zu begeben, als auf einer offenen Insel zu bleiben, wo sein und der Seinigen Untergang unvermeidlich gewesen wäre.

Der König von Siam war damals eben in einem Kriege gegen die Birmanen begriffen, welche bisher immer siegreich gewesen und schon beträchtlich weit in seinem Lande vorgedrungen waren. Caung-Schung, der zu stolz war, um in Unthätigkeit von den Wohlthaten des Königs von Siam leben zu können, machte diesem daher das Anerbieten, daß er mit der kleinen Armee, die er bei sich hätte, und die sich damals ungefähr auf tausend Mann belief, gegen den Feind zu Felde ziehen wollte, und der König nahm diesen Vorschlag auch mit Vergnügen an. Da nun Caung-Schung durch den Unterricht des französischen Missionarius ziemliche Kenntnisse in der europäischen Taktik erlangt hatte, so fand er hier zum ersten Male eine

Gelegenheit, sie anzuwenden. Statt sich mit dem Feinde in eine Hauptschlacht einzulassen, suchte er nur immer sichere Stellungen zu wählen, ihm auf seinen Märschen alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen und ihn beständig durch einzelne Korps zu ermüden und zu quälen; durch dieses geschickte Benehmen, das den Birmanen völlig neu und unbekannt war, brachte er es auch wirklich dahin, daß diese ihn endlich um Frieden bitten und denselben ganz so, wie er ihn vorschrieb, annehmen mußten. Hierauf kehrte er siegreich in die Hauptstadt von Siam zurück, wo er mit der größten Freude aufgenommen und von dem Könige mit den reichsten Geschenken an Gold, Silber und kostbaren Steinen überhäuft wurde.

Während Caung-Schung's Abwesenheit hatte der König von Siam der Mutter desselben Vorschläge gemacht, daß sie ihm seine Schwester zur Konkubine geben sollte; sie hatte dieselben aber mit Verachtung von sich gewiesen. Da jedoch der König in dieses schöne Mädchen sterblich verliebt war, so wollte er sich um jeden Preiß in den Besitz derselben setzen, und erbot sich daher, nach Caung-Schung's Zurückkunft, seinen Thron mit ihr zu theilen; allein auch dieses wurde abgeschlagen. Der König von Siam war hierdurch äußerst beleidigt, und warf dem entthronten Fürsten vor, daß er ein armseliger Verbannter wäre, der sich gar nicht im Fall befände, auf sich und seine Familie einen solchen Werth zu legen. Bei dieser Gelegenheit sollen die beiden Monarchen in einen lebhaften Zank mit einander gerathen seyn; andere Nachrichten

versichern hingegen, und dies ist auch wirklich weit wahrscheinlicher, daß die siamesischen Generale aus Eifersucht gegen den ausgewanderten Fürsten eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt hätten. Es wäre auch denkbar, daß sich diese Eifersucht in das Herz des Königs von Siam selbst eingeschlichen hätte. Caung-Schung wurde jedoch noch zeitig genug von dem Sturme, der sich gegen ihn erhob, benachrichtigt; er theilte seine Besorgnisse einigen seiner treuesten Anhänger mit, und diese riethen ihm, einen Hof, wo er keinen Augenblick seines Lebens mehr sicher wäre, unverzüglich zu verlassen. Es wurde daher beschlossen, daß man sich noch an dem nämlichen Abend mit dem Schwerdt in der Hand einen Weg zu dem nächsten Haven eröffnen, sich aller daselbst vor Anker liegenden Schiffe bemächtigen, und alsdann mit denselben geradezu auf die vorige unbewohnte Insel Pulo-Wai lossteuern wollte. Die Anzahl seiner Anhänger, die theils Cochinchina sogleich mit ihm verlassen hatten, theils seitdem nach Siam zu ihm gekommen waren, belief sich ungefähr auf 1500 Personen. Er brach daher wirklich an der Spitze dieses kleinen Korps und in Begleitung seiner Familie zur bestimmten Zeit aus der Hauptstadt von Siam auf, warf alles nieder, was sich ihm entgegen setzte, und bahnte sich einen Weg bis zum Haven; hier fand er eine hinlängliche Anzahl von siamesischen Schiffen und von malayischen Pro's, auf denen er seine Freunde und Anhänger ruhig einschiffte, stach alsdann mit ihnen in die offene See und kam glücklich zu Pulo-Wai an. Hier war

nun seine erste Sorge, mit den Kanonen und sonstigen Waffen, die er auf den weggenommenen Schiffen gefunden hatte, diese Insel auf eine solche Art zu befestigen, daß er von keinem Angriffe, weder von Seiten des Königs von Siam, noch der Rebellen in Cochinchina das Geringste mehr zu befürchten haben möchte.

Kurz vorher, ehe dieses alles sich zutrug, hatte sich Adran von Siam aus wieder in die südlichen Provinzen von Cochinchina begeben, um daselbst die Gesinnungen des Volkes gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn zu erforschen. Da er nun fand, daß sie ihm noch immer treu ergeben waren, und daß man allgemein mit dem Usurpator äußerst unzufrieden war, so faßte er den Entschluß, Ludwig XVI. um Hülfe anzurufen, um durch dessen Beistand den rechtmäßigen Erben wieder auf den Thron zu setzen; hierbei wollte er sich zu solchen Bedingungen verstehen, die, ohne daß sie ihm selbst zum Vorwurf gereichen könnten, Frankreich in der Folge die grösten Vortheile verschaffen würden. In dieser Absicht segelte er wieder von Cochinchina ab, und suchte den flüchtigen König auf. „Ich traf den unglücklichen Monarchen," sagt er in einem von Pondichery datirten Briefe, „in Gesellschaft einiger treuer Freunde, in einer erbärmlichen Lage auf einer von den kleinen Inseln in dem Meerbusen von Siam an, in der Gegend, wo dieses Reich an Cambodia gränzt. Seine Soldaten lebten bloß allein von Wurzeln, die sie aus der Erde gruben." — Der König billigte nicht nur sogleich den Vorschlag,

den ihm der Missionarius machte, sondern vertraute ihm auch sogar seinen ältesten Sohn zum Reisegefährten an, und bat ihn auf das dringendste, daß er denselben, im Fall, daß ihm selbst noch ein größeres Unglück bevorstände, niemals verlassen, und ihm immer als Vater und Freund mit Rath und That an die Hand gehen möchte. Zugleich beschwor er ihn, dafür zu sorgen, daß der junge Prinz sein ihm rechtmäßig zugehöriges Reich, das seinem Vater so schändlicher Weise entrissen worden wäre, niemals aus den Augen verlieren und demselben nie vorsätzlich entsagen möchte.

Adran versprach dem König alles dieses auf das feierlichste, und nachdem er ihn so viel als möglich beruhigt hatte, so schiffte er sich mit dem ihm anvertrauten Zöglinge nach Pondichery ein; hier fand er bald nachher ein europäisches Schiff, mit welchem er die Reise machen konnte, und kam im Jahre 1787 glücklich zu Paris an. Der junge Prinz wurde bei Hofe vorgestellt, und daselbst mit vieler Achtung und Auszeichnung behandelt. Der Plan des Missionarius erhielt einen solchen allgemeinen Beifall, daß schon nach wenigen Monaten ein Vertrag zwischen Ludwig XVI. und dem König von Cochinchina abgeschlossen, und von Seiten des erstern durch den Grafen von Montmorin, für den letztern aber von dem jungen Prinzen selbst zu Versailles unterzeichnet wurde. Da dieser höchst merkwürdige Traktat, so viel ich weiß, noch niemals bekannt gemacht worden ist, so will ich die vorzüglichsten Artikel desselben kürzlich hier mittheilen:

1) Zwischen den Königen von Frankreich und Cochinchina soll ein Schutz- und Trutz-Bündniß Statt haben; sie machen sich beide anheischig, sich gegenseitig gegen jede Macht, die einen von ihnen mit Krieg überziehen würde, Hülfe und Beistand zu leisten.

2) Dem zu Folge soll gegenwärtig dem König von Cochinchina eine Flotte von zwanzig französischen Kriegsschiffen von einer selbst zu bestimmenden Größe und Stärke ganz zu seinem Gebrauche überlassen werden.

3) Ferner sollen unverzüglich fünf vollständige europäische Regimenter, und zwei Regimenter von eingebornen Kolonialtruppen nach Cochinchina eingeschifft werden.

4) Seine Majestät Ludwig XVI. macht sich anheischig, innerhalb vier Monaten die Summe von einer Million Dollars zu bezahlen, wovon die eine Hälfte in baarem Gelde, die andere aber in Salpeter, Kanonen, Flinten und anderen Kriegsvorräthen entrichtet werden soll.

5) Von dem Augenblicke an, wo die französischen Truppen das Gebiet des Königs von Cochinchina betreten werden, sollen sie und ihre Generäle, sowohl zur See als zu Land, einzig und allein unter den Befehlen des Königs von Cochinchina stehen. Die kommandirenden Offiziers sollen daher von Sr. allerchristlichsten Majestät dahin angewiesen werden, daß sie überall und

in allen Dingen den Befehlen ihres neuen Alliirten zu gehorchen haben.

Dagegen

1) macht sich der König von Cochinchina verbindlich, sobald die Ruhe in seinem Lande wieder hergestellt seyn wird, zur Erbauung und Ausrüstung von vierzehn Linienschiffen alle Arten von Materialien zu liefern, damit dieselben, sobald der Gesandte des Königs von Frankreich es verlangen wird, ohne allen Verzug in die See stechen können; damit jedoch dieser Zweck desto sicherer erreicht werde, so sollen von Europa aus eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere von der Marine nach Cochinchina abgeschickt werden, um daselbst eine fortdauernde Niederlassung zu errichten.

2) Sr. Majestät Ludwig XVI. soll auf allen Punkten der Küste von Cochinchina, wo es nur immer für zuträglich gehalten werden wird, Konsuln halten dürfen. Diese sollen das Recht haben, Schiffe, Fregatten und andere Fahrzeuge zu erbauen und erbauen zu lassen, ohne daß ihnen die Regierung von Cochinchina unter irgend einem Vorwande das geringste Hinderniß in den Weg legen darf.

3) Dem Gesandten von Sr. Majestät Ludwig XVI. an dem Hofe zu Cochinchina soll es verstattet seyn, in welchen Waldungen er nur immer wolle, so viel Schiffbauholz fällen zu lassen, als er zur Erbauung von Schiffen, Fregatten und anderen Fahrzeugen für nöthig erachten wird.

4) Der König von Cochinchina und dessen oberster Staatsrath sollen Sr. allerchristlichsten Majestät, deren Erben und Nachfolgern auf ewige Zeiten den Haven und das Gebiet von Han-san (die Bai und Halbinsel Turon) nebst allen dazu gehörigen Inseln von Faifo gegen Süden, bis nach Hai-wen gegen Norden abtreten.

5) Der König von Cochinchina verspricht ferner, die erforderliche Anzahl von Menschen, und alle Materialien zu liefern, um alle zur Vertheidigung dieser seinem treuen Alliirten dem Könige von Frankreich abgetretenen Landesstrecke erforderlichen Forts, Brücken, Straßen und Doggen zu erbauen und anzulegen.

6) Im Fall, daß die Eingebornen früher oder später nicht mehr gesonnen seyn sollten, in der abgetretenen Landesstrecke ferner zu wohnen, so sollen sie volle Freiheit besitzen, dieselbe zu verlassen, und in diesem Falle soll ihnen der Werth der Ländereien und alles anderen Eigenthums, das sie darin zurücklassen, baar bezahlt werden. Die Civil- und Kriminal-Jurisdiction soll in dieser abgetretenen Landesstrecke ganz unverändert bleiben; alle Religionsmeinungen sollen darin vollkommen frei seyn; die Abgaben sollen von den Franzosen nach dem im Lande herkömmlichen Gebrauch eingesammelt, und die Einnehmer derselben gemeinschaftlich von dem Gesandten von Frankreich und dem Könige von Cochinchina ernannt werden. Der letztere soll jedoch nicht berechtigt seyn, irgend einen Theil von die-

sen Abgaben für sich zu fordern, sondern diese sollen ausschließend Sr. Allerchristlichsten Majestät zur Bestreitung der Ausgaben auf das abgetretene Gebiet zugehören.

7) Im Fall Se. allerchristlichste Majestät zu einem Krieg in irgend einem Theile von Indien gezwungen werden sollte, so soll es dem Oberbefehlshaber der französischen Truppen verstattet seyn, eine Armee von 14,000 Mann im Lande anzuwerben, die ganz eben so, wie die französischen Soldaten verpflegt und besoldet, aber auch nach französischen Grundsätzen in den Waffen geübt werden soll.

8) Im Fall, daß irgend eine Macht die Franzosen in ihrem Gebiete in Cochinchina selbst angreifen sollte, so macht sich der König von Cochinchina verbindlich, eine Armee von 60,000 Mann Landtruppen und erforderlichen Falls auch noch mehr zu liefern, die er auf seine Kosten auszurüsten, zu verpflegen und zu besolden hat ꝛc. ꝛc.

Außer diesen Artikeln enthält der Traktat noch verschiedene andere von geringerer Wichtigkeit, die aber alle, wie man es leicht vermuthen kann, äußerst vortheilhaft für die Franzosen sind. Adran wurde zum Bischof von Cochinchina, und zugleich auch zum außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten an dem dasigen Hofe ernannt. Das Kommando über die einzuschiffenden Truppen, deren Gebrauch einzig und allein

dem Bischof überlassen wurde, wollte der König entweder dem Herrn von Cüstine oder dem Herrn De Frêne übertragen. Der Bischof wünschte jedoch, daß Herr Conway, Gouverneur von Pondichery, es erhalten möchte; allein Ludwig XVI. scheint einen heftigen Widerwillen gegen diesen Offizier gehabt und ihn für einen unmoralischen Menschen ohne alle Grundsätze und für einen stolzen, hochmüthigen und unruhigen Mann gehalten zu haben. „Sie lassen sich, mein lieber „Herr Adran," sagte dieser gutmüthige Monarch, „durch ihre günstige Meinung von Herrn Conway „irre führen; glauben Sie mir, er wird Ihnen eine „Menge Unannehmlichkeiten verursachen, und wahrschein„lich den ganzen Zweck Ihrer Unternehmung vereiteln. „Wenn ich ihn zum General-Gouverneur von Indien „ernannt habe, so geschah es bloß in der Absicht, da„mit er bei uns hier keine Ränke schmieden, und nicht „alles in Verwirrung setzen sollte, denn ich kenne ihn „ganz genau, und weiß, daß er nicht einen Augenblick „ruhig seyn kann. Er mag vielleicht ein ganz guter „Soldat seyn, und seine Stelle zu Pondichery ziem„lich gut ausfüllen, aber an die Spitze einer Armee „würde ich ihn niemals gestellt haben. Weil Sie es „jedoch wünschen, so will ich ihn zum General„Lieutenant ernennen, und ihm das rothe Band ge„ben."

Dieses geschah auch, und nachdem nun die ganze Sache zu Paris in Richtigkeit gebracht worden war, so segelte der Bischof in Gesellschaft des jungen, ihm an-

vertrauten Prinzen, und mit dem abgeschlossenen Traktat in der Tasche, als bevollmächtigter Gesandter Ludwigs XVI. von Frankreich bei dem Könige von Cochinchina, auf der Fregatte Medusa wieder nach Pondichery zurück. Auf seiner Reise legte er auf der Insel Frankreich an und fand in dem dasigen Haven ein Schiff von 50 Kanonen, sieben Fregatten, und mehrere Transportschiffe liegen; auch erfuhr er, daß die Anzahl der Truppen, über die sogleich verfügt werden könnte, sich auf dieser Insel und auf der Insel Bourbon auf 4 — 5000 Mann beliefe. Er gab daher sogleich den Befehl, daß diese Schiffe so schnell als möglich in segelfertigen Stand gesetzt, und die Truppen bereit gehalten werden sollten, um unverzüglich, sobald das Aviso = Schiff ankommen würde, das er von Pondichery aus sogleich nach seiner Ankunft daselbst mit den deßfalsigen Befehlen abschicken wollte, eingeschifft zu werden.

Unglücklicher Weise befand sich aber bei seiner Ankunft zu Pondichery, im Jahre 1789, ein durch seine Schönheit berühmtes Frauenzimmer daselbst; dies war Madame de Vienne, die Frau von Conways Adjudanten, und Maitresse des Generals. Nachdem der Bischof allen Damen, die sich damals in dieser Kolonie befanden, seine Aufwartung gemacht hatte, so gaben ihm seine Freunde den Rath, auch bei dieser einen Besuch abzustatten. Allein er weigerte sich nicht nur dieses zu thun, sondern war auch äußerst darüber aufgebracht, daß man

ihm nur diesen Vorschlag hätte thun können; er erlaubte sich bei dieser Gelegenheit mehrere grobe Ausfälle, und tadelte in den heftigsten Ausdrücken die schändliche Aufführung des Generals und seiner Maitresse. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses alles der letzteren durch ihre vertrauten Freunde wörtlich wieder hinterbracht wurde, und die schöne Dame gerieth darüber in einen solchen Zorn gegen den Priester, der sich solcher impertinenter Bemerkungen, wie sie dieselben nannte, gegen sie bedient hatte, daß sie auf der Stelle den Entschluß faßte, sich dafür auf das empfindlichste an ihm zu rächen. Frau von Vienne hatte über Conway eine unumschränkte Herrschaft erlangt; sie ergriff daher in einer großen Gesellschaft die Gelegenheit, sich über sein rothes Band lustig zu machen, und nannte es ein Spielzeug, das man ihm zum Zeitvertreibe, und um ihn bei guter Laune zu erhalten, geschickt habe, aber nicht um ihm dadurch ein ehrenvolles Zeugniß seiner geleisteten Dienste zu geben. Zugleich sprach sie auf das verächtlichste von der großen Ehrenstelle, zu der er in der Armee eines Pfaffen, wie sie sich ausdrückte, und unter dem Oberbefehle eines Bischofs befördert worden wäre. Kurz diese erbitterte Schöne wußte Conway so sehr auf seiner schwachen Seite anzugreifen, daß sie ihre Absicht vollkommen erreichte; sie brachte es wirklich dahin, daß derselbe die vorhabende Expedition vorerst verzögerte und deßhalb sogleich einen Schnellsegler mit dem Befehle, die Ausrüstungen einzustellen, bis anderweitige Befehle von dem Hofe zu Versailles angekommen seyn würden, nach der Insel Mauritius abschickte. Unterdessen brach aber in Frankreich die Revolution aus,

und dadurch gerieth die ganze Unternehmung ins Stocken.

Hätte die Sache nicht diesen unerwarteten Ausgang gehabt, so wären die Folgen, die dieser Traktat auf unsere Besitzungen in Indien und auf den Handel unserer ostindischen Kompagnie mit China gehabt haben würde, nicht zu berechnen gewesen; so viel ist jedoch unläugbar gewiß, daß er nichts anderes, als die Vernichtung von beiden zur Absicht hatte.

Der Bischof ließ sich jedoch durch den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmung nicht abschrecken, sondern fuhr immer fort, seinen ursprünglichen Plan, den rechtmäßigen Monarchen von Cochinchina, wenn derselbe noch am Leben wäre, oder den jungen Prinzen, im Fall sein Vater unterdessen gestorben seyn sollte, wieder auf den Thron ihrer Vorfahren zu setzen, auf das eifrigste zu verfolgen. Er hatte mehrere Offiziere aus Frankreich mitgebracht, die in der neu zu errichtenden Niederlassung angestellt werden sollten. Mit einigen von diesen, die sich freiwillig dazu erboten, schiffte er sich nebst dem jungen Prinzen in einem Kauffarteischiff ein, um nach dem Cap St. Jacob, an der Mündung des Flusses, der nach Sai-Gong führt, zu segeln, wo sie nähere Nachrichten von dem bisherigen Schicksal des Königs zu erhalten hofften. Zu ihrer großen Freude erfuhren sie auch sogleich bei ihrer Ankunft daselbst, daß nach ihrer Abreise von Pondichery der unglückliche Monarch noch beinahe zwei volle Jahre auf der Insel

Pulo=Wai zugebracht und sich daselbst mit allen seinen bei sich befindlichen Anhängern bloß allein von Wurzeln und Kräutern genährt habe; daß er aber alsdann, weil die beiden Usurpatoren durch ihre beständigen Streitigkeiten und Kriege äußerst erschöpft gewesen wären, und seine getreuen Unterthanen seine Anwesenheit in Donnai sehnlichst gewünscht hätten, noch einmal den Entschluß gefaßt habe, eine Landung in seinem Staate zu wagen; daß bei seiner Ankunft daselbst die Einwohner aus allen Ständen sich schaarenweise unter seine Fahnen versammelt hätten; daß er sogleich nach Sai-Gong vorgedrungen wäre, und die Festungswerke dieser Stadt ohne Verzug und weit besser als vorher wieder hätte herstellen lassen; und daß überhaupt der Zeitpunkt, wo er diese Landung ausgeführt hätte, der möglichst günstige gewesen wäre, indem die beiden rebellischen Brüder sich eben damals entzweit gehabt hätten, und weil jeder von ihnen täglich befürchten mußte, von dem andern angegriffen zu werden, in ihre beiderseitigen Hauptstädte gleichsam eingesperrt gewesen wären. Diese höchst erfreuliche Nachricht erfüllte den Bischof und den Prinzen mit neuem Muthe. Sie eilten sogleich im J. 1790 nach Sai-Gong zum König, und ein kleines Schiff, das mit Waffen und Munition befrachtet war, folgte ihnen dahin nach; der Befehlshaber dieses letztern, ein gewisser Herr Richerie, wurde jedoch beschuldigt, daß er den größern Theil seiner Ladung auf der Küste von Malakka zu seinem eigenen Vortheil heimlicher Weise verkauft hätte.

Das erste Zusammentreffen des Königs mit seinem Sohne und dessen Lehrer kann unmöglich beschrieben werden; der Leser mag sich das Entzücken dieses Wiedersehens selbst vorstellen. Man war nunmehr ohne allen Zeitverlust ernstlich auf Maßregeln bedacht, wie man die Usurpatoren auf das nachdrücklichste mit Krieg überziehen könnte. Der größere Theil des ersten Jahres wurde jedoch damit zugebracht, daß man Sai-Gong auf alle nur mögliche Art befestigte, daß man die Armee rekrutirte und fleißig in den Waffen übte, und daß man endlich eine Flotte erbaute und gehörig ausrüstete.

Im Jahr 1791 starb zu Hué der Rebelle Quang-Tung und hinterließ einen zwölfjährigen Sohn, der ihm in der Regierung von Tung-Quin und dem nördlichen Theile von Cochinchina nachfolgte. Dieses Ereigniß machte es schlechterdings nothwendig, daß der rechtmäßige Monarch, Caung-Schung, ohne allen Zeitverlust die Feindseligkeiten gegen Yin-Yak anfienge, weil dieser, so sehr er auch seinen verstorbenen Bruder gehaßt hatte, doch wahrscheinlich nicht abgeneigt seyn würde, seinem jungen Neffen zu Hué Friedensvorschläge zu thun. Daß dessen verstorbenen Vaters Ansprüche auf das Königreich Tung-Quin von dem Kaiser von China bestätigt worden waren, hatte die erste Veranlassung zu den Feindseligkeiten zwischen den beiden Brüdern gegeben; allein Yin-Yak war in allen vorgefallenen Gefechten geschlagen und die Gränzen seines Landes immer mehr und mehr verengt worden. Es war daher äußerst wahrscheinlich, daß er diesen gegenwärtigen Zeitpunkt benutzen und

sich ohne allen Zeitverlust bemühen würde, mit dem jungen König von Tung-Quin einen möglichst vortheilhaften Frieden abzuschließen. In dieser Voraussetzung that der Bischof den Vorschlag, daß man sogleich einen Angriff auf Yin-Yak's Flotte in dem Haven von Quin-Nong unternehmen sollte; er drang um so viel mehr auf die schleunige Ausführung dieses Vorschlags, weil nunmehr die Landtruppen des Königs sowohl in Rücksicht ihrer Anzahl, als ihrer militärischen Disciplin vollkommen im Stande zu seyn schienen, jeder feindlichen Armee, die allenfalls durch das Innere des Landes gegen sie vorrücken könnte, sie möchte auch noch so stark seyn, die Spitze zu bieten. Der König besaß zwar nur eine geringe Anzahl von Schiffen und die Flotte des Usurpators war sehr zahlreich; allein die letztere war in diesem Augenblick durch den widrigen Passatwind in den Haven eingesperrt, und die erstere konnte vermittelst des nämlichen Windes geradezu mitten unter dieselbe hinsegeln. Der König schiffte sich daher im Frühling des Jahres 1792 wirklich ein und segelte mit seiner ganzen Flotte, worüber er den Oberbefehl zweien französischen Offiziers, von welchen jeder ein europäisches Schiff kommandirte, übertragen hatte, nach Quin-Nong ab. Einer von diesen französischen Offiziers, Herr v. Ayot, soll bei dieser Gelegenheit eine schreckliche Niederlage unter den cochinchinesischen Junken angerichtet und alles, was ihm in den Weg kam, verbrannt, in Grund gebohrt oder sonst zerstört haben; weil er jedoch seinen Sieg zu weit verfolgte, so stieß sein Schiff zuletzt auf den Grund. Als der König dieses bemerkte, so soll er geäußert haben,

daß, so verderblich dieses Ereigniß auch für den Erfolg der ganzen Unternehmung werden könnte, er sich im Grunde doch über die Gelegenheit freue, die er dadurch bekomme, eben so gut wie der Herr v. Ayot seine Schuldigkeit zu thun. „Er hat das Seinige gethan," soll er gesagt haben, „ich möchte nicht, daß er auch das Meinige thäte."

Dieser Angriff kam Yin-Yak so völlig unerwartet, daß er sich eben mit seinem ganzen Hofe in einer Entfernung von sechs teutschen Meilen auf einer Jagdpartie befand. Bei solchen Gelegenheiten werden aber die Monarchen des Orients nicht bloß von einer geringen Anzahl von Höflingen begleitet, sondern das gesammte Personal, das zu einer solchen Jagdpartie gehört, macht immer eine kleine Armee aus. Der größere Theil derselben besteht auch selbst aus wirklichen Soldaten; diese umringen die Dickichte, und wenn sie das Wildprät, das gewöhnlich in ungeheuern Elephanten, in wüthenden Tigern, und wilden Büffeln besteht, aus seinem Lager aufgestört haben, so ziehen sie den Kreis, den sie schließen, immer enger und enger zusammen, bis sie das Thier endlich auf einen gewissen bestimmten Punkt hinbringen, wo sie es entweder mit ihren Spiessen tödten oder lebendig fangen. Yin-Yak hatte daher kaum, während er mit dieser Jagd beschäftigt war, die Nachricht von dem feindlichen Ueberfall erhalten, so war auch schon sehr wenige Stunden nachher die ganze Küste des Meeres mit Truppen bedeckt; allein sie konnten dennoch der Flotte nur einen unbedeutenden Beistand lei-

sten, und diese wurde daher vor ihren Augen gänzlich zu Grunde gerichtet. Sobald übrigens das Schiff des Herrn von Ayot bei eingetretener Ebbe wieder flott geworden war, so gab auch der König sogleich das Signal zum Rückzug. Die große Jacht des Usurpators nebst einigen andern ähnlichen Fahrzeugen, die ganz in dem obersten Winkel des Havens lagen, waren während des ganzen Gefechtes verschont geblieben. Ganz zuletzt machte man noch den König auf dieselben aufmerksam, allein dieser verbot, daß sie nicht sollten zerstört werden, weil, wie er sagte, „wenn Yin-Yak von der Jagd müde wäre, er vermuthlich wünschen würde, sich mit dem Fischfang zu belustigen, und es würde doch äußerst grausam seyn, ihm die Mittel zu einer so unschuldigen Beschäftigung zu entreißen."

Im Frühling des folgenden Jahres war es, daß sich das englische Geschwader auf seinem Wege nach China in der Turons-Bai vor Anker legte. Damals war schon ganz Donnai der Herrschaft des rechtmäßigen Monarchen wieder unterworfen; Chang, der mittlere Theil des Landes, befand sich noch in der Gewalt des Usurpators Yin-Yak, und Hué nebst dem ganzen Landesstrich an der Turons-Bai und den dazu gehörigen Inseln, wurde von dem Sohne Quang-Tung's, dem oben genannten jungen Menschen, regiert, der damals seine Residenz zu Hué hatte. Bei dieser Lage der Sachen war es keinesweges zu verwundern, daß durch die Ankunft unserer Schiffe in dem ganzen Lande Schrecken und Besorgnisse verbreitet wurden, und

daß man uns im Anfang mit mißtrauischen Augen ansah; hierzu kam aber auch noch, daß, wie ich schon oben erzählt habe, unser portugiesischer Freund Manuel Duomé, dieses Mißtrauen noch mehr anzufachen gesucht hatte, damit er in dem bedeutenden und äußerst vortheilhaften Handel, den er mit den Eingebornen trieb, durch uns nicht gestört werden möchte. Die Cochinchinesen waren bei unserer Ankunft sogleich auf den sehr natürlichen Gedanken verfallen, daß wir uns im Dienste des rechtmäßigen Monarchen befänden, und daß wir in keiner andern Absicht von Sai-Gong hergekommen wären, als um uns in den Besitz von Turon zu setzen. In dieser Voraussetzung hatten sie auch, wie wir in der Folge erfuhren, schon ein ansehnliches Truppenkorps und eine Menge Kriegs-Elephanten nahe bei der Stadt zusammen gebracht, und es vergiengen mehrere Tage, ehe dieser erste Eindruck ganz wieder in ihnen verwischt werden konnte.

Ehe ich jedoch zu ausführlichen Nachrichten von unserm Aufenthalt in diesem Lande und von den Sitten und Gebräuchen seiner Einwohner übergehe, so will ich vorher kürzlich die weitern Fortschritte erzählen, die Caung-Schung in der Wiedereroberung seines Reiches seitdem gemacht hat, und alsdann auch noch eine kurze Schilderung von dem Charakter dieses wirklich außerordentlichen Mannes beifügen, der mit vollem Recht zu den seltenen Menschen gehört, die mit Talenten, um die Welt zu beherrschen, geboren werden, und die von Zeit zu Zeit in einem oder dem andern Lande mit einem Glanze auftreten,

durch welchen alle ihre übrigen Mitmenschen verdunkelt werden. Zuvor muß ich jedoch den Leser noch benachrichtigen, daß ein großer Theil von der historischen Skizze, die ich bisher entworfen habe, so wie alle dahin gehörigen Nachrichten, die ich nunmehr noch mittheilen werde, aus einem handschriftlichen Mémoire gezogen sind, das einen gewissen Herrn Barissy, einen sehr verständigen französischen Offizier, der eine Fregatte im Dienste dieses Monarchen kommandirte, zum Verfasser hat. Da der erste Theil dieses Memoire's mit demjenigen, was wir selbst in der Turon's-Bai von einem dasigen chinesischen Sekretär der Regierung durch unsern Dollmetscher erfahren haben, so wie auch mit den mancherlei Nachrichten, die von den daselbst wohnhaft gewesenen Missionarien bekannt gemacht worden sind, vollkommen übereinstimmt, so glaube ich nicht den allergeringsten Zweifel in die Glaubwürdigkeit des nachfolgenden Theiles seiner Erzählung setzen zu dürfen. Außerdem ist aber auch noch die Wahrheit von den vorzüglichsten darin enthaltenen Thatsachen durch das Zeugniß von zwei Engländern, welche Sai-Gong in den Jahren 1799 und 1800 besuchten, vollkommen bestätigt worden.

Der Rebelle Yin-Yak überlebte die Zernichtung seiner Flotte nicht lange. Er starb im Jahre 1793, wenige Monate, nachdem wir die Turon's-Bai verlassen hatten, an einer Krankheit des Gehirns, die, wie Einige behaupten, aus Wuth und Verzweiflung über die Fortschritte des rechtmäßigen Königs entstanden seyn soll; andere aber versichern, daß er nicht nur in Wahnsinn, sondern sogar

in einen solchen Grad von Raserei verfallen sey, daß man sich endlich genöthigt gesehen habe, ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen. Sein Sohn, der ihm in der Regierung nachfolgte, besaß alle Laster des Vaters, aber keines von seinen Talenten. Er war grausam, arglistig und rachsüchtig, und wurde von jedermann gehaßt. Im Jahre 1796 faßte Caung-Schung den Entschluß, die Hauptstadt desselben zu Lande anzugreifen. Der junge Usurpator brachte es zwar dahin, daß er mit einer Armee von 100,000 Mann gegen ihn ins Feld rücken konnte, allein dennoch trug der König mit einer weit geringern Macht einen vollständigen Sieg über ihn davon, und bemächtigte sich auch zugleich der Hauptstadt seines Landes Quin-Nong. Bei dieser Gelegenheit wird von Caung-Schung ein außerordentlicher Zug von Großmuth erzählt. Als nämlich die Garnison dieser Stadt sich ergeben hatte, so setzte sich der König, der den ganzen Tag mit dem Degen in der Hand persönlich im Gefechte gewesen, und nunmehr von Müdigkeit ganz erschöpft war, auf einen Tragsessel, und ließ sich in die Citadelle tragen. Indem er aber durch das innere Thor derselben hindurch kam, so wurde von dem Wall aus auf ihn geschossen, ohne daß er jedoch von der Kugel getroffen wurde. Seine Garde gieng sogleich auf den Thäter los, bemächtigte sich seiner und brachte ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König. Hier zeigte es sich, daß es ein feindlicher General und ein naher Verwandter von dem Usurpator war. Der König machte ihm, wie es bei den Chinesen gebräuchlich ist, wenn sie ein über einen Verbrecher ausgesprochenes Todesurtheil mildern wollen, bekannt, daß er, statt ihm

den Kopf abschlagen zu lassen, was er so wohl verdient habe, ihm in Rücksicht seines Standes die Wahl seiner Bestrafung selbst überlassen wolle; zu gleicher Zeit wurde ihm, der Sitte gemäß, ein Becher mit Gift, ein seidener Strick und ein Dolch vorgelegt. „Wenn Du Dich „nicht vor mir fürchtest," sagte hierauf der General zum König, „so wirst Du sogleich den Befehl zu meiner gänzli„chen Befreiung geben. Da ich aber geschworen habe, nie„mals unter Deiner Herrschaft zu leben, oder Deinen Ge„setzen zu gehorchen, so werde ich, wenn Du es wagst mein „Verlangen zu erfüllen, mich unverzüglich nach Huë be„geben; dort wird mir mein Rang und mein bekannter „Charakter das Kommando über eine Armee verschaffen, „an deren Spitze ich in der Folge stolz darauf seyn werde, „Dir wieder unter die Augen zu treten!" — Dieses kühne und freimüthige Betragen machte auf den König einen lebhaften Eindruck; er befahl sogleich, daß man den Gefangenen von seinen Banden befreien sollte, und ließ ihn unter einer Bedeckung von Soldaten bis an die nördliche Gränze des Landes bringen. In dem folgenden Jahre war dieser nämliche Mann der zweite feindliche Befehlshaber bei der Belagerung von Quin-Nong, wo er jedoch das Leben verlor. — Der Sohn von Yin-Yak wurde in diesem Feldzug gänzlich überwunden und sein ganzes Land bis an die Turon's-Bai von dem rechtmäßigen Monarchen wieder in Besitz genommen. Der andere junge Usurpator zu Huë befand sich zwar noch in dem Besitz von dem Königreich Tung-Quin, allein im Jahre 1800 traf Caung-Schung alle Vorkehrungen, um ihn ebenfalls mit einer furchtbaren Macht zu überzie-

hen. Seit dieser Zeit hat man in England keine zuverlässigen Nachrichten mehr von ihm erhalten, allein es ist sehr zu vermuthen, daß er nunmehr wieder alleiniger Herr von dem ganzen Lande ist.

Vom Jahre 1790 an, in welchem Caung-Schung nach Cochinchina zurückkehrte, bis zum Jahr 1800, hatte er nicht mehr als zwei Jahre Frieden, nämlich 1797 und 1798; allein diese zwei Jahre waren wahrscheinlich die allerwichtigsten während seiner ganzen, bis jetzt so unruhigen Regierung. Unter der Leitung des Bischofs Adran, der bei allen wichtigen Unternehmungen immerfort sein Orakel war, richtete er während dieser Zeit sein Augenmerk vorzüglich auf den innern Flor seines Landes. Er legte zu Fen-Tan (welches auf den Charten Tsiompa heißt) eine Salpeter-Siederei an, erbaute Heerstraßen zwischen den vorzüglichsten Städten und bepflanzte sie auf beiden Seiten mit Bäumen. Er beförderte ferner den Anbau der Areca-Nuß und des Betel-Pfeffers, von welchen alle Pflanzungen durch die Armee des Usurpators zerstört worden waren. Er setzte Preise auf die Fortpflanzung des Seidenwurmes, ließ große Strecken Landes mit Zuckerrohr bepflanzen und errichtete Pechsiedereien, nebst Harz- und Theerschwelereien. Außerdem ließ er auch mehrere tausend Luntenbüchsen verfertigen, eine Eisengrube eröffnen und Schmelzöfen anlegen. Seine Truppen theilte er in Regimenter ein und legte Militär-Schulen an, in denen seine Offiziers von Europäern in den militärischen Wissenschaften und besonders im Artillerie-Wesen unterrichtet wurden. Adran hatte in dieser

Absicht ein europäisches System der Taktik ins Chinesische übersetzt. In diesem kurzen Zeitraum von zwei Jahren baute er auch wenigstens 300 große Kanonierböte oder Galeeren, fünf Lugger und eine Fregatte nach einem europäischen Modell. Auch ließ er die europäische Seetaktik bei seiner Marine einführen und seine Seeoffiziere in dem Gebrauch der Signale unterrichten. Einer von den Engländern, von denen ich oben gesagt habe, daß sie im Jahr 1800 zu Sai-Gong gewesen sind, sah eine Flotte von 1200 Segeln unter dem unmittelbaren Kommando dieses Monarchen, die Anker lichten und in drei verschiedenen Abtheilungen in der schönst möglichen Ordnung den Fluß hinabsegeln, wobei sie sich in geschlossener und offener Ordnung in Schlachtordnung formirte und auf ihrer ganzen Fahrt durch Signale eine Menge von verschiedenen Bewegungen und Wendungen machte.

Während dieser Friedens-Jahre verbesserte er auch die Rechtswissenschaft, wobei er ohne Zweifel von dem Bischof auf das kräftigste unterstützt wurde. Er schaffte verschiedene Arten von Foltern ab, welche bisher in den Landesgesetzen verordnet gewesen waren, und milderte alle Strafen, die mit den Verbrechen, worauf sie gesetzt waren, in keinem Verhältniß zu stehen schienen. Er legte öffentliche Schulen an, in welche Aeltern ihre Kinder vom vierten Jahre an, bei Vermeidung von Geld- und andern Strafen, zu schicken gezwungen wurden. Er entwarf ein Gesetzbuch für den Handel, ließ Brücken über mehrere Flüsse bauen, auf allen gefährlichen Punkten der Küste Boyen und Wahrtonnen zu Zeichen für Schiffe auslegen

und von den vorzüglichsten Baien und Häven genaue Risse und Plane verfertigen. Auch schickte er Missionen in die gebirgigten Gegenden des westlichen Theiles seines Reichs, die von den Laos oder Miaotsé, einer wilden Nation, bewohnt werden, die er zu civilisiren und an eine für sie passende bürgerliche Verfassung zu gewöhnen wünschte. Diese Gebirgsbewohner sind dasjenige Volk, dem die Chinesen den Spottnamen der „geschwänzten Menschen" beigelegt haben, ob dieselben gleich aller Wahrscheinlichkeit nach die eigentlichen und ächten Abkömmlinge von den ursprünglichen Bewohnern dieses schon vor so langen Jahrhunderten civilisirt gewesenen Reiches sind. Kurz, dieser vortreffliche Monarch war unermüdlich thätig, um Künste und Manufakturen in seinem Reiche in Flor zu bringen; er wußte, gleich Peter dem Großen von Rußland, ohne jedoch dessen rohe Härte zu besitzen, die Energie und die schlummernden Kräfte seines Volkes aufzuwecken, und ließ sich keine Mühe und Arbeit verdrießen, um sein Land ganz von Neuem umzuschaffen. Mit was für einem Eifer und mit welcher angestrengten Thätigkeit er dabei zu Werke gieng, kann man schon allein daraus beurtheilen, daß er vor weniger als zehn Jahren nur ein einziges Schiff besaß, und sich in diesem kurzen Zeitraume eine Flotte von 1200 Fahrzeugen anschaffte, worunter sich drei von europäischer Bauart und zwanzig große Junken nach Art der chinesischen befinden, alle aber vollkommen bemannt und ausgerüstet sind. Die übrigen Fahrzeuge bestehen in großen Kanonierböten und Transportschiffen.

Caung-Schung soll im eigentlichen Sinne des Wortes ein vollkommener Soldat seyn und man versichert, daß

er den Titel eines Generals viel höher schätze, als den eines Monarchen. Er soll tapfer ohne unvorsichtige Raschheit und bei vorkommenden Schwierigkeiten äußerst fruchtbar an Hülfsmitteln seyn. Sein Urtheil ist gewöhnlich sehr richtig und sein ganzes Betragen fest; Schwierigkeiten und Hindernisse sind niemals im Stande, ihn abzuschrekken, und von seinem einmal gefaßten Vorhaben abzubringen. Bei Fassung eines Entschlusses geht er mit äußerster Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke, wenn er ihn aber einmal gefaßt hat, so führt er ihn schnell und mit Nachdruck aus. In den Schlachten zeichnet er sich immer vor allen andern aus und ist vor allen seinen übrigen Offizieren zu erkennen. An der Spitze seiner Armee ist er stets heiter und guter Laune; allein so höflich und zuvorkommend er auch gegen alle seine Offiziere ist, so nimmt er sich doch sorgfältig in Acht, irgend einen von ihnen zu seinem Günstling zu wählen und vor den übrigen auszuzeichnen. Er hat ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er den größten Theil seiner Armee mit Namen nennen kann. Es macht ihm ein ganz besonderes Vergnügen, wenn er sich mit seinen Soldaten unterhalten uud mit ihnen über ihre Begebenheiten und Thaten sprechen kann. Bei solchen Gelegenheiten erkundigt er sich auf das genaueste nach ihren Weibern und Kindern, ob die letztern gehörig in die Schule gehen, und wozu sie bei zunehmendem Alter bestimmt sind; kurz er läßt sich mit dem lebhaftesten Interesse in alle ihre häuslichen Angelegenheiten mit ihnen ein. Gegen Ausländer ist er freundlich und herablassend. Den französischen Offiziers, die in seinem Dienste stehen, bezeigt er die größte Achtung und behandelt sie mit der ausgezeich-

netsten Höflichkeit und der freundlichsten wohlwollendsten Vertraulichkeit. Zu allen seinen Jagdpartieen und sonstigen öffentlichen Vergnügungen wird immer einer von ihnen eingeladen. Er giebt öffentlich seine große Hochachtung für die Lehren des Christenthums zu erkennen, und duldet in seinem Reiche sowohl diese, als überhaupt alle andern Religionen. Die Grundsätze des kindlichen Gehorsams, die von Confucius aufgestellt und in seinen Werken enthalten sind, beobachtet er mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit, und demüthigt sich in Gegenwart seiner noch lebenden Mutter wie ein Kind vor seinem Lehrer. Mit den Werken der vorzüglichsten chinesischen Schriftsteller ist er genau bekannt, und durch die von dem Bischof Adran verfertigte Uebersetzung eines großen Theiles der französischen Encyclopädie in die chinesische Sprache hat er auch ziemlich beträchtliche Kenntnisse von europäischen Künsten und Wissenschaften erlangt, unter welchen er jedoch denjenigen, die auf Schiffahrt und Schiffbaukunst Bezug haben, den Vorzug giebt. Man erzählt, und zwar aus einer sehr glaubwürdigen Quelle, daß er, um sowohl den praktischen, als theoretischen Theil der europäischen Schiffbaukunst gründlich kennen zu lernen, ein portugiesisches Schiff gekauft, dasselbe eigenhändig Brett vor Brett in Stücke zerlegt und statt jedes weggenommenen Stückes sogleich wieder ein neues, dem erstern an Gestalt und Größe vollkommen ähnliches, eingefügt habe, bis zuletzt jeder Balken, jedes Brett und jedes einzelne Stück Holz durch ein neues, von ihm selbst verfertigtes, ersetzt und das Schiff auf diese Art völlig neu geworden war.

Seine Geisteskraft giebt seiner körperlichen Thätigkeit nichts nach. Er soll, wie man versichert, die Haupt-Triebfeder von allen Maßregeln seyn, die in seinem ausgedehnten und blühenden Königreiche getroffen werden. Er ist selbst Oberaufseher über die Häven und Zeughäuser, selbst Schiffszimmermann auf seinen Werften und erster Ingenieur in seinen Festungswerken; kurz in keinem einzigen Fache wird das Geringste gethan, was er nicht selbst angiebt und wobei er nicht selbst Hand anlegt. Auf den Werften wird kein Nagel eingeschlagen, ohne daß er es weiß, und auf seinen Festungswerken wird keine Kanone auf die Lavette gelegt, ohne seinen Befehl. Bei allen diesen Arbeiten ertheilt er aber nicht nur die umständlichsten und genauesten Anweisungen über die Art, wie sie verfertigt werden sollen, sondern er sieht auch sehr genau darauf, daß diese Anweisungen pünktlich befolgt werden.

Um seine Regierungs-Geschäfte desto besser besorgen zu können, hat er seine ganze Lebensart nach einem bestimmten Plane eingerichtet. Um 6 Uhr des Morgens steht er auf und begiebt sich sogleich in ein kaltes Bad. Um 7 Uhr läßt er seine Mandarinen zu sich kommen, und hier werden alle am vorhergehenden Tage eingelaufenen Briefe gelesen, über welche der Sekretär seines jeden Faches sogleich seine Befehle aufzeichnet. Hierauf geht er in das See-Arsenal, untersucht, was man in seiner Abwesenheit gearbeitet hat, besieht auf das genaueste die gefertigten Arbeiten und rudert alsdann in

seiner Barke rund in dem Haven herum, um seine Kriegsschiffe zu besichtigen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet er der Artillerie, und in seiner im Arsenal angelegten Stückgießerei werden Kanonen von allen Kalibern gegossen.

Um 12 oder 1 Uhr nimmt er in dem Schiffs-Werfte sein Frühstück zu sich, das blos aus gekochtem Reiß und getrockneten Fischen besteht. Um 2 Uhr kehrt er wieder in sein Zimmer zurück und schläft bis um 5 Uhr; alsdann giebt er, nach einem mäßigen Mittagessen, den See- und Land-Offizieren, den Vorstehern der Tribunäle und Landes-Collegien Audienz und billigt, verwirft oder verbessert ihre Vorschläge. Diese Staatsangelegenheiten beschäftigen ihn gewöhnlich bis um Mitternacht, worauf er sich in seine Privatzimmer begiebt und sich daselbst über die Vorfälle des Tages mancherlei Bemerkungen und Noten aufzeichnet. Alsdann genießt er ein leichtes Nachtessen, bringt noch ungefähr eine Stunde bei seiner Familie zu, und geht zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens zu Bette, so daß er also während der 24 Stunden in zwei Zwischenräumen ungefähr sechs Stunden schläft.

Er trinkt weder chinesischen Wein, noch sonst irgend eine Art von geistigen Getränken und genießt auch sehr wenig Fleisch. Fische, Reiß, Gemüse und Früchte, nebst Thee und leichtem Backwerke, machen seine hauptsächlichsten Nahrungsmittel aus. In dem Geiste eines ächten Chinesen, der, wie er sich dessen rühmt, unmit-

telbar von der kaiserl. Familie Ming abstammt, speißt er alle Zeit allein, und erlaubt weder seiner Gemahlin, noch irgend einer andern Person von seiner Familie, sich an Einen Tisch mit ihm zu setzen. Der nämliche Stolz war auch Ursache, daß er im J. 1799 einigen englischen Offizieren schlechterdings nicht erlaubte, ihm in seinem Pallaste aufzuwarten, indem, wie er sich äußerte, der verwirrte Zustand des Landes ihm nicht verstatte, solche Zurüstungen zu treffen, wie sie sich für ihn schickten, und wie er sie Fremden von Stande schuldig wäre. Wenn ein Chinese eine solche Entschuldigung vorgebracht hätte, so würde man den wahren Sinn derselben sogleich errathen haben, allein von Seiten dieses Monarchen lag nicht die geringste Eifersucht, oder der geheime Wunsch, daß die Fremden nicht Gelegenheit haben möchten, ihre Neugierde zu befriedigen, dabei zum Grunde: er ertheilte im Gegentheil den genannten Offiziers die uneingeschränkteste Freiheit, alle Theile des See-Arsenals, die ganze Stadt und alle Festungswerke auf das genaueste zu besehen. Auch unterhielt er sich an einem dritten Orte zu wiederholten Malen als General mit ihnen, allein er weigerte sich beharrlich, sie als Monarch bei sich zu empfangen.

Er ist von etwas mehr als mittlerer Größe und hat regelmäßige sehr angenehme Gesichtszüge; seine Gesichtsfarbe ist roth und frisch, allein er ist sehr von der Sonne verbrannt, weil er sich beständig jeder Witterung aussetzt. In diesem Jahre (1806) vollendet er gerade sein funfzig-

stes Lebens=Jahr. Die Engländer kennt er fast nur dem Namen nach, allein demungeachtet soll er bei jeder Gelegenheit mit vieler Achtung von ihnen sprechen; wenn aber dieses von einem Franzosen versichert wird, so kann man ihm gewiß Glauben beimessen. Auch hat er wirklich schon mehrere sprechende Beweise von seinen günstigen Gesinnungen gegen die Engländer abgelegt. Unter andern ist von ihm ein Edikt erlassen worden, worin er befohlen hat, daß unsere Schiffe in alle seine Häven zu jeder Zeit frei von allen Zöllen und sonstigen Abgaben sollten einlaufen dürfen. Bei einer andern Gelegenheit hat sich sein wirklich großmüthiger und edler Charakter in seinem schönsten Lichte gezeigt. Ein englisches Kauffahrteischiff war von Canton nach Sai=Gong gekommen, und hatte daselbst das Unglück, seinen kommandirenden Offizier und zugleich auch den Oberaufseher über die Waarenladung durch den Tod zu verlieren. Um nun allen Betrügereien und Plünderungen, die hieraus unfehlbar würden entstanden seyn, vorzubeugen, und den wahrscheinlich sehr großen Verlust, den der Tod dieser beiden Männer, denen die Besorgung aller Handels = Angelegenheiten einzig und allein anvertraut gewesen war, nothwendig würde nach sich gezogen haben, so viel als möglich von den Eigenthümern abzuwenden, so befahl der König dem Kapitän Barissy, daß er mit einem Kommando Soldaten sogleich von dem Schiffe Besitz ergreifen, es auf seine Kosten nach Canton führen, und daselbst seinen Eigenthümern oder deren Bevollmächtigten, sie möchten sich dort oder zu Macao befinden, sicher und wohlbehalten überliefern sollte.

Das Betragen des Königs gegen die in seinem Dienst befindlichen französischen Offiziers hat sich zwar durchaus nicht verändert, und er behandelt sie noch ganz wie zuvor; allein seine Achtung für den französischen National-Charakter soll sich doch sehr vermindert haben, seitdem er die wüthende und unmenschliche Art, womit die unglückliche königliche Familie von dem rasenden Pöbel behandelt worden ist, erfahren hat. Ein Mann wie Caung-Schung, mußte natürlicher Weise durch eine solche Geschichte in seinen innersten Gefühlen erschüttert werden. Er war ja selbst durch Thronräuber aus seinem Reiche vertrieben gewesen, und hatte eine Reihe von Jahren hindurch als ein unglücklicher Verbannter in fremden Ländern herumirren müssen; daher ist es kein Wunder, daß, wenn er zwischen einer Nation, welche die Familie ihres rechtmäßigen Monarchen aus dem Lande verjagte, und einer andern, die diese mit offenen Armen aufnahm, eine Vergleichung anstellte, ihm die Freundschaft dieser letztern schätzbarer und wünschenswerther scheinen mußte, als die der erstern. Bis jetzt haben wir uns jedoch mit diesem außerordentlichen Manne noch in keine solche nähern Verhältnisse eingelassen, aus denen ein genaueres freundschaftliches Verkehr, das doch in Rücksicht des Handels so äußerst vortheilhaft für uns seyn würde, entstehen könnte. Unsere ostindische Kompagnie hat sich zwar endlich von der Nothwendigkeit überzeugt, sich mit dem König von Cochinchina auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen, und sie hat daher im J. 1804 einen ihrer Beamten von Canton aus, mit geheimen Aufträgen nach Sai-Gong abgeschickt; allein der Zweck dieser Sendung wurde gänzlich ver-

fehlt, wie ich weiter unten Gelegenheit haben werde, ausführlicher zu erzählen.

Dem Bischof Adran, der im Jahr 1800 gestorben ist, muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die ganze Entwickelung des vorzüglichen Charakters dieses Monarchen, die Wiedereroberung seines Königreichs, sein Glück im Kriege, die Verbesserungen in seinem Lande während der Zeit wo er Frieden hatte, und vorzüglich die außerordentlich schnellen Fortschritte, die seine Unterthanen in mancherlei Wissenschaften, Künsten, und Manufaktur=Arbeiten machten, größtentheils dem Unterricht, den Talenten und der treuen Anhänglichkeit dieses Missionarius zu verdanken sind. Der König hatte aber auch eine Liebe zu ihm, die bis zur Anbetung gieng und nannte ihn nicht anders als den Erlauchten Lehrer, ein Beiwort, das bloß dem Confucius beigelegt wird. Von dieser großen Verehrung gab er auch nach dem Tode des Bischofs einen auffallenden, ziemlich sonderbaren Beweis. Nachdem nämlich der Leichnam des letztern von seinen Brüdern, den Missionarien, nach den Gebräuchen der römischen Kirche gehörig zur Erde bestattet worden war, so ließ ihn der König wieder ausgraben und mit allem dem Leichenpompe und den Ceremonien, die in der cochinchinesischen Religion vorgeschrieben sind, noch einmal begraben; alle Bitten der französischen Missionarien, die sich über ein solches unheiliges, ihre Religion entweihendes Verfahren im höchsten Grade ärgerten, konnten es nicht dahin bringen, daß er diesen Beweis von Achtung und Ehre, den er seinem verstorbenen Freunde und

Lehrer schuldig zu seyn glaubte, unterließ. Man kann sich übrigens leicht vorstellen, daß der Bischof bei seinen Lebzeiten einen schweren Stand muß gehabt haben. Als vertrauter Rathgeber des Königs und Lehrer seines Sohnes wurde er natürlicher Weise von allen Mandarinen mit eifersüchtigen Augen angesehen. Sehr oft wurden heimliche Verbindungen gegen ihn geschlossen und Kabalen geschmiedet; zuweilen wagten es auch seine Feinde, dem Könige wirklich vorzustellen, wie unpolitisch und unanständig es wäre, daß er die Erziehung des Thron-Erben einem Ausländer übertragen habe, der weder die Gesetze ihrer Vorfahren befolgte, noch sich zu der Religion derselben bekennte. Dabei wurde ihm jedes Mal mit den stärksten Farben die dringende Nothwendigkeit geschildert, daß der Prinz dem Unterricht und der Führung derjenigen Gelehrten übergeben werde, die in der einzig wahren Lehre, nämlich in derjenigen, welche die Schriften des Confucius enthielten, bewandert wären. Der König widerstand jedoch stets allen diesen Vorstellungen mit einer bewundernswürdigen Festigkeit und Standhaftigkeit; zuweilen gab er solchen Rathgebern sogar unverholen zu erkennen, daß er fest entschlossen wäre, lieber alle seine Minister zu verlieren, als der Freundschaft des Bischofs zu entsagen. Wirklich behielt er auch für den letztern diesen hohen Grad von Vertrauen und Achtung bis an seinen Tod bei.

Die Königin soll eine Frau von musterhafter Tugend und einer großen Festigkeit des Charakters seyn; auch soll sie das Meiste dazu beigetragen haben, den König während seines Unglücks zu trösten und aufzurichten. Von ihren

sieben Kindern wurden die beiden ältesten Söhne dem Bischof Adran zur Erziehung übergeben. Der vermuthliche Thronerbe, der nämliche Jüngling, den der Bischof mit sich nach Paris nahm, starb jedoch bald nach seinem Lehrer. Er hatte einen sanften, wohlwollenden und äußerst liebreichen Charakter, und besaß im hohen Grade alle gesellschaftlichen Tugenden; allein seine Talente schickten sich weit besser für ein ruhiges Privatleben, als für die unruhige Regierung eines großen Staates. Der zweite Bruder hingegen, der jetzige Thronerbe, hat ganz den Charakter seines Vaters und ist ein vollkommener Soldat. Er diente vorerst drei Jahre als gemeiner Soldat in der Garde seines Vaters und hernach fünf Jahre als Korporal und Feldwebel, während welcher Zeit er fast größtentheils mit der Armee im Felde stand. Im Jahre 1797 wurde er zu dem Rang eines Oberst-Lieutenants erhoben und in dem folgenden Jahre wurde er als Statthalter über die südliche Provinz des Reichs angestellt. Im Jahre 1800 ernannte ihn sein Vater zum General, und zugleich erhielt er auch das Kommando über eine Armee von 35,000 Mann; schon in dem nämlichen Jahre wurde von ihm ein höchst wichtiger Sieg über die Rebellen in dem nördlichen Theile des Reichs erfochten, wobei über 9000 Feinde auf dem Platze blieben und alle Kriegs-Elephanten, nebst der gesammten Artillerie des Feindes erobert wurden.

Die ganze Kriegsmacht des Königs von Cochinchina bestand, nach der Angabe des Kapitäns Barissy, im Jahre 1800 aus folgenden verschiedenen Korps:

Landmacht.

24 Schwadronen Büffel-Kavallerie . .	6,000 M.
16 Elephanten Bataillone, mit 200 solcher Thiere	8,000 M.
30 Bataillone Artillerie	15,000 M.
25 Regimenter, jedes 1200 M. stark, die auf europäische Art eingerichtet und geübt waren	30,000 M.
Infanterie mit Luntenbüchsen, Säbeln 2c 2c., die nach der alten Landes-Sitte gekleidet und geübt waren . . .	42,000 M.
Die Garden des Königs, die ganz nach den Grundsätzen der europäischen Taktik geübt waren	12,000 M.
	113,000 M.

Seemacht.

Feuerwerker in dem See-Arsenal . .	8,000 M.
Matrosen, die auf den Schiffen im Haven eingeschrieben waren	8,000 M.
Matrosen für die auf europäische Art gebauten Schiffe.	1,200 M.
Matrosen für die Junken. . . .	1,600 M.
Matrosen für 100 Ruderschiffe oder Galeeren	8,000 M.
Im wirklichen Seedienste	26,800 M.
Gesammter Betrag der Kriegsmacht	139,000 M.

Von dem innern Werthe dieser Truppen, wenn man sie mit europäischen Augen betrachtet, bin ich nicht im

Stande zu urtheilen; allein die wenigen, die ich Gelegenheit gehabt habe zu sehen, waren sämmtlich starke, sehr thätige junge Leute, die mit Kleidungsstücken nicht überladen waren, und deren Anzug auch, weder im Schnitt noch in der Farbe, bei allen einerlei war; hiervon muß ich jedoch ihren Staats-Anzug ausnehmen, der in Rücksicht ihrer Helme von Pappendeckel, der Quasten an denselben von scharlachroth gefärbten Kuhhaaren und ihrer ausgestopften Jacken und Röcke vollkommen nach chinesischer Art und Sitte war.

Diese kurze Uebersicht von der Geschichte dieses Fürsten kann allen denjenigen, die das Schicksal in eine ähnliche unglückliche Lage versetzt hat, zu einem aufmunternden Beispiel und zu einer höchst nützlichen Lehre dienen; sie können daraus lernen, wie weit man es durch Talente, Energie und Muth bringen kann, wenn dieselben zur gehörigen Zeit und auf die rechte Art angewendet werden. Dieser Monarch mußte sein Reich verlassen, vor seinem Thronräuber und Meuchelmörder von Land zu Lande fliehen und die härtesten Schläge des Unglücks aushalten; demungeachtet hat er sich in dem kurzen Zeitraume von 10 bis 12 Jahren nicht nur wieder in den Besitz seines ganzen Reiches zu setzen, sondern dasselbe auch mit dem Königreiche Tung-Quin, das vor alten Zeiten den Königen von Cochinchina zugehört hatte, zu vergrößern gewußt. Man versichert sogar, daß er von dem Kaiser von China auch die Abtretung der großen Insel Hai-Nan verlangt habe, und zwar nicht sowohl um seine

Staaten noch mehr zu vergrößern, als um vielmehr bei seinem Absterben den Ruhm zu hinterlassen, daß er Cochinchina alle seine ehemaligen Besitzungen wieder verschafft habe; er soll sogar Tien ein Gelübde gethan haben, daß er nicht eher ruhen wolle, als bis dieser Zweck vollkommen erreicht sey.

Die Thätigkeit und die großen Talente dieses außerordentlichen Mannes flößen jedoch auch noch andere Betrachtungen ein, die für die englische Regierung in Indien von der äußersten Wichtigkeit sind. Wenn dieser Monarch unter den ungünstigsten Umständen und während des gefährlichen Kampfes mit mächtigen Rebellen, denen er erst sein ganzes Königreich wieder aus den Händen reißen mußte, in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren im Stande gewesen ist und Mittel gefunden hat, eine Flotte von 1200 bewaffneten Fahrzeugen zu erbauen und auszurüsten, was würden nicht die thätigen Unterthanen Ludwigs XVI. in dem nämlichen Lande für eine furchtbare Kriegsflotte ausgerüstet haben, wenn der oben angeführte Traktat wirklich in Erfüllung gegangen wäre? und was für Plane und Zurüstungen wird nicht die gegenwärtige, noch weit thätigere Regierung von Frankreich in diesem Lande auszuführen und zu bewirken suchen, da dasselbe das einzige in dem ganzen Orient ist, wo sie noch eine dauerhafte Niederlassung zu errichten vernünftiger Weise hoffen kann?

Zehntes Kapitel.

Allgemeine Schilderung von dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen und dem Zustande der Eingebornen zu Turon.

Cochinchinesische Mahlzeiten. — Verhältnisse mit dem jungen Könige von Tung-Quin. — Geschenke, die er dem Gesandten schickt. — Fest zu Turon auf den Geburtstag des Königs von England, und Lustbarkeiten dabei. — Thätigkeit der Cochinchinesen. — In wie fern sie Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit den Chinesen haben. — Behandlung ihrer Frauen. — Folgen davon. — Leichtigkeit, womit ihre Weiber und Mädchen an Fremde überlassen werden. Beispiele davon. — Kleidungsart. — Wohnung. — Lebensart und Nahrungsmittel. — Allgemeiner Gebrauch, der von See-Produkten als Lebensmittel gemacht wird. — Schlechter Zustand der Künste und Manufakturen. — Vorzüge der Einwohner in der Schiffbaukunst. — Sprache. — Religion. — Die nämlichen Gesetze wie in China. — Bestrafungen weniger häufig.

Ich habe in dem letztern Kapitel erzählt, daß sobald der Schrecken und das Mißtrauen, das die Ankunft unseres Geschwaders den Einwohnern eingeflößt hatte, und worin sie durch die ungegründeten Vorspiegelungen des portugiesischen Kapitäns Manuel Duomé noch mehr bestärkt worden waren, sich einigermaßen gelegt hatte, uns von Tag zu Tag immer mehr und mehr Lebensmittel zugeführt wurden, daß die Beamten der Regierung offenherziger und zutraulicher gegen uns zu Werke giengen, daß ein ununterbrochenes

Verkehr zwischen den Einwohnern dieses Havens und unserem Geschwader statt hatte, und daß die sämmtlichen Offiziere, so wie die zur Gesandtschaft gehörigen Herren, die aus Neugierde oder Geschäfte wegen einen Tag auf der Küste zubringen wollten, jedesmal daselbst mit einer Mahlzeit auf Kosten der Regierung bewirthet wurden. Dagegen vergieng aber auch fast kein Tag, wo nicht mehrere von den vornehmsten Beamten der Stadt zu uns auf die Schiffe kamen, und, so wenig Geschmack sie auch an unserer Kochkunst zu finden schienen, dennoch bei uns speisten. Hierbei schienen sie sich sehr wenig aus unserem Bier und unserem Wein zu machen, allein dagegen hatten sie eine solche Begierde nach Rum, Branntwein und andern geistigen Getränken, daß wir uns schon nach den ersten Besuchen genöthigt sahen, die Quantität davon nicht mehr ihrem eigenen Gutdünken zu überlassen, denn wenn sie sich aus dem Schiffe wieder weg begaben, so waren sie jedesmal sämmtlich im höchsten Grade betrunken.

Da kein Haus in der Stadt groß genug war, um eine so zahlreiche Gesellschaft darin zu bewirthen, so hatte der Statthalter befohlen, daß unverzüglich ein großer Schuppen erbaut werden sollte, und dieser war auch, vermittelst des immer bereit liegenden, so äußerst nützlichen Bambusrohres, in wenigen Stunden fertig geworden. Das Dach und die Seitenwände desselben waren mit dicken Matten bedeckt. In diesen Schuppen wurde nun eine Reihe von kleinen Tischen gestellt, mit Bänken auf jeder Seite, an denen zwanzig bis vier

und zwanzig Personen bequem Platz nehmen konnten. In China ist es Sitte, daß diese kleinen viereckigen Tischchen mit Schüsseln so dicht überdeckt werden, daß man auch nicht den geringsten leeren Raum darauf erblicken kann; die Cochinchinesen aber übertreffen noch ihre äußerst höflichen Nachbarn an gastfreundschaftlicher Freigebigkeit, denn sie bedecken nicht nur den ganzen Tisch mit Speisen, sondern sie stellen auch die Schüsseln reihenweise drei bis vierfach über einander. Wir setzten uns in der That selten zu Tische, ohne daß die Anzahl der Gerichte sich zum wenigsten auf zweihundert belaufen hätte, und hierunter waren noch nicht einmal die Becher mit Reiß begriffen, die den Gästen statt des Brodes dargereicht wurden; der Reiß macht nämlich auch in diesem Lande, so wie in China und bei den meisten orientalischen Nationen, das wesentlichste Nahrungsmittel aus. Tischzeug, Messer, Gabeln, Flaschen und Gläser kennt man in diesem Lande durchaus nicht; dagegen wird aber vor jede Person ein irdener Löffel hin gelegt, und ein Paar Stacheln vom Stachelschwein, oder kleine Stäbchen von Bambusrohr, von Rosen- oder von Sandelholz, die häufig mit Silber beschlagen sind, und denen vollkommen ähnlich sehen, deren sich die Chinesen zu bedienen pflegen. Die Gerichte selbst bestehen aus Rindfleisch, Schweinefleisch, Federvieh und Fischen, die in kleine Stückchen zerschnitten, mit mancherlei Arten von Vegetabilien vermischt und in ihrem eigenen Safte oder auch mit verschiedenen stark gewürzten Brühen zubereitet sind. Gebratenes oder sonst auf dem trockenen Wege zubereitetes Fleisch kam niemals

auf den Tisch. Auch wurde während der Mahlzeit selbst weder Wein noch Branntwein, noch irgend eine sonstige Art von gegohrnen Getränken, ja nicht einmal Wasser herum gereicht; erst wenn das Essen vorüber war, wurde in kleinen porzellainenen Bechern der chinesische Seau-Cho präsentirt. *)

Da wir gegenseitig unsere Sprachen nicht verstanden, und uns also nicht mit einander unterhalten konnten, so hatten wir keine große Lust, lange bei Tische sitzen zu bleiben. Der Statthalter, oder der zu Turon kommandirende General, ließ sich auch niemals so weit herab, daß er sich selbst mit uns an den Tisch setzte, sondern gewöhnlich lag er während unserer Mahlzeit an dem andern Ende des Zimmers der Länge nach auf eine Matratze ausgestreckt, wo er beständig Tabak rauchte und seinen Betel und seine Arekanuß kaute; diese ganze Zeit über standen zwei große Bursche neben ihm, die ihm mit großen, aus den Flügelfedern des Argus-Fasans verfertigten Fächern Luft zufächelten. Von der Tafel begaben wir uns gewöhnlich in das Schauspielhaus, das ebenfalls ein von Bambusrohr verfertigter Schuppen war, und hier fanden wir, eben so wie in China, die Schauspieler zu jeder Stunde des Tages mitten in ihren Darstellungen begriffen; sie schienen immer ganz eben so eifrig und fleißig fort zu spielen, es mochten sich Zuschauer in dem Saale befinden oder

*) Der Seau-Choo, oder Sohtschu, ist eine Art von geistigem Getränk, das aus einer Vermischung von Reis und anderm Getraide verfertigt wird. W.

nicht. Da in diesem Lande die Schauspieler immer für einen ganzen Tag gedungen werden, so ist ihnen wenig an einer größern oder geringern Anzahl von Zuschauern gelegen; wenn sie nur am Ende ihres Tagewerks ihre versprochene Bezahlung erhalten, so sind sie vollkommen zufrieden.

Dieser Theil von Cochinchina, worin die Turons-Bai liegt, gehörte damals dem jungen Quang-Tung, dem Sohne des rebellischen Generals, der den Vicekönig von Canton besiegte und nachher, wie ich oben erzählt habe, den Kaiser von China auf eine so listige Weise hintergieng. Seine Residenz war in der Stadt Hué, ungefähr 40 englische (acht teutsche) Meilen nordwärts von Turon. Kaum war die Nachricht dahin gelangt, daß wir Freunde, oder im strengsten Sinne des Worts neutral wären, so wurde auch sogleich ein Mandarin von hohem Range an unsern Gesandten abgeschickt, der ihn einladen sollte, an den königlichen Hof zu kommen; allein der Gesandte hielt es aus mancherlei Ursachen, und besonders weil er sehr viele Zeit dadurch verlieren würde, für rathsam, diese Einladung abzulehnen. So angenehm uns übrigens auch eine solche Reise in das Innere von Cochinchina würde gewesen seyn, so waren doch die Feierlichkeiten und Ceremonieen, die uns an dem Hofe zu Hué erwartet hätten, gerade dasjenige, was wir am wenigsten bedauerten, besonders da wir ohnehin in kurzer Zeit dem Hofe zu Pecking sollten vorgestellt werden, der doch ohne Vergleich prächtiger und glänzender, als der von Cochinchina, seyn mußte. Weit angenehmer

und wünschenswerther würde es uns gewesen seyn, wenn wir Gelegenheit gehabt hätten, einige Tage in den Städten, den Dörfern und den Hütten des Landes zuzubringen; denn eine Nation lernt man, wie Dr. Johnson sehr richtig bemerkt, nicht anders kennen, als wenn man sie im gemeinen Leben beobachtet. Nach den Zusammenkünften der Fröhlichen und den Festen der Reichen, sagt er, darf man nicht auf das Glück eines Volkes schließen, denn die große Masse jeder Nation ist weder fröhlich noch reich! — Dies ist besonders von den morgenländischen Nationen wahr, weil es bei diesen nur zweierlei Arten von Menschen giebt, Herrscher und Beherrschte. Eine Art von Belustigungen, womit, wie es scheint, die Monarchen von Cochinchina die fremden Gesandten gewöhnlich zu unterhalten pflegen, würde uns jedoch äußerst interessant gewesen seyn, und wir bedauerten alle recht sehr, daß wir ihrer beraubt wurden; dies ist nämlich ein großer Zug in die Wälder, um Elephanten, Tiger und Büffel zu jagen. In den Wäldern von Cochinchina und den zunächst angränzenden Gegenden sollen die Elephanten weit größer und stärker seyn, als in irgend einem andern Lande der Welt. Ich selbst sah den ersten in meinem Leben zu Turon, und sein Anblick machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Ich kann in Wahrheit versichern, daß die Elephanten in Cochinchina, der Pico auf Teneriffa und ein Seesturm diejenigen drei Dinge in der Natur sind, welche die Idee, die sich meine Einbildungskraft vorher davon gemacht hatte, weit übertroffen haben.

Der Brief, den der junge König bei dieser Gelegenheit an den Gesandten schrieb, enthielt eine Menge Versicherungen von der hohen Achtung, die er für die englische Nation hege, und zum Beweis davon, sagte er, überschicke er durch einen seiner Staatsbeamten der Mannschaft der Schiffe ein, wie er sich ausdrückte, geringes Geschenk. Dieses Geschenk bestand jedoch in zehn jungen Büffeln, in funfzig Schweinen und ungefähr 300 Stück Enten und Hühnern nebst einer großen Menge von Früchten, Kürbissen, Zwiebeln und andern Arten von Vegetabilien. Dieser Vorrath von frischen Lebensmitteln, der uns in der Lage, worin wir uns in Rücksicht der Gesundheit befanden, so äußerst gut zu statten kam, wurde in einer Barke mit Segeln herbeigebracht, vor welcher eine Anzahl von Beamten in einer Art von Galeeren-Schiffen, die bunt bemalt und mit Flaggen und Wimpeln verziert waren, her fuhren. Der Ueberbringer des Briefes hatte ein seidenes Gewand an, das mit Figuren von Tigern und Drachen gestickt war, so wie dergleichen auch in China getragen werden; als er aber sein Schiff verließ, um sich an Bord des Löwen zu begeben, so legte er dieses Gewand ab und zog dafür zwei oder drei sehr weite musselinene Kleider, von denen das eine immer länger als das andere war, über einander an. Unser Gesandter begleitete das Antwortschreiben, das er dem Mandarin an seinen König mit zurück gab, mit einer sehr schönen Doppelflinte nebst allem was dazu gehört, einem Paar Pistolen, einem Degen mit einem stählernen Griff und mehrern Stücken Kamelot und breitem scharlachrothem Tuche.

Das gute Einverständniß, so nunmehr zwischen den Eingebornen und uns herrschte, wurde in dieser Zeit durch eine Unvorsichtigkeit von unserer Seite auf einen Augenblick unterbrochen. Einige von unsern Offiziers, die eine genaue Zeichnung von diesem vortrefflichen Haven zu haben wünschten, fuhren an einem schönen Morgen in einem Bote an die östliche Küste, stiegen daselbst ans Land, maßen in dem sandigen Gestade eine Grundlinie ab und nahmen die nöthigen Winkel auf, um hiernach die Lage der vorzüglichsten Punkte genau bestimmen zu können. Da es noch sehr früh am Tage war, und die Offiziers sich auch mit ihrer Arbeit außerordentlich eilten, so schöpften die Einwohner Verdacht, daß sie die Absicht hätten, sich, ohne von ihnen bemerkt zu werden, wieder heimlich weg zu begeben. Der Statthalter schickte daher sogleich einen Beamten an Bord, der seine Unzufriedenheit über dieses Benehmen zu erkennen geben und sich alle weitern Messungen auf der Küste für die Zukunft verbitten mußte. — Bald nachher hatte auch noch ein zweites Ereigniß statt, wodurch die Einwohner in dem Verdacht, daß wir andere Absichten hätten, als wir wirklich vorgaben, noch mehr bestärkt wurden. Ein Offizier von dem Löwen ließ sich durch seinen Eifer, die Ufer des Flusses, der geradesweges von Fai=Foo herkam, kennen zu lernen, verleiten, daß er zu weit auf demselben hinauf fuhr; er wurde aber mit seiner ganzen Mannschaft von den Einwohnern gefangen genommen und mußte die Nacht in einer Art von kleinem Fort an dem Ufer des Flusses zubringen. Da er nicht zurück kam, und wir durchaus nichts mehr von ihm erfuhren, so fiengen

wir schon an zu befürchten, daß sein Boot untergegangen und die gesammte Mannschaft ums Leben gekommen wäre. Endlich aber kamen einige Beamten an Bord, die uns von dem Vorfall benachrichtigten und sich zugleich höchlichst beschwerten, daß wir nicht aufrichtig gegen sie zu Werke giengen. Unser Gesandter versicherte auf das nachdrücklichste, daß er von dem ganzen Vorfall durchaus nichts wisse; jedoch bestand er darauf, daß der Offizier sogleich freigelassen und an Bord seines Schiffes geschickt werden sollte, um daselbst seinen Obern, deren Befehl er übertreten habe, Rechenschaft von seinem Betragen abzulegen. Er war jedoch, ehe er noch an Bord kam, für seine Unklugheit schon mehr als genug bestraft worden; denn der Mandarin, in dessen Hände er fiel, war im höchsten Grade betrunken gewesen, und hatte, als der Offizier vor ihn gebracht wurde, zu wiederholten Malen einen großen Säbel über seinem Kopfe geschwungen und ihm auch mehrere Male eine schwere Tischplatte von Holz und Eisen, die viele Aehnlichkeit mit dem bekannten Kango der Chinesen hatte, um den Hals legen lassen. Die Sache wurde übrigens bald wieder beigelegt, und in der Folge hatten wir allen Grund zu vermuthen, daß die Einwohner keinen Verdacht weiter gegen uns hegten, sondern überzeugt waren, daß wir im mindesten nicht daran dächten, bei den Streitigkeiten im Innern irgend eine Partie zu ergreifen. Der Gesandte erhielt sogar bald hernach einen zweiten Brief von dem Könige, worin ihm der Antrag gemacht wurde, sich in ein Handelsverkehr mit dem nördlichen Theil von Cochinchina einzulassen. Die Geschenke, die mit diesem Briefe an-

kamen, bestanden in einem Paar Elephantenzähnen, in zehn Körben mit Pfeffer für den Gesandten, und in 3000 Körben mit Reiß (wovon jeder 70 Pfd. wog und also das Ganze ungefähr ein Hundert Tonnen ausmachte) für das Schiffsvolk.

Der Gesandte war zu Turon noch nicht ans Land gestiegen, und da die vornehmsten Beamten der Stadt zu wiederholten Malen den Wunsch äußerten, daß er ihnen Gelegenheit geben möchte, ihm durch ein öffentliches Fest ihre Achtung zu bezeigen, so bestimmte endlich Se. Excellenz den 4ten Junius, als den Geburtstag des Königs von England, um diesen festlichen Tag auf dem Lande mit den Cochinchinesen zu feiern. Den Abend vorher bemerkten wir ein ungewöhnliches Getümmel in der Gegend, eine weit stärkere Anzahl von Truppen und auch mehrere ungeheuere Kriegs-Elephanten in der Nähe der Stadt. Dies mag nun bloßer Zufall, oder noch eine Folge von dem anfänglichen Verdacht der Einwohner gegen uns gewesen, oder es mag geschehen seyn, um dem Feste desto mehr Glanz zu geben; genug, wir hielten es für rathsam, auch von unserer Seite die nöthige Vorsicht zu treffen, und schickten deshalb die beiden bewaffneten Briggs den Fluß hinauf der Stadt gerade gegenüber auf das jenseitige Ufer, damit wenigstens im Fall der Noth unser Rückzug desto besser gedeckt wäre. Als wir an dem bestimmten Tage ans Land gestiegen waren, so wurden wir sogleich in ein Gebäude geführt, das absichtlich zu diesem Zweck errichtet worden und bei weitem größer war, als dasjenige, worin wir uns bisher, wann wir am

Lande speisten, aufgehalten hatten. Das Dach desselben wurde von einer Reihe von Bambuspfählen unterstützt, die quer durch die Mitte des Gebäudes hindurch liefen und dasselbe in zwei Theile absonderten. Die Wände und die Decke waren mit dicken doppelten Matten bedeckt und inwendig mit grobem Manschester-Zeuch von verschiedenen Mustern ausgeschlagen. Diese Zeuche schienen noch ganz neu zu seyn, waren aber sämmtlich beschädigt, und wahrscheinlich hatte sie der portugiesische Kaufmann, nachdem er sie auf den Märkten in China nicht hatte absetzen können, hier unterzubringen gewußt. In der ersten Abtheilung des Gebäudes befand sich ein langer Tisch, der ganz nach den europäischen Sitten mit Leinen-Zeuch bedeckt und mit Tellern, Messern und Gabeln versehen war. Unser portugiesischer Freund schien uns einigen Ersatz für die uns, jedoch vielleicht auch nicht absichtlich und aus Bosheit zugefügte Beleidigung haben leisten wollen; er hatte die Cochinchinesen ersucht, daß sie ihm die ganze Anordnung dieses Festes allein überlassen möchten, denn da er nach seiner eigenen Denkungsart voraussetzte, daß wir Essen und Trinken für das Wesentlichste von dem ganzen Feste halten würden, so hatte er unsern Geschmack in dieser Rücksicht besser als die Cochinchinesen zu treffen geglaubt. Ich muß ihm auch wirklich die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in dieser Voraussetzung weder Mühe noch Kosten gespart hatte, um uns eine so prächtige Mahlzeit als möglich zu geben; allein durch diesen mißverstandenen Eifer wurde uns ein gutes cochinchinesisches Mittagsessen in ein schlechtes portugiesisches verwandelt.

Bei unserm ersten Eintritte in das Gebäude ereignete sich ein Umstand, der die cochinchinesischen Beamten in die größte Verlegenheit setzte. Sie hatten nämlich, wie es auch in China der Gebrauch ist, einen großen Vorhang von gelber Seide verfertigen lassen, auf welchem mit großen Buchstaben der Name ihres Königs geschrieben war. Entweder hatte ihnen nun der Portugiese, Manuel Duomé versichert, oder sie hatten es für bekannt angenommen, daß wir uns bequemen würden, uns vor diesem Schatten der Majestät auf die bei ihnen gewöhnliche Art auf die Erde nieder zu werfen; genug sie erwarteten dieses als eine völlig ausgemachte Sache. Als daher der Statthalter von Turon, der als Stellvertreter seines Herrn mit über einander geschlagenen Beinen auf einer Bank in der Nähe des Vorhanges saß, sahe, daß wir bloß vor ihm unsere Verbeugung machten, aber alsdann weiter giengen, und ohne uns im mindesten um den gelben Vorhang zu bekümmern, unsere Sitze einnahmen, so gerieth er in die schrecklichste Verlegenheit, verlor schlechterdings alle Fassung und konnte sich auch fast den ganzen übrigen Tag hindurch nicht wieder erholen. Das Unglück, daß wir uns nicht, wie es bei ihnen Sitte ist, neunmal vor dem Vorhang auf die Erde niedergeworfen hatten, schien eben so stark auf ihn zu wirken, als wenn er selbst auf einmal in der Achtung aller übrigen königl. Beamten um neun Grade tiefer herabgesunken wäre. Als ihm nachher der Rang und das Amt eines jeden von uns einzeln angegeben wurde, so hörte er alles nur mit halben Ohren und sichtbar zerstreut an, ob er

gleich selbst gewünscht hatte, daß dieses geschehen möchte. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit dauerte auch so lange fort, bis ihm der chinesische Dollmetscher den Kapitän Barish von der Artillerie als „den Ober-Aufseher über die großen Kanonen" vorstellte; bei diesen Worten kam er plötzlich mit einer Art von Schrecken wieder zu sich selbst und schien den ganzen übrigen Tag hindurch diesen Offizier als einen äußerst furchtbaren und gefährlichen Mann mit scheuen Blicken anzusehen.

In der innern Abtheilung des Gebäudes fanden wir bei unserm Eintritte eine Gesellschaft von Schauspielern mitten in der Aufführung eines historischen Drama's begriffen; als wir jedoch unsere Plätze eingenommen hatten, so unterbrachen sie ihr Spiel, traten sämmtlich näher hervor und erzeigten uns ihre Ehrerbietung durch die herkömmlichen neun Knieebeugungen und Niederwerfungen, die wir so unhöflich gewesen waren, gegen den Mandarin, und seinen aufgehängten seidenen Vorhang nicht zu beobachten. Hierauf kehrten sie wieder zu ihrer Arbeit zurück; eine Arbeit kann ich es allerdings nennen, denn sie machten während der ganzen Dauer unserer Anwesenheit ein unaufhörliches, fast unerträgliches Gelärm und Getöse. Die Witterung war an diesem Tage so heiß, daß in der freien Luft und im Schatten der Thermometer auf 81° und in dem Gebäude selbst gewiß noch wenigstens um zehn Grade höher stand; nimmt man nun hierzu noch die Menge von Menschen, die hineinströmten, um die Fremden zu sehen, und das erschreckliche Getöse der Kesselpauken, der Lärm-

becken, der Trompeten und ihrer gellenden Pfeifen, so wird man mir leicht glauben, daß nur die Neuheit der Scene uns den Muth geben konnte, es in dieser betäubenden, bänglichen Lage einige Minuten auszuhalten. Der unterhaltendste und auch am wenigsten lärmende Theil der theatralischen Vorstellung war eine Art von Zwischenspiel, das von drei jungen Frauenspersonen aufgeführt wurde, und zwar, wie es schien, zur Belustigung der ersten Schauspielerin, die in dem charakteristischen Anzug einer alten Königin als Zuschauerin da saß; zu gleicher Zeit machte ihr ein alter, übrigens sehr armselig gekleideter Eunuche als Skaramuz oder Hanswurst seine gewöhnlichen abgedroschenen Späße vor. Der Dialog war in diesem Zwischenspiel leicht und komisch und wich gänzlich von der sonstigen klagenden und fast monotonen Deklamation der Chinesen ab; von Zeit zu Zeit wurde er durch lustige Arien unterbrochen, die sich gewöhnlich in einem allgemeinen Chorus endigten. Diese Arien waren zwar roh und völlig kunstlos, aber doch schienen sie regelmäßige Kompositionen zu seyn und wurden auch mit vollkommen richtiger Beobachtung des Taktes gesungen. Eine darunter zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, denn ihre sanfte Melodie hatte erstaunend viele Aehnlichkeit mit den weichen, klagenden Tönen, die den schottländischen Nationalliedern eigen sind. Die Stimmen der Frauenspersonen waren gellend und schmetternd, aber dennoch hielten sie so ziemlich Ton, und ihre Kadenzen waren auch nicht ohne Harmonie. Bei jeder Pause machten die feineren Instrumente ein kurzes Zwischenspiel, bis zuletzt die alles erschütternden, betäubenden Pauken und Trompeten wieder ein-

fielen. Da wir die Sprache nicht verstanden, so begriffen wir so wenig von dem Inhalte des Stückes, als der größte Theil der englischen oder teutschen Zuhörer in einer italiänischen Oper. In diesem Schuppen zu Turon wurde jedoch, so gut wie auf dem Theater zu Haymarket, das Auge eben so angenehm unterhalten, als das Ohr, denn bei jeder Wiederholung des Chors suchten die drei cochinchinesischen Grazien ihre schönen schlanken Gestalten in verwickelten, labyrinthischen Tänzen, wobei jedoch auf die Füße am wenigsten Rücksicht genommen wurde, in das vortheilhafteste Licht zu setzen; durch vielerlei Wendungen des Körpers und die verschiedenartigste Haltung des Kopfes und der Arme nahmen sie mancherlei zum Theil sehr angenehme Stellungen an, und dabei richteten sich alle ihre Bewegungen vollkommen nach dem Takte der Musik. Die Melodie des Chors war nicht unangenehm, und noch lange nachher wurde sie auf dem Verdecke des Löwen gehört, bis endlich die vielen neuen Gegenstände, die uns in China zu Gesicht kamen, sie wieder aus unserm Gedächtnisse verdrängten. In dem letztern Lande sahen wir jedoch niemals weder Männer noch Weiber tanzen, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dieser Theil der cochinchinesischen Vergnügungen entweder von ihnen selbst erfunden, oder aus den westlichen Gegenden von Indien bei ihnen eingeführt worden ist.

Weder in China noch in Cochinchina wird von irgend Jemand bei dem Eintritte in das Schauspielhaus Geld bezahlt. Die Schauspieler sind entweder von einer Privat-Person für eine bestimmte Summe auf den ganzen Tag

gedungen, oder sie spielen vor dem gesammten Publikum in einem besonders dazu aufgeführten Schuppen, der auf der Vorderseite völlig offen ist. In beiden Fällen werden jedoch die Schauspieler nicht, wie bei uns, durch leere Beifalls-Bezeugungen aufgemuntert, sondern die Zuschauer werfen ihnen von Zeit zu Zeit Kupfermünzen zu; zu diesem Zwecke hatten uns die Mandarinen mehrere Hundert solcher Münzen eingehändigt, die alle von der nämlichen Art waren, wie sie in China gangbar sind. *)

Wir verließen das Schauspielhaus in der Mitte des Stücks und begaben uns auf den bei dem Orte befindlichen grünen Anger, der auch zugleich zum Marktplatze dient, und wo wir durch eine Menge von verschiedenen Spielen und Possen sehr angenehm unterhal-

*) Das regelmäßige Drama heißt bei den Cochinchinesen Troien, oder eine historische Darstellung. Den Zwischenspielen von Tänzen, Recitativen und Arien legen sie den Namen Song-Sang bei; und ein großer vollstimmiger Chorus, der von Kesselpauken, Kastagnetten, Trompeten und andern lärmenden Instrumenten begleitet ist, wird Ring-rang genannt. Der Gesandte ließ seine eigenen Musikanten, die er mit ans Land genommen hatte, einige leichte kunstlose Arien spielen; allein die Cochinchinesen hatten kein Ohr für die sanften, harmonischen Accorde der europäischen Musik. Sie hielten ihren Ring-rang und ihren Song-sang für weit vortrefflicher, und je lärmender und geräuschvoller dieselben sind, desto mehr erhalten sie ihren Beifall.

ten wurden. Der 4te Junius war diesmal wirklich für diese ganze Gegend von Cochinchina ein Tag der allgemeinen Fröhlichkeit und Lustbarkeit. Hier sahen wir ungefähr ein Dutzend junger Bursche, die mit einer gefüllten Blase Ball spielten, dort ließen mehrere andere ihre Leichtigkeit durch das Hinwegspringen über eine horizontal gelegte Stange sehen; an einem Orte war eine lärmende Gruppe, die sich mit Hahnenkämpfen belustigte, an einem andern brachten Knaben, nach dem Beispiele der ältern, Wachteln und andere kleine Vögel, ja sogar Grashüpfer oder Feldheimchen herbei, um zuzusehen, wie sich diese gereizten Thiere gegenseitig in Stücke zerrissen *); in jedem Winkel des Platzes aber saßen

*) Eine der beliebtesten Ergötzlichkeiten der Chinesen, und, wie man sieht, auch der Cochinchinesen, ist das Hahnengefecht. Diese grausame und unmännliche Belustigung wird in diesen Ländern eben so ernstlich betrieben, als, zur Schande von England, von den vornehmen Ständen in diesem Reiche. Auch die Wachteln werden zu dem grausamen Vergnügen abgerichtet, daß sie einander zerfleischen. Sie haben ihre Nachforschung nach kämpfenden Thieren sogar bis auf die Insekten ausgebreitet, und ausfindig gemacht, daß eine Art von Gryllus, oder Heuschrecke, einander gegenseitig mit einer solchen Wut angreift, daß die Kämpfer selten nachlassen, ohne ein Glied ihres Gegners abzureißen. Diese kleinen Geschöpfe werden von einander abgesondert, in Bauern von Bambusrohr gefüttert, und die Gewohnheit, eine die andere auffressen zu lassen, ist in diesen Ländern so allgemein, daß man im Sommer selten einen Knaben sieht, der nicht einen Käfig mit Grashüpfern bei sich hätte. W.

Leute, die mit Karten oder Würfeln spielten. Am meisten zog jedoch eine Partie junger Leute unsere Aufmerksamkeit auf sich, die einen Federball beständig in der Luft erhielten, indem sie ihn mit den Fußsohlen fortschlugen. Es geht in der That nichts über die Gewandtheit und Stärke der Cochinchinesen. Einer unserer Matrosen gerieth an diesem Tage mit einem von ihnen in Streit und forderte ihn heraus, sich mit ihm zu boxen und die Sache auf diese Art durch einen ehrlichen Faustkampf zu endigen. Während nun der Matrose sich dazu anschickte und sich schon nach dem Flecke umsah, wohin er seinem Gegner am sichersten einen Streich versetzen könnte, um ihn sogleich zu Boden zu werfen, drehte sich der Cochinchinese, nachdem er dem Matrosen bisher beständig ins Gesicht gelacht hatte, ganz kaltblütig auf dem Absatze herum, gab ihm unversehens mit der Fußsohle einen heftigen Tritt ins Gesicht, gieng dann eben so gelassen seinen Weg fort und überließ den bestürzten Matrosen, dem eine solche Art zu boxen noch niemals vorgekommen war, dem Hohngelächter des versammelten Volkes.

So geschickt sie in dem Gebrauch ihrer Füße sind, eben so bewundernswürdig ist auch die Gewandtheit, die sie in ihren Händen und in allen ihren Gliedern besitzen. Ueberall fanden wir Gaukler, Zauberer und Taschenspieler, die theils zur Belustigung des Volks, theils zu ihrem eigenen Gewinn ihre Künste sehen ließen, und wir hatten Gelegenheit, uns auf unsere eigenen Unkosten zu überzeugen, daß auch diejenigen unter ihnen, die nicht öffentlich die Taschenspielerkünste als Gewerbe trieben, doch in der

Kunst, die Taschen zu bestehlen, nicht weniger geschickt waren. Es vergieng selten ein Tag, wo nicht einige von uns ohne Schnupftücher auf die Schiffe zurück kamen, denn für diesen Artikel schienen die Einwohner eine ganz besondere Vorliebe zu haben. Sie waren sämmtlich, von dem höchsten bis zum niedrigsten, äußerst ungestüme und lästige Bettler, die ohne alle Umstände alles forderten, was ihnen anstand; auch waren sie weder mit einer abschlägigen Antwort zufrieden, noch selbst auch dann, wenn sie dasjenige, so sie verlangten, erhielten; sondern je mehr man ihnen gab, und je freigebiger man sich gegen sie bewieß, desto unbescheidener und zudringlicher wurden sie in ihren Forderungen. Was sie aber nicht durch Bitten und Betteln erhalten konnten, das suchten sie sich zuletzt gewöhnlich durch Stehlen zu verschaffen. Sie besaßen auch nicht einmal die Tugend der Spartaner, daß sie sich wenigstens schämten, wenn ihr Diebstahl entdeckt wurde; auch schienen sie sich vor keiner Strafe, weder wegen des begangenen Diebstahls, noch wegen der Entdeckung desselben zu fürchten. Dieser Hang zum Stehlen ist bei diesem Volke wirklich so allgemein, daß wir sogar genöthigt waren, die vornehmsten Beamten der Regierung, die an Bord unserer Schiffe kamen, sorgfältig beobachten zu lassen.

Indem ich hier meinen Lesern eine allgemeine Skizze von dem Charakter dieser Nation mitzutheilen suche, fühle ich sehr gut, daß ich Gefahr laufe mich zu irren. Um über Sitten und Meinungen fremder Nationen richtig zu urtheilen, um die Bewegungsgründe ihrer Handlungen

und die Quellen ihrer Vorurtheile genau anzugeben, um die Wirkungen zu bestimmen, welche die bürgerlichen und religiösen Einrichtungen auf den Charakter und die Denkungsart des Volkes hervor gebracht haben, um die Begriffe ausführlich darzulegen, die dasselbe von Recht und Unrecht, von Geschmack, von Schönheit, von Glückseligkeit u. s. w. hat, und um endlich so manche andere Gegenstände, die man durchaus kennen muß, ehe man über den wahren Charakter eines Volkes und über den Zustand desselben zweckmäßig urtheilen kann, gehörig zu untersuchen und zu entwickeln, muß man sich nicht allein sehr lange in dem Lande aufgehalten, sondern auch einen vertrauten Umgang mit allen verschiedenen Klassen der Einwohner gehabt haben. Aber auch sogar in diesem Falle ist es noch eine äußerst schwere Aufgabe, ein vollständiges und richtiges Gemälde von dem ganzen Volke zu entwerfen. Was kann daher wohl Lächerlicheres gedacht werden, als wenn sogar ein Franzose sich unterfängt, die Sitten der Engländer zu beschreiben, oder wenn ein Teutscher den englischen Nationalcharakter dramatisiren will? — Dagegen giebt es aber gewisse starke, hervorstechende Züge, die in der ganzen Masse des Volkes allgemein herrschend sind, und diese können allerdings für charakteristische Züge der ganzen Nation angegeben werden. Von solchen allein habe ich daher auch die wenigen Bemerkungen abgeleitet, die ich über die Cochinchinesen dem Leser hier mittheilen will. Es ist übrigens wohl möglich, daß einige derselben bloß lokal, und ganz allein auf die Einwohner von demjenigen Theil der Seeküste, an welchem wir landeten, anwendbar sind.

Es ist allgemein bekannt, daß Cochinchina bis einige wenige Jahrhunderte nach der christlichen Zeitrechnung einen Theil von dem chinesischen Reiche ausgemacht hat, und noch bis auf den heutigen Tag findet man in den Gesichtszügen der Eingebornen, in vielen von ihren Gebräuchen, in ihrer geschriebenen Sprache, und in den noch von ihnen beibehaltenen religiösen Meinungen und Ceremonieen die unverkennbarsten Spuren ihres chinesischen Ursprungs. Diese sind jedoch in den nördlichen Provinzen noch viel deutlicher und auffallender als in den südlichen. Die nämlichen charakteristischen Züge findet man, nur in einem geringern Grade, auch in Siam, das eigentlich Se-Yan, oder das westliche Land, heißt, ferner in Pegu, wahrscheinlich Pe-Quo, oder die nördliche Provinz, in Ava, und überhaupt in allen den übrigen kleinen Staaten, die heut zu Tage zu dem birmanischen Reiche gehören. In diesen letzteren Staaten sind jedoch durch eine Vermischung mit den Malayen in Malacca und mit den Hindus aus den obern und östlichen Gegenden von Hindostan, die Spuren von dem chinesischen Charakter mehr oder weniger, und in manchen fast gänzlich verwischt worden. Die Cochinchinesen zu Turon hingegen haben, ungeachtet der freien Sitten des weiblichen Geschlechts, wovon ich weiter unten sprechen werde, und ungeachtet der vielfältigen Revolutionen in ihrer Staatsverfassung, die alle mehr oder weniger dazu beitragen, den Charakter eines Volkes umzuändern, noch am meisten Aehnlichkeit mit ihrem Originale beibehalten, ob sie gleich auch in manchen Stücken wesentlich von demselben abgewichen sind. Sie beobachten

z. B. die nämlichen Gebräuche bei Verheurathungen und Leichenbegängnissen; sie haben größten Theils den nämlichen religiösen Aberglauben; sie bringen ihren Götzenbildern die nämlichen Opfer dar; sie fragen ebenfalls die Orakel um Rath, und haben einen unbesiegbaren Hang, durch das Looswerfen die Zukunft zu erforschen; sie suchen Krankheiten durch Zaubermittel zu heilen; sie genießen die nämlichen Arten von Nahrungsmitteln, und haben auch dieselbe Art sie zuzubereiten; man findet bei ihnen die nämlichen öffentlichen Belustigungen und Vergnügungen; sie sind eben so geschickt in Erfindung und Verfertigung von Feuerwerken; sie besitzen endlich die nämlichen musikalischen Instrumente, die nämlichen Hazardspiele und auch die nämliche Liebhaberei an Hahnen- und Wachtel-Kämpfen. Die Sprache, die in Cochinchina gesprochen wird, beruht zwar auf den nämlichen Grundsätzen, wie die chinesische, allein sie weicht demungeachtet von dem Originale so sehr ab, daß sie von einem Chinesen gar nicht, oder doch nur mit der größten Mühe verstanden werden kann; ihre geschriebene Sprache hingegen und ihre Schriftzeichen sind noch vollkommen die nämlichen. Alle ihre Tempel, die wir zu Gesicht bekamen, sind niedrige, sehr bescheidene Gebäude, und wir sahen daselbst auch nicht eine einzige von den hohen, prächtigen Pagoden, die in China so häufig gefunden werden; dagegen scheinen in mehreren Gegenden des Landes Klöster vorhanden zu seyn, die sehr reich ausgestattet und deren Gebäude sehr groß und weitläuftig und zu desto größerer Sicherheit mit Mauern umgeben sind. Die Häuser der Cochinchinesen in der Nähe von Turon bestehen größten Theils nur

aus vier Lehmmauern, die mit Rohr gedeckt sind, und diejenigen darunter, die in niedern Gründen oder in der Nähe von Flüssen liegen, sind gewöhnlich auf vier hölzernen oder steinernen Pfeilern erbaut, um sich dadurch sowohl gegen das Ungeziefer, als gegen die Ueberschwemmungen zu schützen.

Die Kleidung der Cochinchinesen hat nicht nur wesentliche Veränderungen erlitten, sondern ist auch beträchtlich vereinfacht und abgekürzt worden. Sie tragen weder dicke Schuhe, noch ausgenähte Strümpfe, noch kurze Stiefeln von Atlas, noch auch mit Watte ausgestopfte Röcke wie die Chinesen, sondern sie gehen größten Theils baarbeinig, und fast durchgängig baarfuß. Ihre Haare, die lang und schwarz wie die der Malayen sind, flechten sie gewöhnlich in einen Knoten zusammen und befestigen diesen auf dem Wirbel des Kopfes. Dies ist die nämliche Art, wie ehemals auch die Chinesen ihre Haare zu tragen pflegten, bis sie von den Tartaren, nachdem dieselben ihr Land erobert hatten, gezwungen wurden, sich auf eine schimpfliche Art den ganzen Kopf kahl zu scheeren, und nur eine einzige kleine Haarlocke auf dem Hintertheile desselben stehen zu lassen.

Das System der Moral, nach welchem die Einwohner ihr Betragen einrichten sollen, gründet sich hier eben so, wie in China, auf die Lehren und Vorschriften des Confucius; allein hier scheint man sich um die äußeren Formen der Moralität wenig zu bekümmern. In China sind diese heiligen Lehren in jedem Hause, in allen Stra-

ßen und auf den öffentlichen Plätzen mit goldenen Buchstaben und auf eine prunkvolle Art angeschlagen; allein hier bekommt man sie selten zu sehen und hört noch weniger davon reden. Es ist jedoch auch zu bemerken, daß wenn man hier diese Lehren in ihrer Original-Sprache vortrüge, (und eine Uebersetzung davon zu machen ist kaum möglich) dieselben Niemand verstehen würde. Ueberhaupt schienen sich aber die Cochinchinesen in ihrem ganzen Betragen weder um die Lehren der Religion, noch um die Vorschriften der natürlichen Moral viel zu bekümmern. Sie sind, eben so wie die Franzosen, immer lustig und plaudern fast unaufhörlich; dagegen die Chinesen beständig ernsthaft sind und sich den Anschein von tiefen Denkern geben. Die erstern sind offenherzig und zutraulich, die letztern aber verschlossen und zurückhaltend. Ein Chinese würde es für eine Schande halten, irgend eine Angelegenheit von Wichtigkeit durch eine Frauensperson verrichten zu lassen; die Cochinchinesen hingegen sind der Meinung, daß die wichtigsten Angelegenheiten einer Familie sich gerade am allerbesten für die Frauenspersonen schicken und daher überlassen sie ihnen auch fast ausschließlich die Besorgung derselben. Nach dem chinesischen Codex der Höflichkeit dürfen die Frauenspersonen nicht sprechen, bis sie gefragt werden, niemals lachen, sondern nur lächeln, nicht eher singen bis die anwesenden Mannspersonen es wünschen, und was das Tanzen anbetrifft, so wird ihnen durch den physischen Zwang, worin sie sich bekanntermaßen befinden, diese Art von Bewegung schlechterdings unmöglich gemacht. In Cochinchina hingegen sind die Frauenspersonen eben so lustig und fröhlich und leben auch ganz eben so zwang-

los, wie die Mannspersonen. Da man nun den eigentlichen gesellschaftlichen Zustand einer Nation mit ziemlicher Genauigkeit aus der Lage und den Verhältnissen kennen lernen kann, worin sich der weibliche Theil derselben befindet, und aus dem Grade von Achtung, worin dieser letztere steht, so will ich hier von der Lage und den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts bei den Cochinchinesen, in so weit ich dieselben Gelegenheit gehabt habe kennen zu lernen, eine umständlichere Beschreibung als von andern Gegenständen mittheilen.

In einigen Provinzen von China ist das weibliche Geschlecht zu dem entehrenden und so äußerst mühsamen Geschäfte, den Pflug zu ziehen, verurtheilt, und außerdem muß es auch noch mancherlei andere schwere Arbeiten verrichten. In Cochinchina scheint dasselbe ebenfalls alle diejenigen Arbeiten verrichten zu müssen, die, wo nicht die größte Anstrengung körperlicher Kräfte, doch wenigstens den anhaltendsten und ausdauerndsten Fleiß erfordern. Wir sahen daselbst die Frauenspersonen Tag vor Tag und vom Morgen bis in die Nacht in Wasserpfützen stehen bis an die Kniee, und Reiß verpflanzen. Wirklich scheinen alle Arbeiten des Ackerbaues ohne Ausnahme, so wie überhaupt alle Arten von Geschäften, die mit der Landwirthschaft verbunden sind, ausschließend nur von dem weiblichen Theile des Bauernstandes verrichtet zu werden; die Einwohnerinnen von Turon hingegen haben außer den häuslichen Arbeiten auch noch alle Arten von Handelsgeschäften zu besorgen. Sie helfen sogar beim Bau und der Ausbesserung ihrer Lehmhütten, sie verfertigen ihre

irdenen Geräthschaften, sie fahren mit ihren Böten auf den Flüssen und in dem Haven herum, sie bringen ihre Produkte selbst auf den Markt, sie ziehen die Baumwolle aus den Schalen heraus, reinigen sie von den darin befindlichen Saamenkörnern, spinnen sie zu Fäden, weben Zeuche daraus, färben diese mit selbst gezogenen Farben-Materialien und verfertigen endlich Kleidungsstücke für sich und ihre Familien aus denselben. Die jungen Mannspersonen sind alle ohne Ausnahme gezwungen, sich zu Soldaten anwerben zu lassen, und diejenigen unter ihnen, die aus irgend einer Ursache vom Soldatendienste befreit sind, geben sich mit dem Fischfang oder damit ab, daß sie auf den benachbarten Inseln Schwalbennester suchen, oder die in jenen Meeren eigenthümliche Art von vortrefflichen Fischen fangen, die unter dem Namen Biches de mer oder Scomber glaucus (Linn.), bekannt sind; sie verkaufen dieselben entweder an die Reichen und Vornehmen ihres eigenen Landes, oder sie schicken sie als Handelsartikel auf die Märkte nach China. Außerdem fällen sie auch Bauholz, bauen Böte und Schiffe, bessern dieselben aus, und verrichten sonst noch mancherlei andere Geschäfte; allein bei allen diesen Arbeiten tragen sie doch immer Sorge, daß nicht ihr ganzer Tag dadurch ausgefüllt werde, sondern daß ihnen noch eine beträchtliche Zeit übrig bleibe, wo sie entweder gar nichts thun, oder sich bloß mit irgend einem Lieblingsgeschäfte abgeben können. Ganz müßig gehen sie jedoch im Grunde niemals, denn sie sind von Natur nichts weniger als faul und träge. Der Fleiß und die Thätigkeit der Frauenspersonen aber ist so unerschöpflich, ihre Geschäfte sind so zahllos, und die An-

strengungen, deren sie sich unterziehen müssen, so äußerst ermüdend, daß die Cochinchinesen den nämlichen sprichwörtlichen Ausdruck von ihnen brauchen, dessen wir uns von den Katzen zu bedienen pflegen; eine Frauensperson, sagen sie, hat neun Leben und kann manchen Streich vertragen, ehe sie umkommt! — Man sieht wirklich aus dem ganzen Betragen der Mannspersonen, auch sogar der aus den geringsten Ständen, daß sie sämmtlich der Meinung sind, als wenn das andere Geschlecht bloß allein zu ihrem Nutzen erschaffen sey; die aus den höhern Ständen halten aber dasselbe bloß für Werkzeuge ihres Vergnügens. Es existirt bei ihnen kein Gesetz, durch welches die Anzahl von Weibern, oder Konkubinen, die ein Mann sich beizulegen für gut findet, eingeschränkt würde; allein auch hier hat, eben so wie in China, diejenige Frau, die der Zeit ihrer Verheurathung nach die erste ist, den Vorrang vor allen übrigen und ihr allein kommt die oberste Leitung aller häuslichen Angelegenheiten zu. Die Art und Weise, wie die ehelichen Verbindungen geschlossen werden, ist höchst einfach, aber noch weit leichter ist es, sie wieder aufzulösen. Wenn unter den Bauern in einigen Gegenden von England zwei Liebende, die sich auf eine Zeit lang von einander trennen müssen, beim Abschied ein Viergroschenstück entzwei brechen, so dient dieses zur Versicherung und zu einem heiligen Unterpfand ihrer ewigen, unerschütterlichen Treue; wird hingegen in Cochinchina ein Stück Kupfermünze zwischen Mann und Frau in Gegenwart einiger Zeugen entzwei gebrochen; so gilt dieses für eine Auflösung ihrer vorigen Verträge und für eine förmliche Ehescheidung.

In China haben sich die Mannspersonen alle mögliche Mühe gegeben, um dem weiblichen Geschlechte den Grundsatz einzuprägen, daß sich eine wohlerzogene Frauensperson niemals außer dem Hause zeigen dürfe, sondern sich immer in ihren Zimmern aufhalten müsse, und daß sie auch sogar in Gegenwart ihrer allernächsten Verwandten niemals ihren Hals und ihre Hände sehen lassen dürfe. Wirklich ist es ihnen auch geglückt, diesen Grundsätzen allgemeinen Eingang zu verschaffen, und daher sind die Kleider der Frauenspersonen, bis an das Kinn zugeknöpft und die Aermel derselben hängen bis an die Kniee herunter; sie haben sogar diesen Grundsätzen einen solchen allgemeinen Eingang zu verschaffen gewußt, daß heut zu Tage die dasigen Frauenspersonen albern genug sind, um ein physisches Gebrechen, das sie schlechterdings zwingt zu Hause zu bleiben, für einen großen Vorzug und für die höchste Mode zu halten. In Cochinchina verhält sich aber dieses alles ganz anders; das weibliche Geschlecht ist nicht nur des freien Gebrauchs seiner Glieder, so wie seiner Freiheit überhaupt, nicht im geringsten beraubt, sondern es besitzt und genießt vielmehr diese Freiheit im höchsten Grade. Es kann zuverlässig nicht in Cochinchina gewesen seyn, wo Eudoxus auf seinen Reisen die Füße der Frauenspersonen so äußerst klein soll gefunden haben, daß er ihnen sehr passend den Namen: „Straußfüßige“ beilegen zu können geglaubt hat; Foeminis plantas adeo parvas ut Struthopodes appellentur; im Gegentheile, da die Frauenspersonen in diesem Lande beständig mit nackten Füßen herum zu gehen pflegen, so

werden diese vielmehr ganz ungewöhnlich groß und breit. Auf die chinesischen Frauenspersonen hingegen kann diese Benennung mit vollem Rechte angewandt werden, denn diese haben so kleine, klumpige Füße, daß sie allerdings denen des Strauß-Vogels nicht unähnlich sind.

Sehr oft berühren sich die Extreme und auch hier ist dieses der Fall. Die nämliche Ursache, wodurch in China die gänzliche Absonderung des weiblichen Geschlechtes von allem gesellschaftlichem Umgange und diese Verkürzung ihrer Gliedmaßen und Verminderung ihrer physischen Kräfte bewirkt worden ist, hat in Cochinchina die gerade entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht, daß es nämlich daselbst den Frauenspersonen verstattet ist, ohne Zwang und ganz ungescheut alle Arten von Ausschweifungen zu begehen. Diese gemeinschaftliche und doch so verschieden wirkende Ursache besteht aber bloß darin, daß die Frauenspersonen in beiden Ländern so wenig Achtung genießen und für Wesen von einer weit geringern Art als die Mannspersonen gehalten werden. Hierdurch müssen sie nothwendig sowohl bei andern, als auch in ihren eigenen Augen allen Werth und alle Würde verlieren, und nach allen eingezogenen Nachrichten scheinen sie auch wirklich von ihrer eigenen Unbedeutenheit und Unwichtigkeit vollkommen überzeugt zu seyn. Die Folge hiervon ist aber, daß in keinem Lande auf der Welt die Frauenspersonen weniger gewissenhaft und zurückhaltend und die Männer nachsichtiger und gefälliger sind, als in der Gegend von der Turon's-Bai. Ich will übrigens gerne glau-

ben, daß nicht die ganze Nation diesen Charakter besitzt, sondern daß er nur demjenigen Theil derselben, der in einer von den Fremden am meisten besuchten Seestädte wohnt, eigen ist. Die sonderbare Vergünstigung, die in den Gesetzen Solon's den jungen Frauenspersonen verstattet wurde, daß sie persönliche Gunstbezeugungen nach Gutdünken verwilligen durften, um dadurch sich und ihren Familien die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, hat auch in Cochinchina statt, und zwar ohne alle Einschränkung in Rücksicht auf Personen, Alter und Verhältnisse. Weder der Ehemann, noch der Vater, scheint das geringste Bedenken zu tragen, seine Frau oder seine Tochter Jedem, der sie haben will, Preis zu geben. Selbst Galba, der, wie Plutarch erzählt, dem Mecaenas zu Gefallen, höflicher Weise einschlief und seinen Sklaven, der dienstfertiger Weise mit den Schüsseln und Tellern rasselte, um ihn aufzuwecken, damit er selbst sehen möchte, was vorgieng, tüchtig deßhalb ausschalt, kann unmöglich gefälliger und nachsichtiger gewesen seyn, als es die cochinchinesischen Ehemänner sind.

Diese Gleichgültigkeit der Mannspersonen, in Rücksicht auf die Ehre und die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes und der ausschweifende Charakter des letztern, der eine nothwendige Folge davon ist, schränkt sich auch keinesweges bloß auf das gemeine Volk ein, sondern beides wird auch in einem eben so hohen Grade bei den ersten Ständen der Nation und selbst bei den vornehmsten Beamten der Regierung gefunden. Mir

selbst kamen daselbst einige höchst auffallende Beispiele von der Leichtigkeit und Willfährigkeit vor, womit sie ihre Weiber an Fremde überlassen, und aus folgender Erzählung kann man ungefähr den Preis an Gelde beurtheilen, den sie für diese Gefälligkeit verlangen. Von dem Löwen wurde eines Tages ein Officiant ans Land geschickt, um ein Paar Ochsen für die Schiffsmannschaft einzukaufen. Da der Preis schon vorher auf 10 Dollars für jedes Stück festgesetzt worden war, so hatte der Officiant nichts weiter zu thun, als vor einer von den obrigkeitlichen Personen der Stadt sein Geld aufzuzählen und die Ochsen in Empfang zu nehmen. Als aber der Mandarin das Geld eingestrichen hatte, so schickte er einige von seinen Begleitern ab, und diese kamen bald nachher mit einem schönen, jungen Mädchen wieder zurück, das der Mandarin dem Officianten einhändigte. Dieser mag sich nun entweder über einen so unsittlichen und schändlichen Handel geärgert, oder nicht Geld genug bei sich gehabt haben, um seiner Schuldigkeit gemäß auch noch das bestellte Paar Ochsen zu bezahlen, genug er nahm das Mädchen nicht an; der Mandarin gerieth hierüber in das äußerste Erstaunen und sagte ihm ganz unverholen, daß die junge Frauensperson, ich weiß nicht mehr genau, ob seine Frau oder seine Tochter, wäre. — Ein anderer Herr von der Gesandtschaft, der einmal aus der Stadt an das Ufer zurück kehrte, wurde unterwegs von einer ältlichen Frauensperson angegangen, die ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß er ihr in ihre Hütte folgen möchte. Als sie hier angekommen waren, so führte sie ihm ihre Tochter zu, die sich beinahe in dem Zu-

stand befand, wie sie aus der Hand der Natur gekommen war, und die Augen der Mutter funkelten vor Freude, als sie in der Hand unsers Landsmannes einen spanischen Dollar erblickte.

Das ganze Aeußere der Cochinchinesen hat wenig Einnehmendes. Das weibliche Geschlecht daselbst hat keine großen Ansprüche auf Schönheit zu machen, allein der Mangel an körperlichen Reizen wird einigermaaßen durch ihren lebhaften, fröhlichen Charakter, wodurch sie sich auf das vortheilhafteste vor den grämlichen, schwerfälligen und immer einsamen Chineserinnen auszeichnen, wieder ersetzt. Ein ausdrucksvolles Gesicht ist übrigens bloß das Resultat einer guten Erziehung und die Folge einer gebildeten Denkungsart, so wie feine und zarte Züge und eine schöne Farbe nur allein die Folge von Gesundheit und einem gewissen Wohlstande sind und nicht erlangt werden können, wenn man von früher Jugend auf harte und schwere Arbeiten verrichtet und beständig allen Abwechselungen der Witterung ausgesetzt ist; alle diese Vorzüge kann man daher bei den Cochinchinesen durchaus nicht erwarten. Beide Geschlechter haben im Gegentheil sehr grobe Gesichtszüge, und ihre Farbe ist beinahe eben so dunkel, wie die der Malayen. Auch haben sie eben so wie dieses Volk den Gebrauch, beständig Areka-Nüsse und Betel zu kauen, wodurch ihre Lippen roth und die Zähne durchaus schwarz werden; hierdurch wird aber ihr Gesicht noch mehr entstellt. Auch der Anzug der Frauenspersonen ist keineswegs schön und anlockend.

Ihre gewöhnliche Kleidung besteht bloß in einem weiten baumwollenen Kittel von brauner oder blauer Farbe, der bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht, und in einem Paar sehr weiten Pumphosen von schwarzem Nankin. Den Gebrauch von Schuhen und Strümpfen kennen sie durchaus nicht, allein die Vornehmern unter ihnen tragen eine Art von Sandalen oder weiten Pantoffeln. An Festtagen oder bei sonstigen besonderen Gelegenheiten ziehen die wohlhabenden Frauenspersonen drei bis vier solcher Kittel, die von verschiedener Farbe und Länge sind, über einander an, und zwar so, daß der kürzeste immer der oberste ist. Ihre langen, schwarzen Haare flechten sie zuweilen in einen Knoten und befestigen diesen auf dem Wirbel des Kopfes, zuweilen lassen sie sie aber auch in langen Flechten über den Rücken herab hangen, wo sie alsdann sehr häufig bis auf den Boden reichen. Kurze Haare werden bei ihnen nicht nur für einen Beweis von Gemeinheit, sondern sogar auch für ein offenbares Kennzeichen von Ausartung gehalten. Die Kleidung der Mannspersonen ist von der des andern Geschlechts wenig oder gar nicht verschieden; sie besteht ebenfalls einzig und allein in einer weiten Jacke und einem Paar Pumphosen. Einige derselben tragen Schnupftücher um den Kopf gebunden in Form eines Turbans, andere haben Hüte oder Mützen von verschiedenen Formen und aus mancherlei Materialien verfertigt auf dem Kopfe; diese sind aber alle so eingerichtet, daß sie das Gesicht gegen die Sonnenstrahlen schützen. Sie bedienen sich auch noch zu diesem Zwecke einer Art von Sonnenschirmen, die

von starkem chinesischem Papiere verfertigt werden, oder sie tragen Schirme von den Blättern des Borassus, oder der Fächer-Palme, und von andern Arten von Palmen, oder auch Fächer, die von Federn gemacht werden. Mit ihrer elenden, armseligen Kleidung, die sehr häufig nicht einmal ordentlich angezogen, sondern nur leichtweg über die Schultern geworfen wird, stehen auch ihre niedern Hütten von Bambusrohr in genauem Verhältnisse. So sieht man eben überall, wo man hinblickt, durchaus nichts, was eine glückliche Lage des Volks verrathen könnte!

Es ist jedoch ein so unermeßlicher Unterschied zwischen der Lage und den Verhältnissen eines Europäers und zwischen denen eines Bewohners der tropischen Klima's, daß jener, wenn er zum ersten Male zu dem letztern kommt, durch eine vergleichende Würdigung ihrer beiderseitigen Verhältnisse sehr leicht in Irrthum verfallen kann. Dem einen sind Feuerungsmittel, Kleider und eine dichte, wohlverwahrte Wohnung nicht nur zu seiner Bequemlichkeit, sondern sogar zur Erhaltung seiner Existenz, wesentlich nothwendig; der andere hingegen braucht durchaus kein Feuer, außer einigen wenigen glühenden Kohlen, um seinen Reiß daran zu kochen, oder seiner Gottheit ein Opfer zuzubereiten. An großen und massiven Gebäuden haben die Cochinchinesen weder Geschmack, noch sind sie ihnen nothwendig, und eine dichte Kleidung würde ihnen nicht allein zu keiner Bequemlichkeit dienen, sondern im Gegentheil im höchsten Grade lästig werden. Auch sogar die wenigen Klei-

dungsstücke, die sie der Regel nach zu tragen pflegen, werfen sie noch sehr häufig von sich; denn wo Nacktheit keine Schande ist, da kann der Mensch überall und zu allen Zeiten seinen Anzug nach den Umständen und nach seiner Neigung einrichten, ohne weder selbst dadurch in Verlegenheit zu gerathen, noch andern ein Aergerniß zu geben; ein Vorzug, den die Europäer nicht besitzen!

Wir hatten zwar in der Nähe von der Turons-Bai keinesweges eine sehr große Stadt, noch auch prächtige Palläste erwartet, allein weil dieser Ort vor alten Zeiten der Haupt-Marktplatz für den ganzen Handel dieses Landes mit China und Japan gewesen ist, so mußten wir uns doch wirklich in unserer Erwartung äußerst getäuscht finden, als wir nur einige Dörfer daselbst antrafen, von denen das größte nicht mehr als höchstens hundert, größten Theils mit Stroh gedeckte Häuser enthielt. Daß die Gegend durch die neueren politischen Revolutionen sehr viel mußte gelitten haben, sah man zwar offenbar an den vielen Ruinen von größern und bessern Gebäuden, die man überall antraf, und an den Ungleichheiten des Erdbodens, in denen noch die Reste ehemaliger Mauern und Festungswerke deutlich zu erkennen waren. Auch fanden wir noch hin und wieder Ueberreste von Gärten, die mit Obstbäumen und mancherlei Arten von Blumen und wohlriechenden Staudengewächsen bepflanzt gewesen seyn müssen, die aber nunmehr völlig verwildert und fast ganz unkenntlich waren. Unter allen diesen Ruinen sahen wir jedoch

keine einzige, die einen ehemaligen vorzüglichen Reichthum und Wohlstand verrathen, oder die den Gedanken an eine verfallene Pracht und Herrlichkeit in uns rege gemacht hätte. Freilich ist auch nicht zu läugnen, daß wenn die orientalischen Städte überhaupt einmal anfangen in Verfall zu gerathen, sehr bald alle Spuren von ihnen gänzlich verschwunden sind. Die besten Häuser sind in diesen Weltgegenden nicht mehr als Ein Stockwerk hoch und gewöhnlich nur von Holz oder von Backsteinen, die noch dazu bloß in der Sonne getrocknet werden, erbaut; sie verlangen daher ein beständiges sorgfältiges Ausbessern, wenn sie nicht ganz einstürzen sollen. Auch die Stadtmauern verfallen in diesen Ländern ohne eine solche beständige Sorgfalt auf ihre Ausbesserung in sehr kurzer Zeit, weil sie ebenfalls bloß von leichten und unzweckmäßigen Materialien erbaut werden; und sogar die Schutthaufen derselben werden alsdann durch die schnelle und üppige Vegetation sehr bald völlig unter der Erde begraben. Die ganze Art, wie diese Stadtmauern erbaut werden, ist nichts weniger als auf die Dauer berechnet. Gewöhnlich wird bloß eine Masse lockerer Erde zwischen zwei Mauern von Steinen oder Backsteinen aufgeschüttet; diese schwere Masse muß aber nothwendig einen beständigen Druck auf die Mauer hervorbringen, und wenn diese einmal anfängt in den Graben hinabzustürzen, so ist das Ganze in wenigen Jahren völlig verschwunden. Sollte einmal das große und volkreiche Peking, das vielleicht die größte und bevölkertste Stadt auf dem ganzen Erdboden ist, durch irgend ein unglückliches Ereigniß von seinen Einwoh-

nern verlassen werden müssen, so würden nicht viele Jahrhunderte nöthig seyn, um jede Spur von seiner Existenz und seiner Lage zu vertilgen. Man darf sich daher auch gar nicht wundern, daß schon zur Zeit Alexanders des Großen alle Spuren von den angeblichen prächtigen Pallästen von Troja verschwunden waren und daß die stolze Stadt Babylon, einst die Gebieterin der Welt, schon seit einer so langen Reihe von Jahrhunderten in Staub versunken ist.

Die Hütten der Cochinchinesen sind, im Ganzen genommen, bequem und reinlich und auch dicht genug, um ihre Bewohner in der einen Jahreszeit gegen die Hitze der Sonne und in der andern gegen die Regengüsse gehörig zu schützen. Auf ihren Märkten scheint es weder an baumwollenen, noch an seidenen Zeuchen für ihre Kleidung zu fehlen, und das Land bringt eine sehr große Menge von Produkten aller Art hervor, die theils zum Unterhalte des gemeinen Volks, theils zum Luxus der Reichern und Vornehmern dienen. Auch alle Arten von Hausthieren, ausgenommen Schafe, scheinen die Einwohner im Ueberflusse zu besitzen; sie haben eine kleine Art von Rindvieh, Schweine mit kurzen Beinen, sehr viele Ziegen und eine große Menge von Enten und anderm Federvieh. Sie essen Hunde, eben so wie die Chinesen, und Frösche sind bei ihnen ein gewöhnliches Nahrungsmittel. Für die Bewohner der Küste ist auch das Meer eine nie versiegende Quelle von Lebensmitteln. Außer einer großen Menge von mancherlei vortrefflichen Fi=

schen, essen sie auch wenigstens drei verschiedene Arten von Schießfischen (Balistes) und eben so viele von dem Geschlechte der Klippfische (Chaetodon); eine von diesen letzteren ist über den ganzen Körper mit gelben und purpurfarbenen Streifen verziert, und hat dabei Floßfedern, die wie Augen gestaltet sind, so daß sie ein ganz außerordentlich schönes Aussehen hat. Gewöhnlich bedienen sich die Einwohner zu ihrem Fischfang der Netze, häufig aber auch einer Art von geflochtenen Körben, die viele Aehnlichkeit mit unsern Mäusefallen von Drat haben, und aus denen der Fisch, wenn er sich durch den Köder hat hinein locken lassen, nicht mehr heraus kommen kann; auch sahen wir die Einwohner eine große Menge von fliegenden Fischen fangen, indem sie tiefe irdene Krüge mit engen Hälsen in das Meer legten und einen Köder von Schweinefleisch oder von Fischen hinein thaten. Außerdem bedienen sich auch die Cochinchinesen noch mehrerer Arten von denjenigen Seewürmern, welche die Naturforscher unter dem Namen der Moluskken kennen, zu Nahrungsmitteln; sie essen z. B. mehrere Arten von der Medusa, der Holothuria, Actinia und Doris. Einige davon, wie z. B. die sogenannten Biches de Mer oder der Scomber glaucus Lin. dienen ihnen jedoch größtentheils nur zu einem Artikel des Luxus, und sie treiben mit denselben einen nicht unbedeutenden Handel. Alle gallertartigen Substanzen, die aus der See gewonnen werden, sie mögen thierischer oder vegetabilischer Natur seyn, werden von ihnen für die nahrhaftesten unter allen Arten von Lebensmitteln gehalten, und deshalb nehmen auch verschiedene

Arten von Algae oder Meermoosen, und besonders diejenigen, die unter den Namen Fucus und Ulva bekannt sind, eine wichtige Stelle in dem Verzeichnisse ihrer eßbaren Pflanzen ein.

Auch auf den volkreichen Inseln von Japan liefern verschiedene Arten von Seemoosen den Bewohnern der Küste einen großen Theil ihres Unterhalts, und unter diesen keine mehr, als der Zukkertang (Fucus saccharinus). Nach Herrn Thunberg's Erzählung, daß man sich der Blätter derselben zur Ausschmückung von Früchten und andern Geschenken, die man an Fremde machen will, bedient, muß man allerdings glauben, daß diese Pflanze daselbst sehr hoch geachtet wird; vielleicht wird sie gewissermaaßen für den Repräsentanten von der ganzen zahllosen Menge von Lebensmitteln gehalten, womit das Meer alle Nationen, die sich derselben aus freier Wahl oder Nothgedrungen bedienen, so überreichlich versorgt. Wahrscheinlich wird auch die chinesische Chin-Chou-Gallerte, zum Theil wenigstens, aus diesem Fucus Saccharinus bereitet; aus einigen Proben, die davon nach England gebracht worden sind, schienen jedoch die Blätter, woraus dieselbe verfertigt wird, von drei oder vier verschiedenen Arten von diesem weitläufigen Geschlechte genommen zu werden. Es ist daher sehr glaublich, daß auch die meisten andern Arten von Tang und Watte (Ulva) zu ähnlichen Zwecken gebraucht werden könnten. Von der Küste der Robben-Insel am Vorgebirge der guten Hoffnung pflegen die Sklaven

eine Art von Fucus, dessen Blätter schwerdtförmig, sägenartig und ungefähr 6 Zoll lang sind, in Körben herüber zu bringen. Diese Blätter werden zuerst rein gewaschen und gehörig getrocknet, damit sie nicht in Fäulniß übergehen, alsdann aber werden sie fünf bis sechs Tage in frisches Wasser, das jeden Morgen erneuert werden muß, eingeweicht; wenn sie hierauf einige Stunden lang in einer kleinen Quantität Wasser gekocht werden, so geben sie eine klare, durchsichtige Gallert, die mit Zucker und Citronen- oder Orangen-Saft vermischt, eine der wohlschmeckendsten und erfrischendsten Gallerten ist, die ich jemals gegessen habe. Es giebt übrigens wenige Länder in der Welt, wo eine größere Menge von verschiedenen Arten des Tang und der Watte gefunden wird, als an den Küsten von Großbrittannien; vielleicht bleibt es daher den zukünftigen Generationen noch vorbehalten, die nährenden Eigenschaften, die manche derselben, ohne daß man es weiß, enthalten mögen, auszumitteln, und folglich den Gebrauch dieser Moose als Lebensmittel nicht mehr, wie es gegenwärtig der Fall ist, bloß allein auf einige wenige Arten derselben einzuschränken. Bis jetzt sind außer dem eßbaren Tang, dem Zuckertang, den man jedoch in Island noch weit besser und allgemeiner kennt, als in England, dem süßen Tang (F. palmatus), von dem die Schottländer rühmen, daß er nicht nur äußerst gallertartig und nahrhaft sey, sondern auch andern Vegetabilien, mit denen er vermischt werde, einen lieblichen Veilchen-Geruch mittheile, und endlich derjenigen Art von Watte die auf der Küste von Wallis unter dem

Namen Laver bekannt ist, alle übrigen Arten dieses weitläuftigen Geschlechtes gänzlich vernachlässigt worden.

Der chinesische Chin-Chou, der eigentlich Hai-Tsai oder Seepflanze heißt, dient nicht nur zu einem Nahrungsmittel, sondern wird auch sowohl in China als in Japan und Cochinchina als eine Gallerte oder vielmehr gummiartige Substanz vorzüglich dazu gebraucht, um den großen Bögen Papier oder Stücken von grober Gase, woraus die Einwohner ihre Fenster und ihre Laternen verfertigen, eine desto größere Durchsichtigkeit zu geben. Die dasigen Laternen, die zuweilen aus Stückchen Bambusrohr bestehen, welche man quer über einander legt, sind sehr häufig in allen ihren rautenförmigen Zwischenräumen ganz mit dieser durchsichtigen und verhärteten Gallerte angefüllt.

Außerdem sammeln auch die Cochinchinesen sehr viele von den kleinen saftigen Pflanzen, die gewöhnlich in salzigen oder sandigen Sumpf-Gegenden wachsen, wie z. B. die Salicornia, die Arenaria, das Crithmum maritimum oder den Meerfenchel und noch mehrere andere; diese kochen sie entweder in ihren Suppen oder essen sie roh, oder suchen auch durch dieselben dem Reiße, der eigentlich das Hauptmittel zur Erhaltung ihrer Existenz ist, desto mehr Wohlgeschmack zu geben. Sie besitzen die Kunst, von diesem letztern Getraide eine Art von Nudeln zu verfertigen, die den Namen Lock-Soy führen und vollkommen durchsichtig sind; sie werden deshalb auch sowohl in Japan, als in China,

außerordentlich hoch geschätzt, und in das letztere Land jährlich in sehr beträchtlichen Quantitäten verschickt. Sie theilen der Suppe eine gallertartige Konsistenz mit, während sie doch zu gleicher Zeit ihre Form und ihre Durchsichtigkeit vollkommen beibehalten; es ist deshalb auch äußerst wahrscheinlich, daß der Reiß nicht die einzige Zuthat bei Verfertigung derselben ist. In China wird ebenfalls eine Art von Lock-Soy verfertigt; allein diese ist nicht durchsichtig.

Bei den Einwohnern aller heißen Erdstriche wird das Fleisch selten unter die Artikel der ersten Nothwendigkeit gerechnet, und sie genießen dasselbe nur sehr sparsam. Von denjenigen, die an der Seeküste wohnen, machen zwar Fische ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel aus, allein demungeachtet ist der Reiß, dessen Wohlgeschmack durch ein wenig Salz, oder Pfeffer, oder auch durch ein Blatt von einer oder der andern der oben angeführten säuerlichen Seepflanzen noch mehr erhöht wird, die Lieblingsspeise von dem bei weitem größten Theile aller orientalischen Völkerschaften. Außer diesem Artikel und den Zuthaten zu demselben kann alles Uebrige, sogar auch die Areca-Nuß und das Betel-Blatt, das Opium und alle geistigen Getränke, für bloße Gegenstände des Luxus gehalten werden. In Cochinchina werden jährlich zwei reiche Aerndten von Reiß gewonnen, die eine im April und die andere im Oktober. Außerdem giebt es in dem ganzen Lande überall Früchte von aller Art in außerordentlichem Ueberflusse, als Orangen, Bananen, Feigen, Ananas, Granat-

Aepfel und noch viele andere von geringerem Werthe; hierzu kommen auch noch die vortrefflichen Yams-Wurzeln und süße Pataten, die ebenfalls in Menge daselbst gefunden werden. Die kleine Art von Rindvieh, welche die Einwohner besitzen, scheint ihnen keinen reichlichen Vorrath von Milch zu liefern; allein sie machen sich auch, eben so wie die Chinesen, nicht viel aus dem Genuß derselben, und benutzen sie sogar nicht einmal zu einem Nahrungsmittel für ihre kleinen Kinder. Von diesen kleinen menschlichen Wesen gab es in Turon eine außerordentliche Menge; bis in das siebente oder achte Jahr ihres Alters pflegen sie durchaus nackt herum zu laufen, und alle, die ich sah, schienen von Gesundheit zu strotzen. Die Nahrung derselben besteht größten Theils in Reiß, Zuckerrohr und Wassermelonen. Die Einwohner von Cochinchina halten, eben so wie die Chinesen, nur zwei Mahlzeiten des Tages, wovon sie die eine des Morgens um neun oder zehn Uhr, die andere aber bei Sonnenuntergang genießen; in der trockenen Jahrszeit werden diese Mahlzeiten gewöhnlich vor ihren Hütten auf Matten, die auf den Boden ausgebreitet werden und unter freiem Himmel eingenommen. Wo die Mahlzeiten aller Einwohner durchaus die nämlichen und von einerlei Beschaffenheit sind, da schämt sich keiner von ihnen, seine sparsamen Gerichte vor seinen Nachbarn sehen zu lassen!

In der Gegend von Turon sahen wir mehrere Pflanzungen von Zuckerrohr und Tabak. Der Saft von dem erstern wird in dem Lande selbst ausgepreßt, aber nur zum

Theil raffinirt, und alsdann in Kuchen, die der Farbe, der Dicke und der Porosität nach, den Honigscheiben ähnlich sehen, nach China verführt. Der Tabak aber wird aller in dem Lande selbst verbraucht, weil die Einwohner von allen Ständen, von jedem Alter und von beiden Geschlechtern gewohnt sind, fast ununterbrochen Tabak zu rauchen. Außer dieser geringen Anzahl von Pflanzungen sieht man im Lande nur wenige Spuren von Ackerbau, und auch die Künste und Manufakturen befinden sich daselbst offenbar in einem höchst elenden Zustande. In ihren Hütten sieht man nur sehr wenige Geräthschaften und auch diese sind äußerst plump gearbeitet und scheinen nicht auf eine lange Dauer berechnet zu seyn. Die Matten, womit sie die Fußböden bedecken, sind mit verschiedenen Farben sehr künstlich gewebt; allein diese Kunst, Matten zu verfertigen, ist bei allen orientalischen Nationen so gemein, daß auch die allerschönsten darunter selten von ihnen bewundert werden. Ihre Küchengeräthschaften bestehen größten Theils in einem irdenen Topfe für diejenigen von ihren Gerichten, die gedämpft werden sollen, in einem eisernen Topfe, worin sie ihren Reiß kochen, in einer Pfanne, die wie ein Uhrenglas gestaltet ist, und in welcher sie ihre Vegetabilien in Oel schmoren, und in einigen wenigen porzellanenen Bechern und Schaalen. Ihre Geräthschaften von gegossenem Eisen können in Rücksicht ihrer Qualität den chinesischen ganz an die Seite gesetzt werden; dagegen sind aber ihre irdenen Geschirre von weit geringerer Güte. Ueberhaupt scheinen sie ziemlich viele Geschicklichkeit im Verarbeiten der Metalle zu besitzen. Die Degen der vornehmen Staatsbeamten waren fast alle mit silber-

nen Griffen versehen und keineswegs schlecht gearbeitet; auch alle ihre von Drat-Arbeiten verfertigten, oder sogenannten Filigran-Waaren waren ganz eben so schön wie die chinesischen. Es ist wirklich keinesweges zu läugnen, daß beide Nationen eine sehr lebhafte Fassungskraft und viele natürliche Talente besitzen; sie sind auch schon in der Vervollkommnung so weit vorgerückt, daß sie bei gehöriger Aufmunterung zuverlässig in kurzer Zeit die bedeutendsten Fortschritte in Künsten, Manufakturen und Wissenschaften machen würden. Bei allen Nachtheilen einer höchst schlechten Regierungsverfassung bricht demungeachtet ihr angebornes Genie zuweilen auf eine bewunderungswürdige Art hervor. Der Mann zu Canton, der im Stande war, auf den ersten Anblick eine Uhr nachzumachen, besaß doch zuverlässig keine geringen Talente und keine ungeschickte Hand!

Demungeachtet bleiben sie aber in allen ihren Künsten und Manufakturen immer auf dem nämlichen Punkte stehen, wo sie sich schon seit langer Zeit befinden, und kommen nicht um einen einzigen Schritt der Vollkommenheit näher. Es herrscht in allen orientalischen Staaten ein Hauptfehler, den weder die größten Vorzüge des Erdbodens und des Klima's, noch alle sonstigen günstigen Umstände aufwiegen können, und wodurch die Einwohner nothwendig verhindert werden müssen, sich jemals zu einem großen und glücklichen Volke empor zu schwingen. Dieses unbesiegbare Hinderniß, das sich dem wahren Flor dieser Länder und dem Glücke ihrer Einwohner entgegensetzt, besteht in dem gänzlichen Mangel an fortdauernder Sicherheit des

Eigenthums. Wo die Erbschaftsrechte schwächere Ansprüche auf das Eigenthum einer Sache gewähren, als der Besitzstand, wo die willkührliche Gewalt zu jeder Zeit und ohne die allergeringste gesetzliche Form einem Manne sein Grundstück, wovon er sich und seine Familie allein ernähren mußte, wegnehmen kann, wo man keine andern Rechte kennt, als die des Stärkern, und wo weder die Personen noch das Eigenthum gegen die Rache oder die Raubsucht des Mächtigen irgend einen kräftigen Schutz finden können; — wie sollten in einem solchen Lande die Einwohner auf den Gedanken verfallen können, ein schönes Haus zu bauen, die Kultur des Landes zu verbessern, in irgend einer Kunst nach größerer Vollkommenheit zu streben, oder überhaupt ihren Verstand und ihren Fleiß auf irgend etwas zu verwenden, was nicht als nothwendigstes Bedürfniß des Lebens schlechterdings erforderlich ist? Ein alter orientalischer Schriftsteller hat schon die Bemerkung gemacht, daß, „es der höchste Beweiß von einer gerechten Regie„rung und einer wohl eingerichteten Polizei sey, wenn „eine schöne Frauensperson mit Juwelen und Kostbarkei„ten bedeckt in vollkommener Sicherheit das Land durchrei„sen könne!" Was würde aber dieser Schriftsteller von der Regierung und der Polizei eines Landes gesagt haben, in welchem eine alte, schwache, aber reiche Frauensperson von einer Anzahl armer und starker Dienstboten umringt ist, und sich und ihr Eigenthum diesen, so wie der ganzen übrigen Welt, so ruhig und zuversichtlich anvertrauen kann, als wenn ihre physischen Kräfte wenigstens um nichts geringer als die ihrigen wären, — oder wo das Eigenthum eines noch hülflosern Waisen ihm nicht nur, bis er das Alter der

Vernunft erreicht hat, vollkommen sicher aufgehoben wird, sondern auch oft in dieser Zwischenzeit bis auf das Doppelte seines ursprünglichen Werthes vermehrt wird? Die Möglichkeit einer solchen Verfassung und einer solchen Sicherheit des Eigenthums muß einem Bewohner der östlichen Hemisphäre fast unglaublich vorkommen, und es ist ein großes Glück für uns Bewohner der westlichen Welt, daß wir von der vollkommenen Wahrheit der Sache überzeugt seyn können.

Unter allen Künsten ist die Schiffsbaukunst diejenige, worin sich noch heut zu Tage die Cochinchinesen am vortheilhaftesten auszeichnen; es ist jedoch auch nicht zu läugnen, daß sie diesen Vorzug großen Theils der vorzüglichen Güte und der Größe des Holzes, das sie dazu gebrauchen, zu verdanken haben. Ihre Ruderschiffe, die zu ihrem Vergnügen dienen, sind wirklich außerordentlich schöne Fahrzeuge. Gemeiniglich sind sie zwischen 50 und 80 Fuß lang und bestehen zuweilen bloß aus fünf Bohlen, die alle von einem Ende bis ans andere reichen und die an beiden Enden durch hölzerne Pflöcke mit einander befestigt, und ohne daß Rippen oder sonst eine Art von Bauholz dazu gebraucht wird, bloß durch geflochtene Fasern von Bambusrohr auf das allerfesteste miteinander verbunden werden. Am Vorder- und Hintertheil sind diese Fahrzeuge beträchtlich hoch und auf eine sonderbare Art in Figuren von Drachen, Schlangen und andern Ungeheuern, die bunt bemalt oder vergoldet werden, ausgeschnitten. An mehrern hohen Stangen wehen Flaggen und Wimpeln auf denselben und an den beiden Enden sind Stäbe aufgerichtet, die mit Büschen von roth bemalten Kuhschwän-

zen verziert sind, und auf denen Laternen, Sonnenschirme und andere Insignien, die den Rang und die Würde des Eigenthümers bezeichnen, angebracht werden. Dieses Volk weicht, eben so wie die Chinesen, fast in seiner ganzen Denkungsart und in allen seinen Begriffen von allen übrigen Nationen des Erdbodens ab. So sitzt auch in diesen Böten die Gesellschaft beständig auf dem Vordertheile, und da es gegen allen Wohlstand wäre, wenn die Ruderer der Gesellschaft den Rücken zukehrten, so stehen diese immer mit dem Gesichte gegen den Bug des Schiffes gerichtet und stoßen die Ruder von der Gesellschaft hinweg, anstatt gegen dieselbe hin, wie es in der westlichen Welt allgemein zu geschehen pflegt. Die Dienerschaft und das Gepäck befinden sich in dem Hintertheile des Schiffes. Diejenigen Schiffe, die zu dem Küsten-Handel gebraucht werden, die Fischerkähne und alle solche Fahrzeuge, mit denen auf der benachbarten Inselgruppe, die den Namen der Paracelsen führt, die Schwalbennester eingesammelt werden, sind von sehr mannichfaltiger Gestalt und Bauart; einige darunter sind eben so wie die chinesischen Sampans mit Wetterdächern von Matten bedeckt, unter denen gewöhnlich eine ganze Familie beständig zu wohnen pflegt; andere hingegen haben sowohl in der Bauart des Rumpfes, als im Tackelwerk die größte Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Pro's der Malayen. Ihre Kauffahrtei-Schiffe, die in fremde Länder segeln, sind nach dem nämlichen Plan erbaut, wie die chinesischen Junken, die zwar ihrer Form und ganzen Bauart nach nicht für Muster einer vollkommenen Schiffsbaukunst ausgegeben werden können, aber dennoch, weil sie schon mehrere tausend Jahre ohne alle

Veränderung fortgedauert haben, wenigstens in Rücksicht des hohen Alters ihrer Erfindung allerdings Achtung verdienen. Da diese Schiffe niemals zu Kriegsschiffen bestimmt gewesen sind, so ist eine vorzügliche Schnelligkeit, um einen Feind verfolgen oder ihm entfliehen zu können, keinesweges eine wesentliche Eigenschaft derselben und es ist ihren Besitzern mehr um Sicherheit als um Geschwindigkeit zu thun. Weil auch der Kaufmann zu gleicher Zeit Eigenthümer und Führer des Schiffes ist, und von einzelnen Privatpersonen keine großen Kapitalien auf Handelsunternehmungen verwendet werden können, so hätte eigentlich sein Schiff zur Aufbewahrung seiner eigenen Waaren nur einen sehr geringen Tonnen-Raum nöthig. Aus dieser Ursache werden ihre Schiffe in abgesonderte Theile eingetheilt, so daß ein und das nämliche Schiff die Waaren von mehreren Kaufleuten, ganz von einander abgesondert, in sich enthalten kann. Die Querwände, wodurch diese Absonderungen bewirkt werden, bestehen aus zwei Zoll dicken Bohlen, die so gut verwahrt und so sorgfältig gekalfatert sind, daß sie nicht einen Tropfen Wasser hindurch lassen.

Ungeachtet man nun gegen diese Abtheilungen des Kielraums der Schiffe mancherlei Einwendungen machen könnte, worunter vielleicht das vermischte Durcheinanderwerfen von allen Arten von Waaren die wichtigste seyn dürfte, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß größere Schiffe manche wichtige Vortheile dadurch gewinnen. Ein Schiff, das auf diese Art mit Querwänden befestigt ist, kann z. B. an einen Felsen anstoßen, ohne

wesentlich dadurch beschädigt zu werden; wenn ferner die eine Abtheilung des Kielraums ein Leck bekommt, so werden die Waaren, die in allen übrigen Abtheilungen liegen, nicht im geringsten dadurch beschädigt, und da endlich alle Theile des Schiffes so dicht in einander gefügt und so fest mit einander verbunden sind, so kann dasselbe, ohne Schaden zu leiden, einen mehr als gewöhnlichen Stoß aushalten. Es ist allen Seeleuten bekannt, daß wenn ein großes Schiff auf den Grund aufstößt, das erste Kennzeichen, daß es in Stücke zerfallen wird, darin besteht, daß die Ecken der Verdecke sich von den Seitenwänden loszureißen anfangen; dieses Losreißen aber kann durchaus nicht statt haben, wenn die Seiten und das Verdeck durch solche Querwände fest mit einander verbunden sind. Wirklich werden gegenwärtig auch in der englischen Marine mit dieser uralten chinesischen Erfindung, als mit einer ganz neuen Sache, Versuche angestellt. Eben so sind auch in England in neueren Zeiten mancherlei Pläne eingereicht worden, um ein Schiff bei eingetretener Windstille vermittelst großer Nachen, oder durch Wasserräder, die auf den Seiten des Schiffes angebracht sind, oder auf mancherlei andere Art fortzutreiben; alle diese Dinge sind mit dem Namen neuer Erfindungen belegt worden, ob sie gleich bei den Chinesen schon seit mehr als zweitausend Jahren allgemein im Gebrauche gewesen sind.

Der jetzige König von Cochinchina hat zwar in Rücksicht auf die Bauart der Kriegsschiffe die Fesseln der Gewohnheit zum Theil zerbrochen, demungeachtet

hat er aber dabei die Volksvorurtheile doch nicht ganz aus den Augen gelassen; denn diese sind, besonders in den asiatischen Ländern, wo überhaupt alles auf Meinungen beruht, mit einem solchen Stempel von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit bezeichnet, daß sie unmöglich auf einmal von Grund aus können ausgerottet werden. Er hat daher aus Achtung für diese Vorurtheile nur mit demjenigen Theil von dem Rumpfe des Schiffes, der im Wasser geht, Abänderungen vornehmen lassen; alle obern Theile desselben aber, die Masten, die Segel und das Tackelwerk sind geblieben, wie sie in diesem Lande von jeher gewesen sind. Es ist auch wirklich noch sehr die Frage, ob es rathsam wäre, anstatt des biegsamen Bambusrohres, aus welchem fast alle obern Theile ihrer Schiffe erbaut werden, eine andere Art von schwerem Bauholz zu gebrauchen, da das erste ganz eben so stark und dauerhaft und dabei um Vieles leichter ist. Man muß hierbei in der That den richtigen Verstand dieses klugen und thätigen Fürsten bewundern, der dadurch, daß er einen so weisen Mittelweg einschlug, wesentliche Vortheile erreichte, ohne dabei sein Volk vor den Kopf zu stoßen.

Ein merkwürdiges Beispiel, wie fest und beharrlich die Orientalen an ihren alten Gebräuchen hängen, gab vor einigen Jahren der Kaiser von Japan, als ihm die Holländer von Batavia aus einige Geschenke, und unter diesen auch das Modell eines Kriegsschiffes zuschickten. Der Gesandte bemerkte in der Audienz, daß der Kaiser die Augen auf dieses Modell warf, und er that ihm daher, in der Hoffnung, daß vielleicht ein Vortheil für seine Kom-

mittenten daraus erwachsen könnte, sogleich den Vorschlag, daß, wenn er es verlangte, eine hinlängliche Anzahl von Künstlern aus Holland nach Japan sollte geschickt werden, um seinen Unterthanen in der Kunst, Schiffe nach europäischer Art zu erbauen, Unterricht zu ertheilen. Der Kaiser ließ ihn hierauf durch den Dollmetscher fragen, wie lange wohl seine Landsleute die Kunst schon besäßen, nach dem von ihm mitgebrachten Modelle Schiffe zu erbauen? Der Gesandte gab zur Antwort: Seit ungefähr drei hundert Jahren. „Sag ihm," sprach hierauf der Kaiser, „daß mein Volk solche Schiffe, wie er überall in meinen „Häven findet, schon seit mehrern tausend Jahren erbaut „hat, und daß ich noch nicht die geringste Klage gegen „ihre Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit gehört habe. Ich „will daher nicht so ungerecht gegen mein Volk und gegen „mich selbst seyn, um eine Sache, die seit langen Jahr„hunderten die Probe ausgehalten hat, für eine Erfindung „von gestern auf die Seite zu werfen. Die holländischen „Schiffe mögen gut genug für die Holländer seyn, aber „sie sind es nicht für die Japaner. Sag ihm endlich, daß „ich ihm wohlmeinend den Rath gebe, diesen Theil von „seinen Geschenken wieder mit sich zurück zu nehmen!"

Da die Cochinchinesen die geschriebenen Charaktere der chinesischen Sprache vollkommen und unverändert beibehalten haben, so fiel es uns nicht schwer, uns vermittelst derselben durch die bei uns befindlichen chinesischen Priester über alle Arten von Gegenständen mit ihnen zu unterhalten; die geredete Sprache hingegen hat sehr wesentliche Veränderungen erlitten, und darüber darf man sich auch um so weniger wundern, da sogar auch die Ein-

wohner der nördlichen und südlichen Provinzen von China selbst einander durchaus nicht verstehen können. So sehr sich aber auch diese Sprache in Cochinchina verändert hat, so scheint sie darum doch weder durch eigene Bearbeitung verbessert, noch durch die Einführung von fremden Worten bereichert worden zu seyn. Aus einer Vergleichung des Verzeichnisses von chinesischen Worten, das ich auch schon in meiner Reise nach China dem Publikum mitgetheilt habe, mit den gleichbedeutenden cochinchinesischen Worten, mag der Leser selbst beurtheilen, in wie weit beide geredete Sprachen einander ähnlich sind, oder von einander abweichen.

Teutsch.	Chinesisch.	Cochinchinesisch.
Die Erde	Tih	Dia.
Die Luft	Kih	Bloei.
Feuer	Ho	Whoa.
Das Meer	Heh	Bae.
Ein Fluß	Hoh	Jeang.
Ein Berg	Schan	Noui.
Die Sonne	Jihtoh	Mat bloei, eigentlich das Auge des Himmels.
Der Mond	Jueh	Blang.
Die Sterne	Sing	Sao.
Die Wolken	Jun	Moo.
Donner	Ljui	No-Sang.
Blitz	Schan-tien	Choap.
Der Wind	Fung	Jeo.
Der Tag	Dschih oder Tien	Ngai.

Teutsch.	Chinesisch.	Cochinchinesisch.
Die Nacht	Ji oder Wan-Schang	Teng.
Der Himmel	Tien	Tien.
Der Osten	Tung	Doo.
Der Westen	Sih	Tai.
Der Norden	Pih	Pak.
Der Süden	Nan	Nang.
Mann	Dschin	Dan-u.
Frau	Suh-Dschin	Dan-ba.
Ein vierfüßiges Thier	Schuh	Kang.
Ein Vogel	Kin	Ching.
Ein Fisch	Iu	Ka.
Ein Baum	Schuh	Kai.
Eine Frucht	Ko-tse	Blai.
Eine Blume	Wha	Wha.
Ein Stein	Schih	Ta.
Gold	Tschin	Whang.
Silber	In-tse	Bak.
Kupfer	Tung	Tow.
Blei	Yuen	Chih.
Eisen	Tieh	Tieh.
Der Kopf	Tuh	Tuh.
Die Hand	Schuh	Tai.
Das Herz	Sin	Blai.
Der Fuß	Tschiau	Tschen.
Das Gesicht	Mien	Mien.
Die Augen	Jen-sching	Mat.
Die Ohren	Jul-to	Tai.

Teutsch.	Chinesisch.	Cochinchinesisch.
Ein Ochse	Niuh	Boh.
Ein Pferd	Mah	Mah.
Ein Esel	Luh - tse	Luha.
Ein Hund	Kiuhn	Kuh.
Ein Schaaf	Yang	Chien.
Eine Katze	Miâh	Miao.
Ein Hirsch	Schan - luh	Huh.
Eine Taube	Kuh - tse	Bo - Kau.
Ein Ei	Kih - tan	Ti - lung.
Eine Gans	Guh	Nguh.
Oel	Yio	Taw.
Reiß	Mih	Gao.
Essig	Tsuh	Jing.
Salz	Yen	Muoi.
Seide	Tsuh	Lua.
Baumwolle	Mieu - wha	Bauh.
[illegible]	Tung	Dang.
Ein Haus	Schia	Da.
Ein Tempel	Miah	Schuah.
Ein Bett	Tschuang	Tsckuang.
Eine Thüre	Men	Pan.
Ein Messer	Tau	Tiau.
Ein Pflug	Lih	Kai.
Ein Anker	Mau	Dan.
Ein Schiff	Tschuan	Tau.
Geld	Tsien	Tien.
Eins	Ii	Mot.
Zwei	Ul	Hai.
Drei	San	Teng.

Teutsch.	Chinesisch.	Cochinchinesisch.
Vier	Suh.	Bon.
Fünf	Uh.	Lang.
Sechs	Liu.	Lak.
Sieben	Tschih	Bai.
Acht	Pa	Tang.
Neun	Tschiu	Chin.
Zehn	Schih	Taap.
Eilf	Schih - Ji	Moei - mot.
Zwölf	Schih - Ul	Moei - hai.
Zwanzig	Ul - Schih	Hai - moei.
Dreißig	San - Schih	Teng - moei.
Ein und Dreißig	San - Schih - Ji	Teng-moei-mot.
Zwei und Dreißig	San - Schih - Ul	Teng - moei-hai.
Ein Hundert	Pi	Klang.
Ein Tausend	Tsien	Ngkin.
Zehn Tausend	Wan	Muon.

Hierbei muß ich nun noch anführen, daß die Cochinchinesen die drei Konsonanten B. D. und R. in ihre Sprache aufgenommen haben, und sich derselben ohne alle Schwierigkeit bedienen, da hingegen die Chinesen mit aller angewandten Mühe nicht im Stande sind, eine Silbe, worin einer von diesen Buchstaben vorkommt, auszusprechen. Auch in der Konstruktion der Phrasen ist in beiden Sprachen ein beträchtlicher Unterschied. Um von den persönlichen Fürwörtern den Plural zu formiren, bedienen sich die Chinesen der Silbe muen, als z. B.:

Ngo	Ni	Ta
Ich	Du	Er
Ngo - muen	Ni - muen	Ta - muen
Wir.	Ihr.	Sie.

Die Cochinchinesen hingegen nehmen hiezu die Silbe Chung, als zum Beispiel:

Tui	Bai	No
Ich	Du	Er
Chung-Tui	Chung - Bai	Chung - No
Wir.	Ihr.	Sie.

Wir fanden weit weniger Schwierigkeiten, uns diesem Volke verständlich zu machen, als es in der Folge in unserem Verkehr mit den ernsthaften, feierlichen Chinesen der Fall war, denn die letztern würden sich von ihrer Würde etwas zu vergeben und sich gewissermaaßen zu entehren geglaubt haben, wenn sie sich herab gelassen hätten, uns die verschiedenen Gegenstände, wovon mit ihnen die Rede war, mit Bleistift oder Kreide vorzuzeichnen, obgleich dieses mit ihrer Art zu schreiben sehr genau übereinstimmt, oder wenn sie uns durch Zeichen und Gebärden ihre Ideen mitzutheilen gesucht hätten. Bei den Cochinchinesen hingegen war dieses keineswegs der Fall, sondern sie schienen stets ernstlich bemüht zu seyn, unsere Meinung zu errathen und das gegenseitige Verhältniß zwischen uns zu erleichtern. Bei denjenigen Chinesen, die zu Canton mit den Europäern Handelsgeschäfte treiben, oder sich als Dienstboten bei ihnen vermiethet haben, hat übrigens dieser unfreundliche Stolz ebenfalls nicht statt, sondern diese

sind so bereit und auch so fruchtbar in Erfindungen, um sich den Personen, deren Wohlwollen und Zuneigung sie ihres eigenen Interesse's wegen zu erlangen suchen müssen, theils selbst verständlich zu machen, theils die Ideen derselben zu errathen, als es nur irgend ein anderes Volk auf der Erde möglicher Weise seyn kann. Der Kapitän eines englischen Ostindienfahrers z. B. deutete einmal bei Tische auf ein Gericht, das er für eine klein geschnittene Ente hielt, und befahl dabei seinem chinesischen Bedienten, daß er ihm etwas von dem Quaak-Quaak holen sollte. Dieser wollte ihm auch eben davon vorlegen, als er auf einmal mit dem Kopfe schüttelte, und, um seinem Herrn den Irrthum, worin er sich befand, begreiflich zu machen, mit einer bedeutenden Miene versicherte, daß es nicht Quaak-Quaak, sondern Wow-Wow wäre; wirklich war auch das Gericht keine Ente, sondern eine nach chinesischer Sitte verfertigte Zubereitung von Hundefleisch.

Was die Religion der Cochinchinesen anbetrifft, so wird es kaum nöthig seyn, zu bemerken, daß dieselbe eben so, wie die von den meisten orientalischen Völkern, eine Modifikation von der weit verbreiteten Lehre des Buddha ist; nach dem Wenigen zu urtheilen, was wir daselbst von dem Gottesdienst zu sehen Gelegenheit hatten, scheint sie jedoch weit einfacher und weit weniger durch Mysterieen und dunkle Weissagungen entstellt zu seyn, als es die gewöhnliche Volksreligion in China ist. Gleich den Juden im alten Testamente geben die Cochinchinesen ihre Dankbarkeit gegen den wohlwollenden und gütigen Geist hauptsächlich dadurch zu erkennen, daß sie dem Bildniß ihrer

Digitized by Google

Schutzgottheit die Erstlinge ihrer Heerden und aller ihrer Früchte zum Opfer darbringen. Die ersten Reiß-Aehren, die erste reife Areca-Nuß, der erste Becher mit ausgepreßtem Zucker, oder was sie sonst für Produkte gewinnen mögen, werden zu dem Kästchen getragen, worin sich das heilige Bildniß befindet, und hier als ein Zeichen, daß sie von der Güte der Gottheit tief durchdrungen sind, mit der größten Ehrerbietigkeit nieder gelegt. Es war mir äußerst erfreulich, daß ich einmal zufälliger Weise Gelegenheit bekam, ein solches Opfer mit anzusehen. Ich fuhr nämlich an einem heitern Abende mit dem Boote in einer kleinen Bucht auf der Nordküste der Turan's-Bai ans Land, und sah hier eine Person in einem langen gelblichen Kleide, das bis auf den Boden herab reichte, und mit bloßem, vollkommen glatt geschorenem Kopfe langsam und feierlich gegen einen großen, sich weit umher ausbreitenden Baum zugehen, und einige wenige Bauern ihm ehrerbietig hinten nachfolgen. Als sie bei dem Baume angelangt waren, blieben sie sämmtlich stehen. Der Baum war eine Ficus Indica oder ein Bananen-Baum, der in Cochinchina unter dem Namen Dea bekannt ist, und bekanntermaaßen seine Aeste auf die Erde herab fallen läßt, wo sie wieder Wurzeln schlagen, aus denen neue Stämme hervor wachsen. Auf den untersten stärksten Zweigen desselben, dicht bei dem Hauptstamme, erblickte ich einen großen Käfig oder einen Kasten von Gitterwerk mit einem Paar Flügelthüren, der zwischen zwei Aesten dicht befestigt und von dem Laube des Baumes auf allen Seiten, ausgenommen von vorn, ganz bedeckt war. In diesem Kasten befand sich ein hölzernes Bildniß von dem

Gotte Budha oder Fo, das die nämliche dickleibige Gestalt hatte, und sich, eben so wie man es gewöhnlich in allen Tempeln in China sieht, in einer sitzenden Stellung befand. Ein kleiner Junge, der dem Priester zur Aufwartung diente, stand mit einer metallenen Schaale voll glühender Kohlen dicht vor demselben. Einer von den Bauern trug eine Leiter von Bambusrohr, die er an den Baum anlehnte; ein anderer aber stieg auf derselben hinauf und legte zwei Schaalen mit Reiß, einen Becher mit Zucker und einen mit Salz in den Käfig vor das Götzenbild nieder. Während dieses geschah, hielt der Priester beständig die Arme empor, hatte die Augen gen Himmel gerichtet, und murmelte etwas in einem dumpfen Tone vor sich hin; der Mann aber, der die Leiter getragen hatte, war auf die Kniee gefallen und warf sich, ganz nach der Sitte der Chinesen, während des Opfers neun Mal mit dem ganzen Körper auf die Erde nieder. Mehrere dabei befindliche Weiber und Kinder blieben ehrerbietig in einiger Entfernung stehen, gleichsam, als wenn es ihnen nicht verstattet wäre, näher herbei zu kommen; da es jedoch in diesem Lande auch viele Priesterinnen geben soll, so scheint von diesem letztern der Grund wenigstens nicht in dem Unterschied des Geschlechtes zu liegen.

Daß übrigens die Leiter dem Priester zugehörte und daß dieser zu einer schicklichen Zeit wieder zurück gekommen seyn wird, um das dargebrachte Opfer wegzunehmen und zu seinem eigenen Nutzen zu verwenden, so wie es, nach den Erzählungen in den apokryphischen Büchern, die Priester des Bel's in dem Alterthum eben-

falls zu machen pflegten, daran ist wohl gar nicht zu zweifeln; allein das Opfer war darum nicht weniger ein Beweis von der Frömmigkeit und Dankbarkeit dessen, der es darbrachte. Es wäre zwar seiner Würde als Priester weit angemessener gewesen, wenn er das, was ihm gebührte, auf eine offene und ehrliche Art an sich genommen hätte, allein die Sache selbst ist doch an und für sich nicht zu tadeln, denn es giebt vielleicht wenige Menschen, die gerechtere Ansprüche auf eine Belohnung für ihre Dienste haben, als diejenigen, die ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte aufbieten, um unter ihren Mitbürgern die Vorschriften der Religion aufrecht zu erhalten. Auch scheinen diese Opfer der ersten Früchte der Heerden und des Feldes in allen Zeitaltern und bei allen Nationen den Priestern zu ihrem Gebrauch überlassen worden zu seyn. Aus der Geschichte des alten Testamentes weiß man, daß dieses bei den Juden gesetzmäßig eingeführt war, und Plinius erzählt, daß auch bei den Heiden sich Niemand unterstehen durfte, etwas von den neuen Früchten oder dem neuen Weine zu genießen, als bis zuvor die Priester die herkömmlichen Libationen gemacht hatten.

In der Gegend der Turon's-Bai sieht man an einem der äußersten Bäume von jeder noch so unbedeutenden Baumgruppe kleine hölzerne Kästchen oder geflochtene Körbe zwischen den Hauptzweigen befestigt, oder an denselben herabhangen, in deren einigen sich Bilder befinden, die aus mancherlei Materialien verfertigt sind, in andern aber verschiedene, in gemaltes Goldpapier aus-

geschnittene Figuren, Stückchen Holz mit Inschriften in chinesischen Charakteren und sonst noch vielerlei andere Dinge, an denen allen der religiöse Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, nicht zu verkennen ist. Bäume scheinen wirklich die ersten Tempel gewesen zu seyn, die den Gottheiten von dem Menschengeschlechte geweihet worden sind. Die größten und erhabensten Gegenstände der Natur, die sich einem Volke darbieten, das sich nur noch wenig über den rohen Zustand der Natur empor gehoben hat, müssen nothwendig seine Verehrung und Anbetung auf sich ziehen. Solche Gegenstände sind, in den Ebenen, vorzüglich große Bäume, die das ehrwürdige Gepräge eines hohen Alterthums an sich tragen, und auf den Gebirgen die höchsten, steilsten, aus soliden Felsenmassen bestehenden Gipfel. So wie aber die Menschen im Verhältnisse ihrer zunehmenden Kultur stolzer und ehrgeiziger wurden, so verfielen sie auf den Gedanken, eine Babel zu erbauen, deren Gipfel bis an den Himmel reichen sollte. Die meisten kultivirten Völker des Alterthums haben der Gottheit herrliche, mit verschwenderischer Pracht erbauete Tempel geweihet, und dieser Gebrauch ist auch in der Folge von den Bekennern der christlichen Religion allgemein angenommen worden. Die Chinesen hingegen und ihre Nachbarn weichen in ihren Meinungen über diesen Gegenstand, so wie überhaupt in fast allen anderen, von dem ganzen übrigen Menschengeschlechte ab. Sie begnügen sich damit, daß sie den erhabenen Geist, der ein reines und lauteres Herz allen Tempeln vorzieht, an allen Orten und unter allen Umständen, die sich ihnen darbieten, anbeten. Ein kleines Kästchen,

das oft nicht größer als eine Schnupftabaksdose ist, enthält sehr häufig eine von ihren Lieblings-Gottheiten in sich. Zu der Art von Frömmigkeit, die der Mensch für sich allein im Stillen ausübt, wird auch nicht so viel Raum erfordert, als zu einer Gottesverehrung, die von der ganzen vereinigten Gemeinde veranstaltet wird; eine Schutzgottheit der Cochinchinesen kann ohne die geringste Unbequemlichkeit in jedem Winkel des Hauses aufgestellt, oder auch zur Noth in der Tasche nachgetragen werden.

Die Cochinchinesen sind übrigens außerordentlich abergläubisch und haben, eben so wie die Chinesen, bei ihren Religionsübungen weniger die Absicht, irgend ein bestimmtes Gute dadurch zu erlangen, als vielmehr ein eingebildetes Uebel von sich abzuwenden; oder mit andern Worten, der böse Geist wird von ihnen weit mehr gefürchtet, als der gute verehrt. In mehrern Gegenden des Landes sind große hölzerne Pfähle oder Säulen aufgerichtet, durch welche nicht nur die Plätze bezeichnet werden, an denen sich irgend ein öffentliches oder Privat-Unglück zugetragen hat, als z. B. der Verlust einer Schlacht, die Ermordung eines Menschen, oder sonst irgend ein unglückliches Ereigniß, sondern durch welche man hauptsächlich den bösen Geist, durch den ihrer Meinung nach, das Unglück bewirkt worden ist, wieder zu versöhnen hofft. Eben so glauben sie auch, wenn ein Kind stirbt, daß sich die Aeltern desselben den Zorn irgend eines bösen, feindselig gegen die Menschen gesinnten Geistes zugezogen haben; sie suchen alsdann durch Opfer von Reiß, Oel, Thee, Geld, oder was sie sonst

glauben, das der beleidigten Gottheit am angenehmsten ist, den Zorn derselben von sich abzuwenden, und sie wieder mit sich auszusöhnen. Hieraus läßt sich aber auch zugleich mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die empörende Gewohnheit des Kindermords sich nicht unter den vielen sonstigen schlechten Gebräuchen befindet, die sie noch von den Chinesen beibehalten haben.

Außer diesen freiwilligen Opfern, welche Privat-Personen bei gewissen Gelegenheiten darbringen zu müssen glauben, scheint auch von Seiten der Regierung eine jährliche allgemeine Kontribution erhoben zu werden, um davon die Klöster zu unterhalten, in welchen die Priester die Gottheit für die Wohlfahrt des ganzen Landes anflehen. Auf dem Lande besteht diese Kontribution durchaus nur in Produkten der Natur, als z. B. in Reiß, Früchten, Zucker, Areca-Nüssen und mancherlei andern ähnlichen Dingen; in den Städten hingegen werden Metalle, Geld, Kleidungsstücke und dergleichen dafür eingesammelt. Außerdem werden endlich die Priester in diesem Lande, eben so wie in China, auch für die besten Aerzte gehalten; allein ihre Kunst besteht mehr in Zaubermitteln, als in einem verständigen Gebrauch heilsamer Kräuter und Pflanzen.

In Rücksicht der Staatsverfassung haben in Cochinchina höchst wahrscheinlich die nämlichen Grundsätze statt, wie in China, und ich zweifle nicht, daß auch die nämlichen Gesetze und die nämlichen Bestrafungsarten bei ihnen eingeführt sind; allein genaue und zuverlässige Aus-

kunft hierüber bin ich nicht im Stande zu geben. In einem offenen Gebäude, das dicht an dasjenige stößt, worin der regierende Mandarin wohnte, sahen wir sowohl das Pant-sé, als den Tscha *). Ob aber die Gesetze in diesem Lande mit geringerer Strenge vollzogen werden, oder ob die Denkungsart des Volkes weniger verdorben ist, als in China, will ich nicht entscheiden, soviel ist jedoch gewiß, daß uns während unsers ganzen Aufenthaltes daselbst keine einzige Bestrafung von irgend einer Art zu Gesicht gekommen ist, da wir hingegen in China selten durch eine Stadt oder durch ein Dorf reisten, ohne daß unsere Augen durch den Anblick des Tscha's beleidigt, oder unsere Ohren durch das Jammer-Geschrei der Unglücklichen, die mit Bambusröhren gehauen wurden, zerrissen worden wären. In dem letztern Lande beobachten freilich die Mandarinen, so ver-

*) Unter dem Pan-tsé versteht man Bambusrohre, womit diejenigen, die bestraft werden sollen, ohne Ansehen der Person und zwar oft auf das fürchterlichste gezüchtiget werden. Der Tscha hingegen will noch weit mehr bedeuten Dies ist eine Art von herumgehender Schandsäule und besteht aus einer äußerst schweren Tafel von Holz, die dem Uebelthäter, mit den Händen auf den Rücken gebunden, um den Hals gehängt wird, und die er zuweilen ganze Wochen und Monate lang mit sich umher schleppen muß. So schrecklich diese Strafe ist, so ist sie doch sehr zweckmäßig, um andere von der Begehung der Verbrechen, wofür sie von den Gesetzen bestimmt ist, abzuhalten, denn diese letztern werden immer mit großen Characteren auf die Tafel geschrieben.

W.

dorben und ausschweifend sie auch in ihrem Privatleben seyn mögen, doch öffentlich ein ernstes, höchst anständiges Betragen, und hierdurch erhalten die Strafen, die sie diktiren, allerdings eine gewisse gesetzliche Kraft; in Cochinchina hingegen übertreten die Mandarinen selbst so öffentlich und ohne alle Scheu alle möglichen Regeln des Wohlstandes und der Sittlichkeit, und geben in ihrer eigenen Person ein so auffallendes Beispiel von Leichtsinn und Ausschweifungen, daß sie nicht füglich gegen andere, die weit weniger strafbar sind als sie selbst, strenge Urtheile fällen und vollziehen lassen können. Auf jeden Fall aber scheint wirklich der Geist der Einwohner von Turon keinesweges durch allzustrenge Strafen und durch eine übertriebene schwere Hand der Regierung unterdrückt zu werden.

Eilftes Kapitel.

Vortheile eines Handels-Verkehrs mit Cochinchina.

Halbinsel und Haven von Turon — Frankreichs Absichten, als es die Abtretung desselben verlangte — Wichtigkeit desselben für Grosbritannien, besonders in Rücksicht des Handels mit China — Cochinchinesische Produkte zur Ausfuhr — Art, wie ein Verkehr mit dieser Nation errichtet werden könnte — Einwürfe gegen die Ernennung von Kaufleuten zu diplomatischen Agentschaften — Ehemaliger Handel mit Cochinchina. — Der Verfall desselben ist dem schlechten Betragen der Europäer zuzuschreiben — Beispiel von einer schrecklichen Grausamkeit — Handel der Chinesen nach Neu-Holland — Große Vortheile, die für sie aus der frühen Kenntniß des Kompasses entspringen — Beantwortung eines Einwurfs gegen das Alter dieser Erfindung — Vorschläge zur Wiederbelebung des Handels zwischen Grosbritannien und Cochinchina.

Der Bischof Adran hat durch den Traktat, den er zwischen Ludwig XVI. und dem König von Cochinchina zu Stande brachte, einen deutlichen Beweis gegeben, daß, so groß auch seine Anhänglichkeit an den letztern gewesen seyn mag, er doch keineswegs die Vortheile und das Interesse des erstern dabei außer Acht gelassen hat. Dadurch, daß eine der vorzüglichsten Bedingungen des Traktats darin bestand, daß die Halb-Insel Turon an Frankreich abgetreten werden sollte, gab der Bischof offenbar zu erkennen, daß er die örtli-

chen Vorzüge, welche die verschiedenen Punkte der Küste von Cochinchina besitzen, genau und gründlich kannte und gegen einander nach ihrem verhältnißmäßigen Werth zu schätzen wußte. Er scheint recht gut eingesehen zu haben, daß wenn sich Frankreich einmal in den Besitz dieser Landenge gesetzt hätte, es auch bald im Stande seyn würde, sich eine bleibende, dauerhafte Niederlassung im Orient zu verschaffen. In der That ist das halbinselförmige Vorgebirge Turon (oder Hansan) für Cochinchina das nämliche, was Gibraltar für Spanien ist; das erstere besitzt jedoch noch den großen Vorzug, daß es, außer seiner außerordentlich festen, durchaus nicht zu erobernden Lage, auch noch einen sehr bequemen Haven hat, der in jeder Jahrszeit gegen alle Winde geschützt ist und alle Eigenschaften besitzt, die von einem großen Seehaven nur immer verlangt werden können; die Schiffe können zu jeder Zeit in denselben einlaufen und daselbst ausgebessert werden, und die verschiedenen Thäler, die sich gegen die Küste der Bai hin öffnen, werden durch eine große Menge von vortrefflichen krystallhellen Wasserbächen befruchtet. Bei einer kleinen Insel, die durch eine bei niederm Wasser unbedeckte Landenge mit der Halb-Insel zusammen hängt, können Schiffe von jeder Größe mit der größten Bequemlichkeit umgelegt und gekalfatert werden; auf der Halb-Insel selbst aber, dieser kleinen Insel gerade gegen über, befindet sich eine beträchtlich große, vollkommen ebene Strecke Landes, auf welcher eine kleine Stadt mit einem bedeutenden See-Arsenal und allen Arten von Waarenhäusern und Magazinen erbaut

werden könnte. Das Ganze aber würde ohne die geringste Mühe durch eine unbedeutend kleine Anzahl von Truppen gegen jeden Feind vertheidigt werden können.

Außerdem war auch noch eine kleine Insel, Namens Callao, die ungefähr sechs teutsche Meilen gegen Süden von der Turon's-Bai liegt, mit in dem Gebiete begriffen, das an Frankreich abgetreten werden sollte. Diese Insel beherrscht aber vollkommen die Einfahrt in den Hauptarm des Flusses, an welchem Fai-Foo, der alte Marktplatz für den gesammten auswärtigen Handel, liegt; und dabei ist sie von allen Seiten, außer nur von der, die sich der Mündung des Flusses unmittelbar gegen über befindet, schlechterdings unzugänglich. Auf dieser letztern Seite aber zieht sich ein gut bewässertes, sehr fruchtbares Thal bis an eine Bai hin, in welcher Schiffe von jeder Größe in allen Jahrszeiten mit der vollkommensten Sicherheit vor Anker liegen können.

Aus dem ganzen Inhalt des oben angeführten Traktates erhellet deutlich, daß Frankreich sich aus keiner andern Absicht auf diesem Theile der Küste niederzulassen gesucht hat, als um daselbst eine Flotte zu erbauen und auszurüsten, die nach und nach mächtig genug werden könnte, um unsere Besitzungen in Indien anzugreifen und zu überwältigen; wer steht uns aber dafür, daß dieser Versuch nicht noch einmal erneuert werden kann, und daß das kaiserliche Frankreich die Plane wirklich ausführen wird die von dem königlichen Frankreich bloß entworfen worden

waren? Seitdem die Franzosen gänzlich von den Küsten von Hindostan vertrieben worden sind, haben sie desto mehr Ursache, sich auf der von Cochinchina niederzulassen, besonders da sie von diesem Punkte aus unserem höchst einträglichen Handel nach China, so wie überhaupt allen unseren Besitzungen in Indien, den größten Schaden zufügen, ja sie wirklich ganz zu Grunde richten können. Allein außer dem großen Nachtheil, der für unsere Angelegenheiten in Ostindien daraus entstehen könnte, wenn ein thätiger Feind, der mit Planen zu unserem Verderben umgienge, sich im Besitz dieses Platzes befände, bietet derselbe auf der andern Seite auch unsern eigenen Schiffahrts- und Handelsverhältnissen in diesem Theile der Welt so große und wesentliche Vortheile an, daß man auch schon deshalb allerdings mehr als bisher geschehen ist, Rücksicht auf denselben nehmen sollte. Meine Meinung hierbei ist übrigens nicht gerade, daß man eine Kolonie in diesem Theile von Cochinchina anlegen und sich in den eigenthümlichen Besitz des Landes setzen sollte. Wir haben jetzt vielleicht schon so viele Kolonieen, als wir nur immer zu behaupten im Stande sind, und besitzen so viele Länder in fremden Welttheilen, als für das Wohl des Staates erforderlich seyn mag; allein Sicherheitspunkte für unsern Handel, Plätze zur Bequemlichkeit und zur Ausbesserung für unsere Schiffe können wir niemals zu viele haben. Es würde höchst überflüssig seyn, wenn ich hier von der Nothwendigkeit sprechen wollte, unsern Handel nachdrücklich zu unterstützen und die Mittel zu erleichtern, um die Produkte unserer Industrie abzusetzen. Sobald England seinen blühenden Handel verlierrt, so muß es nothwendig auch so-

gleich denjenigen Rang verlieren, den es gegenwärtig in der Reihe der Nationen behauptet. Frankreich, das im Verhältnisse zu seiner Volksmenge weit größer als England ist, und das im Ganzen genommen ein weit günstigeres Klima, einen fruchtbarern Erdboden und eine weit größere Mannichfaltigkeit von Produkten hat, kann allenfalls entschuldigt werden, wenn es sich den Anschein giebt, als verachte es allen Handel mit anderen Welttheilen, und wenn es mit Geringschätzung von derjenigen Nation spricht, deren Macht und Reichthum sich einzig und allein auf den Ertrag dieses Handels gründet. Alles Elend und alle Verheerungen, die in einem solchen Lande statt haben, können allerdings, auch ohne einen solchen auswärtigen Handel, in kurzer Zeit wieder ersetzt und alle Spuren davon gänzlich verwischt werden. Das Nämliche hingegen ist keineswegs der Fall mit England. Wir dürfen nur einen Blick auf die Waaren werfen, die sich in den zahlreichen und reichlich gefüllten Magazinen in der Hauptstadt aufgehäuft befinden, und auf die zahllose Menge von Schiffen, die in unsern Häven ein- und auslaufen, um uns sogleich zu überzeugen, daß die National-Industrie mehr auf die Verarbeitung der rohen, im Auslande erzeugten, Materialien gerichtet ist, als auf die Hervorbringung derjenigen, die unserem eigenen Boden und Klima angemessen sind. Von dem Schlagbaum zu Tyburn oder von Hyde-Park-Corner an bis nach Whitechapel ist durchaus jedes Haus ein Kaufmannsgewölbe oder ein Magazin, und wenigstens zwei Drittheile von denselben sind mit Produkten des Auslands angefüllt. Wenn daher der Flor unsers Handels einmal ab-

nehmen, oder wenn unser jetziges Uebergewicht in dem fremden Handel irgend einen Stoß erleiden sollte, so müßte dieses nothwendiger Weise die allernachtheiligsten Folgen für den Wohlstand des Landes im Ganzen haben. Wir sind auf dem Wege, den wir seit einer Reihe von Jahren eingeschlagen haben, vielleicht ein wenig zu weit vorwärts gegangen, um jetzt ohne Gefahr wieder zurückkehren zu können; da dieses aber nun einmal der Fall ist, so müssen jetzt alle Kräfte aufgeboten werden, um jede uns drohende Gefahr abzuwenden, und um dem ausgebreiteten Handel, der uns bisher einzig und allein in den Stand gesetzt hat, einem eben so unversöhnlichen als mächtigen Feind die Spitze zu bieten, die möglichste und dauerhafteste Sicherheit zu verschaffen. Vielleicht dürfte es sogar nöthig seyn, daß die Klauen des brittischen Löwen sich noch weiter ausstrecken, daß sie sich eines jeden Platzes bemächtigten, der auf irgend eine Art noch etwas zur Sicherheit derjenigen Länder beitragen kann, welche durch die Tapferkeit, die Kühnheit und die Industrie der brittischen Nation erworben und ihren ursprünglichen Besitzungen einverleibt worden sind.

Aber auch außer der größern Sicherheit, die der Besitz der festen Halb-Insel Turon unsern kostbaren, mit dem Handel nach China beschäftigten, Flotten gewähren, und außer dem großen Nachtheil, der für uns daraus entstehen würde, wenn sich ein thätiger und unternehmender Feind derselben bemächtigte, so wäre auch der Besitz eines sichern Havens in diesem Welttheile, in welchem unsere Schiffe zu jeder Zeit frisches Wasser und alle Arten von

Erfrischungen und Lebensmitteln bekommen könnten, für unsern Handel nach China von der äußersten Wichtigkeit und die daraus entspringenden Vortheile wären wirklich gar nicht zu berechnen. Wenn unsere China-Schiffe nicht mit so vieler Geschicklichkeit geführt und auf denselben nicht so zweckmäßige Mittel für die Gesundheit der Mannschaft ergriffen würden, so wäre ein solcher Haven, in welchen ein Schiff, im Fall es sich verspätete und von widrigen Passatwinden übereilt würde, einlaufen und mit Sicherheit sich aufhalten könnte, eine durchaus unschätzbare Acquisition. Auch noch aus vielen andern Rücksichten wäre es durchaus nöthig, daß wir uns in ein genaues Verkehr mit Cochinchina einließen; ich will jedoch hier nur noch einige Bemerkungen über die Vortheile beifügen, welche bloß allein unsere ostindische Kompagnie aus der Anlegung einer Faktorei auf der Halb-Insel Turon in Rücksicht ihres Handels-Verkehrs mit China ziehen würde.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß der Handel nach China einen der wichtigsten und einträglichsten Zweige von den unermeßlichen Geschäften dieser Kompagnie ausmacht, und es bedarf daher keines umständlichen Beweises, daß derselbe in National-Rücksicht die größtmögliche Achtung und Unterstützung verdient. Es werden bei demselben unmittelbar von England aus, so viele Schiffe, daß sie zusammen mehr als 20,000 Tonnen Gehalt betragen, und beinahe 3000 Matrosen beschäftigt; wir setzen dabei eine unermeßliche Menge von unsern Wollen- und andern Manufaktur-Produkten ab, und dem öffentlichen Schatz verschafft dieser Han-

delszweig eine jährliche Einnahme von ungefähr drei Millionen Pfund Sterling. Er ist überdies die vorzüglichste Stütze von dem Kredit der ostindischen Kompagnie und vielleicht der einzige Zweig ihres Handels, von dem sie, im strengsten Verstande genommen, einen wahren wesentlichen Gewinn zieht. Der Grund, warum dieser Handel so vorzüglich vortheilhaft für sie ist, ist nicht schwer zu errathen; nach Indien handelt nämlich die Kompagnie als unumschränkter Selbstherrscher, nach China aber als Kaufmann. Dem allem ungeachtet ist es aber dennoch unbezweifelt gewiß, daß die Bilanz des Handels zwischen England und China bei weitem zum Vortheil des letztern Landes ist, und daß diese Bilanz von England mit baarem Gelde, das sich jährlich ungefähr auf eine halbe Million Pfund Sterling beläuft, ausgeglichen werden muß. Diese beträchtliche Geldmasse, die jährlich fast ausschließend nur zum Ankauf von Thee außerhalb Landes geht, ist jedoch ein sehr gut angelegtes Kapital, weil es, bis jetzt wenigstens, von den Kontinentalmächten von Europa jährlich mit ansehnlichen Zinsen wieder zurück bezahlt worden ist. Außerdem wird aber auch noch von brittischen Unterthanen, als Privatleuten, ein sehr beträchtlicher Handel zwischen Indien und China geführt, von welchem die Bilanz beinahe in gleichem Maße zum Nachtheile des letztern Landes ist, als sie es in dem vorigen Falle zum Vortheil desselben gegen England war. Die Bilanz des Handels mit Europa fällt jedoch im Ganzen immer sehr zum Vortheil von China aus, und die spanischen Thaler, die zur Ausgleichung dieser Bilanz dahin gebracht

werden, sind auf ewig der Cirkulation entzogen, weil sie daselbst aufs neue umgeprägt und im strengsten Verstande eingeschlossen werden. Unter allen despotischen Regierungen nämlich, wo die Gesetze dem Eigenthum nicht den gehörigen Schutz und die erforderliche Sicherheit gewähren, werden Ländereien und Häuser für allzu sehr in die Augen fallende Besitzungen gehalten, als daß sie einen wirklichen Reichthum begründen könnten. Wer daher in einem solchen Lande jährlich mehr einnimmt, als er ausgiebt, hat keine angelegentlichere Sorge, als wie er seinen Schatz in dem geringst möglichen Raume sicher aufheben könne, um ihn in unglücklichen Zeiten desto leichter und bequemer zu verbergen. In allen solchen Ländern wird daher der aus dem Handel gezogene Gewinn gewöhnlich in edeln Metallen aufgehäuft und bleibt unbenutzt und todt liegen. Dies ist, wenn ich nicht irre, schon in Indien der Fall, aber noch weit mehr in China, und das letztere Land kann daher mit vollem Rechte ein verschlingender Abgrund von allem europäischem baarem Gelde genannt werden.

Dieser Abfluß des baaren Geldes nach China ist jedoch für uns am allerwenigsten nachtheilig, so lange wir dem ganzen festen Lande von Europa den größern Theil unserer Rückfracht, unsere Manufakturwaaren und die Produkte unserer Kolonieen zuführen, und dadurch alle edeln Metalle, die aus den Bergwerken von Potosi gezogen werden, zuletzt den Weg in die Themse finden machen; oder mit andern Worten, so lange als die allgemeine Handelsbilanz der ganzen Welt fernerhin zum Vor-

theile von England seyn wird. So sehr aber auch gegenwärtig dieses wirklich der Fall ist, so wäre es demungeachtet äußerst wünschenswerth, wenn zwischen diesem Lande und China eine größere Gleichheit des Handels bewirkt und dem dadurch verursachten jährlichen Abflusse des baaren Geldes ein Ende gemacht würde. Das beste Mittel, dieses zu Stande zu bringen, besteht aber, meiner Einsicht nach, hauptsächlich darin, daß wir uns in genaue Verbindungen mit Cochinchina einlassen. Dieses Land liefert eine Menge kostbarer Artikel, die in China sehr vortheilhaft verkauft werden können, und es würde uns auch außerdem einen neuen und sehr beträchtlichen Absatz für viele von unsern Manufaktur-Waaren verschaffen; auch gewährt schon allein die Lage desselben, auf dem geraden Wege zwischen England und China, einen unschätzbaren Vortheil. Die Wälder von Cochinchina bringen überdies mehrere wohlriechende Holzarten hervor, als z. B. Rosenholz, Adlerholz und Sandelholz; diese werden alle in China sehr geschätzt und daselbst um ungeheure Preiße verkauft. Der cochinchinesische Zimmt, ob er gleich gröber ist und einen stärkern, etwas beißenden Geschmack hat, wird von den Chinesen dem Zimmt von Ceylon bei weitem vorgezogen; er soll eigentlich kein Laurus, sondern eine Art von Cassia seyn. Nach Reiß ist in der so äußerst volkreichen Stadt Canton beständig die stärkste Nachfrage, und Zucker und Pfeffer sind daselbst nicht weniger willkommen; alle diese Produkte aber bringen die fruchtbaren Thäler von Cochinchina in der größten Menge hervor. Während unserer Anwesenheit zu Turon betrug der Preiß des Zuckers nicht mehr als drei Dol-

lars für 133 Pfund; die nämliche Quantität Pfeffer kostete sechs bis acht Dollars, und der Reiß nicht mehr als einen halben Dollar. Außer diesen Produkten liefert das Land auch noch Areka-Nüsse, Kardemomen, Ingwer und andere Gewürze; ferner auch Schwalbennester, die auf der großen, in paralleler Richtung mit der Küste hinlaufenden, und auf den Landcharten mit dem Namen der Paracelsen bezeichneten Insel-Gruppe, in unermeßlicher Menge eingesammelt werden; diese, nebst den sogenannten Bichos do Mar, oder Seeschlangen, eigentlicher aber Seeschnecken, die in der Handelssprache gewöhnlich unter dem Namen der Trepanen bekannt sind, ferner den Floßfedern der Haifische, den Moluscas oder Seelungen, und andern theils thierischen, theils vegetabilischen Seeprodukten von gallartartigen Eigenschaften, werden zu allen Zeiten von den Chinesen äußerst gesucht und um jeden Preiß gekauft. Außerdem liefert das Land auch noch viele andere kostbare Produkte, als z. B. Gummilack, das Cambogia-Harz oder Gummi-Gutta, Indigo, Elephantenzähne, Baumwolle und rohe Seide. Auch scheint es daselbst nicht an Gold, Silber und Kupfer zu fehlen, wenigstens waren die Gefäße der Offiziers-Degen und die Schlösser an ihren Gehenken allgemein von Silber, sehr häufig aber auch von massivem Golde; wirklich soll auch neuerlich in der Gegend von Hué, der nördlichen Hauptstadt, ein sehr reiches Gold-Bergwerk entdeckt worden seyn. Das Silber wird gewöhnlich in Stangen, die etwa fünf Zoll lang sind und wovon eine ungefähr eilf spanische Dollars werth ist, in den Handel gebracht.

Alle diese bisher angeführten Artikel, die sich für den Handel nach China so vortrefflich schicken, können von uns für Feuergewehre und Munition, für Degen, Messerschmidt=Arbeiten und andere Fabrikate von Eisen und Stahl, gegen leichte Tücher, wollene Zeuche, Kamelotte, baumwollene Zeuche von Manchester, grobe Mousseline aus Bengalen, mancherlei Schiffsvorräthe, Opium und einige andere Apothekerwaaren äußerst vortheilhaft eingetauscht werden. Diese Produkte sind nämlich in den Häven von Cochinchina bisher gewöhnlich mit einem Gewinn von 20 bis 30 Procent abgesetzt und der Werth derselben mit Silberstangen baar bezahlt worden.

Außerdem würde aber auch der Besitz eines Havens oder wenigstens einer Faktorei auf der Küste von Cochinchina, noch aus einer andern Rücksicht für die ostindische Kompagnie äußerst wünschenswerth seyn. Es ist nämlich eine bekannte Sache, daß die Regierung in China schon mehr als einmal die ernstliche Absicht gehabt hat, allen fremden Kaufleuten ohne Unterschied das Einlaufen in ihre Häven zu verbieten, und man ist deshalb immer mit Recht äußerst besorgt gewesen. Wenn nun aber ein solches Ereigniß einmal wirklich statt haben sollte, so könnte im schlimmsten Falle demungeachtet der Handel mit diesem Lande durch chinesische Junken, welche Ladungen von Thee und Seide nach der Turons=Bai, oder auf einen andern Punkt der Küste von Cochinchina hinbrächten, immer noch fort getrieben werden, und vielleicht sogar mit einem noch größern Gewinn, weil alsdann die unermeßlichen Abgaben, die alle fremden Schiffe zu Canton be=

zahlen müssen, erspart würden. Besäßen wir hingegen in einem solchen Falle keine Niederlassung innerhalb der Gränzen der chinesischen Schiffahrt, so würden die Spanier auf der Insel Manilla, die Portugiesen zu Macao und die Holländer zu Batavia den ganzen bedeutenden Handel, den diese chinesische Junken alsdann trieben, an sich reißen, England aber würde in Rücksicht desselben ganz von ihnen abhängig werden und nur so vielen Antheil an demselben nehmen dürfen, als diese Nationen geneigt seyn würden, ihm in ihren Häven zuzugestehen.

Sollten jedoch die Cochinchinesen nicht willens seyn, einer fremden Macht irgend ein Gebiet auf ihrer Küste oder auf den nahgelegenen Inseln abzutreten, was nach der glücklichen Wendung, welche neuerlich die Angelegenheiten ihres rechtmäßigen Monarchen genommen haben, höchst wahrscheinlich der Fall wäre, so würden wir doch auch aus einem bloßen gegenseitigen Handelsverkehr mit denselben noch die wichtigsten Vortheile ziehen können. Das Bauholz allein, das dieses Land liefert und das zum Schiffbaue ganz vorzüglich geeignet ist, verdient schon alle mögliche Rücksicht von Seiten der Regierung. Die Schiffswerfte zu Bombay und diejenigen, die auf der Prinz-Wallis-Insel angelegt werden sollen, befinden sich wegen der Vorräthe von Teka- und anderm Schiffsbauholze in einem sehr schwankenden, ungewissen Zustande. Wenn man die Absicht hat, sich in den erstern nur einigermaaßen eifrig mit der Erbauung von Linienschiffen abzugeben, so ist sehr zu bezweifeln, ob die ganze malabarische Küste nach einigen wenigen Jahren noch im Stande seyn

wird, so viel Holz zu liefern, als zur Erbauung auch nur eines einzigen Schiffes von 74 Kanonen erforderlich ist. Schon gegenwärtig wird daselbst das wirklich gute Holz zur Erbauung großer Kriegsschiffe äußerst selten, und das wenige, so noch vorhanden ist, kann nur mit der größten Schwierigkeit und mit einem unglaublichen Zeitverlust herbei geschafft werden. Eben so unsicher und schwankend sind auch die Vorräthe von Tekaholz, die auf dem Flusse Ayerwaddy aus dem Königreiche Ava, oder wie es neuerlich genannt worden ist, dem Reich der Birmanen, herabgeflößt werden. Dies ist aber die einzige Quelle, aus welcher die Schiffswerfte auf der Prinz-Wallis-Insel ihr nöthiges Bauholz ziehen müssen, und es ist wenig Grund vorhanden, um uns auf günstige Gesinnungen von Seiten der Regierung zu Ranguhn zuverlässig zu verlassen, oder auch nur uns einige Hoffnung darauf zu machen; denn die Franzosen haben sich hier, so wie in allen andern Theilen des östlichen Indien's, einen überwiegenden Einfluß vor allen übrigen Europäern zu verschaffen gewußt, und sie werden zuverlässig nicht unterlassen, diesen auf alle mögliche Art zu benutzen, um unsern großen Plan, unsere Flotte durch Anlegung von Schiffswerften auf der Prinz-Wallis-Insel zu vergrößern, gänzlich scheitern zu machen. Wirklich können sie auch diese Absicht ganz und gar nicht verfehlen, sobald sie es nur dahin bringen, daß der Ayerwaddy für uns gesperrt wird, denn dadurch wird uns die Zufuhr von demjenigen Holze, das zu diesem Zwecke am besten gebraucht werden kann, gänzlich abgeschnitten.

Der Fluß Sai=Gong, der gewöhnlich Cambodia heißt und sich auf der südlichen Spitze von Cochinchina in das Meer ergießt, fließt durch unerschöpfliche Waldungen von himmelhohen Bäumen, die alle erforderlichen Eigenschaften zum Schiffsbau besitzen, als z. B. von Tekabäumen, von Eisenholzbäumen (Syderoxylon) und von Takamaka=Bäumen (Callophyllum); die letztere Art ist so hoch und gerade gewachsen, wie die norwegischen Tannen= oder Lerchenbäume, und zu Mastbäumen ganz vorzüglich geschickt. Ferner giebt es auch noch in den Wäldern von Cochinchina Ebenbäume (Diosperos), Cedern, Wallnußbäume und überhaupt fast alle große, zu Bauholz taugliche Bäume, die nur immer in Indien gefunden werden. Auf diesem herrlichen Flusse könnten nun aber alle Arten von Bauhölzern hinabgeflößt und ganz mit der nämlichen Bequemlichkeit, als von Ranguhn aus, nach der Prinz=Wallis=Insel geführt werden.

Bisher habe ich nun einige von den wichtigsten Vortheilen gezeigt, die aus einer genauen Verbindung mit Cochinchina gezogen werden können; nunmehr muß ich aber auch noch von der Art und Weise sprechen, wie eine solche Verbindung angeknüpft werden kann. Vorher will ich aber kürzlich noch angeben, was für Schritte zur Erreichuug dieses Zweckes bisher gethan worden sind. Der erste Versuch, ein freundschaftliches Verkehr mit diesem Lande zu eröffnen, scheint im Jahr 1778 von Herrn Hastings gemacht worden zu seyn; man hatte ihm von mehreren Seiten vorgestellt, wie äußerst nützlich eine solche Maaßregel wahrscheinlich werden könnte, so

daß er sich endlich entschloß, einem Handlungshaus nicht nur die Erlaubniß zu ertheilen, ein Paar mit allerlei Waaren befrachtete Schiffe dahin zu schicken, sondern auch zugleich einen Herrn, der mit diesem Hause in Verbindung stand, mit einem halbdiplomatischen Auftrag auszurüsten. Die Gründe, die Hrn. Hastings bewogen haben, auf diese Art zu verfahren, sind mir nicht bekannt, allein so viel ist gewiß, daß der Erfolg, den eine solche Sendung nothwendig haben mußte, sehr leicht hätte voraus gesehen werden können. Der Charakter eines Kaufmanns wird in diesem Lande, eben so wie in China, äußerst gering geachtet und die Regierung ist daselbst auch eben so besorgt, daß nicht alle Fremde ohne Unterschied in ihre Häven einlaufen dürfen. Wie sehr aber auch hierdurch der Unwerth von dem monopolistischen System der ostindischen Kompagnie erwiesen, und die Weisheit derjenigen Politik in Zweifel gezogen werden kann, die allen englischen Schiffen verbietet, um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum zu segeln, während die Schiffe von allen andern Nationen gerade aus diesem Verbot den wesentlichsten Vortheil ziehen, so bin ich demungeachtet unbedenklich der Meinung, daß der Handel nach China und Cochinchina den Privatkaufleuten schlechterdings nicht offen stehen darf. Die chinesische Regierung besonders sieht es so äußerst ungern, daß ihre Unterthanen ohne allen Unterschied mit Ausländern Handel treiben, daß sie sogar ein eigenes Korps von Kaufleuten ernannt hat, denen der Verkehr mit Fremden ausschließlich verstattet ist; einer von diesen Kaufleuten muß aber immer für alle Hand-

lungen und das gute Benehmen des Kapitäns sowohl, als der Mannschaft von jedem Schiffe, das in den Haven von Canton einläuft, Bürgschaft leisten. Der Handel wird von diesen beiden Nationen überhaupt nur für eine Art von Gaunerei gehalten, wobei die Anzahl der falschen Spieler die der ehrlichen bei weitem übersteigt. Es ist auch in der That sehr schwer, dem Versuch einen großen Gewinn zu machen, wozu sich im Handel zuweilen Gelegenheiten zeigen, zu widerstehen, und wenn das Privat-Interesse mit dem Dienst des Staates in Kollission kommt, so geschieht es sehr leicht, daß der letztere dem erstern nachstehen muß. Ohne daher dem chinesischen, ohne Zweifel höchst niedrigen, Grundsatz das Wort zu reden, so finde ich es doch äußerst unpolitisch, wenn man Männern, die sich auf irgend eine Art mit Handels-Geschäften abgeben, in diesen Ländern die Besorgung der Regierungs-Angelegenheiten überträgt. So rechtlich auch ein Kaufmann in allen seinen Handlungen zu Werke gehen mag, so kann er doch unmöglich weder für das Betragen der gesammten Mannschaft des Schiffes gut sagen, noch kann er mit der Ladung, deren Besorgung er einem Andern überträgt, auch zugleich diesem seinen Charakter und seine Grundsätze mittheilen. Aber auch ungerechnet die Betrügereien und Uebervortheilungen, die nur allzu häufig in dem Handel vorkommen, so liegt schon an und für sich etwas in den Geschäften eines Kaufmannes, das sich mit einer diplomatischen Sendung durchaus nicht verträgt. Es ist sehr zu glauben, daß die Männer, die von Hrn. Hastings zu einer solchen Sendung gebraucht worden sind, sich mit aller möglichen Klugheit und Vorsicht

benommen haben, allein schon dadurch, daß sie in mehrere Häven auf der Küste von Cochinchina einliefen und wechselsweise mit den verschiedenen Parteien, die sich damals um die Regierung des Landes stritten, Handel trieben, machten sie sich allen diesen Parteien ohne Unterschied verdächtig. Hierzu kam aber auch noch, daß sie zuletzt unglücklicher Weise mit der Regierung zu Hué in wirkliche Feindseligkeiten verwickelt wurden, wobei sie die größte Gefahr liefen, daß man sich nicht nur ihres Schiffes bemächtigte, sondern auch sie selbst, was höchst wahrscheinlich die Folge davon gewesen wäre, zum Tode verurtheilte. Ob sie aber gleich einen großen Theil ihrer Waaren unverkauft in Cochinchina zurück lassen mußten, so brachten sie demungeachtet eine beträchtlich große Summe in baarem Gelde, oder vielmehr in Silberstangen, mit zurück. Von dieser Sendung befindet sich in dem Asiatic Annual Register vom Jahr 1801 eine ausführliche und sehr interessante Erzählung.

Der zweite und letzte Versuch, ein Verkehr mit Cochinchina zu eröffnen, wurde vor ungefähr zwei Jahren gemacht. Es waren nämlich bei den Direktoren der ostindischen Kompagnie zu wiederholten Malen die dringendsten Vorstellungen eingereicht worden, in welchen die Vortheile, die aus einer nähern Verbindung mit diesem Lande entspringen würden, und die günstige Gesinnung seines gegenwärtigen Monarchen gegen die englische Nation, die mit der größten Wahrscheinlichkeit einen glücklichen Erfolg eines solchen Versuches hoffen ließe, mit den lebhaftesten Farben geschildert wurden. Daher

faßten die Direktoren der Kompagnie den Beschluß, einen von ihren Beamten, der die Faktorei zu Canton, wo er angestellt gewesen war, seiner Gesundheitsumstände wegen hatte verlassen müssen, wieder nach China zurück zu senden, und ihn zugleich auch mit den nöthigen Vollmachten zu versehen, um von diesem Haven aus eine geheime Mission zu dem König von Cochinchina anzutreten. Dies alles wurde auch wirklich ins Werk gesetzt; als aber der Beamte zu Canton ankam, so befand er sich in einem so elenden Gesundheitszustande, daß er durchaus nicht im Stande war, sich den Beschwerlichkeiten einer Reise nach Cochinchina zu unterziehen. Er übertrug daher seine erhaltenen Vollmachten einem in dieser Faktorei ebenfalls im Dienst der Kompagnie angestellten Supercargo, und dieser verlor auch keine Zeit, um seine Reise an den Hof von Cochinchina anzutreten. Er gelangte daselbst zwar allerdings zu einer Audienz beim Könige, allein er wurde von demselben auf eine kalte und zurückstoßende Art empfangen und man gab ihm deutlich zu verstehen, daß je kürzer sein Besuch wäre, desto angenehmer es der cochinchinesischen Regierung seyn würde. Dies rührte aber bloß daher, daß er den dasigen Monarchen, Caung-Schung, völlig mit Franzosen umringt fand; da er nun weder selbst das Geringste von der Landessprache verstand, noch auch Jemand bei sich hatte, der ihm zum Dollmetscher dienen konnte, so mußten alle Anträge, die er zu machen, und jede Erörterung, die er über den Zweck seiner Sendung zu geben hatte, nothwendiger Weise von den französischen Missionarien dem Könige vorgetragen werden; daß aber diese

Männer nicht sehr geneigt seyn würden, sich auf eine freundschaftliche Art gegen die Engländer zu benehmen, dies hätte man wissen können, ohne nach Cochinchina zu schicken, um es zu erfahren, und eben so hätte man auch die Folgen, die es nach sich ziehen mußte, wenn durch sie unsere Anträge dem Könige vorgetragen würden, vorher sehen können. Das zurückhaltende, beinahe an Verachtung gränzende Benehmen, das alle Personen an dem dasigen Hofe gegen den Gesandten der Kompagnie beobachteten, macht es höchst wahrscheinlich, daß die Vorschläge, die derselbe von Seiten seiner Kommittenten dem Könige zu thun hatte, diesem ganz falsch und unrichtig vorgetragen wurden, und es ist sogar sehr zu glauben, daß die Franzosen alle diese Vorschläge durch die Art, wie sie dieselben vortrugen, in Beleidigungen zu verwandeln wußten. Aus dem gänzlichen Mißlingen dieser Mission zog übrigens die ostindische Kompagnie den Schluß, daß der König von Cochinchina nichts weniger als günstig gegen die englische Nation gesinnt wäre.

Die Richtigkeit dieses Schlusses ist jedoch sehr stark in Zweifel zu ziehen. Der Mann, der zu dieser Gesandtschaft erwählt wurde, mag in jeder Rücksicht die vortrefflichsten Eigenschaften und die vorzüglichsten Talente besessen haben, allein da er nicht einen einzigen Buchstaben von der geschriebenen Sprache des Landes kannte, und nicht eine Sylbe von der gesprochenen Sprache desselben verstand, so scheint schon allein dieser gänzliche Mangel an dem unentbehrlichsten Hülfsmittel sich mitzutheilen, voll=

kommen hinreichend gewesen zu seyn, um ihn den Zweck seiner Sendung verfehlen zu machen. In sofern nun aber das vereinigte Zeugniß mehrerer Engländer, die sich vor einigen Jahren an dem cochinchinesischen Hofe aufgehalten haben, so wie der in dem Dienst dieses Hofes angestellten französischen Offiziere selbst, einiges Gewicht hat, — in sofern man sich ferner auf die in öffentlichen Edikten enthaltenen Versicherungen verlassen kann, — in sofern überhaupt die Gesinnungen der Menschen aus ihren Handlungen zu erkennen sind, — und so weit endlich als wir selbst während unseres Aufenthaltes zu Turon im Stande gewesen sind, die Stimmung des dasigen Volkes kennen zu lernen, so bin ich für meine Person fest überzeugt, und glaube ohne Bedenken behaupten zu dürfen, daß gerade das Gegentheil von der oben angeführten Schlußfolge in der Wahrheit gegründet ist, und daß weder der König von Cochinchina noch sein Volk im geringsten abgeneigt wären, sich in eine genaue Verbindung mit den Engländern einzulassen, sobald ihnen nur der desfalsige Antrag von der brittischen Regierung selbst auf eine unmittelbare Art und weder durch die Franzosen, denen der dasige Monarch so viele persönliche Verbindlichkeiten hat, noch auch durch die ostindische Kompagnie eröffnet würde. Wo in einem Lande das Volk so offenbare Vorurtheile gegen den Kaufmannsstand hegt und ihm nicht die allergeringste ehrenvolle Auszeichnung verstattet, dagegen aber für einen königlichen Beamten, für den Stand eines Offiziers und für Talente und literarische Kenntnisse die größtmögliche Ehrerbietung hat, da ist es weder klug noch zweckmäßig,

einem so alten und so tief eingewurzelten Vorurtheil Trotz bieten zu wollen. Man hat, wie ich gehört habe, kurz nach dem Waffenstillstand von Amiens einmal den Plan gehabt, die durch den Grafen Macartney mit so vielem Erfolg angeknüpfte Verbindung mit dem Hofe zu Peking noch weiter auszudehnen, und zu diesem Ende eine glänzende Gesandtschaft von Seiten des General-Gouverneurs von Bengalen dahin abzuschicken. Allein diejenigen, die sich mit dem glücklichen Erfolg dieser Maaßregel schmeicheln konnten, müssen in der That den Charakter und die ganze Denkungsart der chinesischen Regierung wenig gekannt haben. Ich bin fest überzeugt, daß wenn auch ein solcher Gesandter mit allem Glanze und aller Pracht des Orients umringt wäre, er dennoch, wenn er nicht mit unmittelbaren Aufträgen und einer speciellen Vollmacht von Seiten des Königs versehen wäre, nicht mehr Achtung einflößen und keine größere Auszeichnung erhalten würde, als sich Mynheers Titsing und Van Braam durch ihre schönen sammetnen, reich mit Gold gestickten und beblechten Kleider haben verschaffen können. Ohne einen solchen unmittelbaren königlichen Auftrag würde auch selbst der große Bahadur von Bengalen, eben so gut wie diese beiden gefälligen Holländer, unausbleiblich Gefahr laufen, in einen Stall einquartiert zu werden. Man mag es übrigens für rathsam halten, die Verbindung mit dem Hofe zu Peking ferner zu unterhalten oder aber ein näheres Verkehr mit den Cochinchinesen anzuknüpfen, so ist es in beiden Fällen schlechterdings nöthig, daß der dazu erwählte Gesandte seine Bestallung unmit-

telbar von dem Könige erhalte, und seine Reise in einem königlichen Schiffe mache.

Der Zustand des Handels von Cochinchina, so wie er im Jahre 1793 gewesen ist, könnte wahrscheinlich in keinem Lande in der Welt bedeutend genannt werden. Die große Revolution und die darauf folgende schreckliche Verwirrung, die eine so lange Reihe von Jahren hindurch in diesem unglücklichen Lande statt gehabt hat, müssen nothwendig den Ackerbau und den Handel in demselben gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Wirklich beschränkte sich der letztere während unserer Anwesenheit daselbst bloß allein auf einige wenige chinesische Junken, die jährlich nach Fai=Foo kamen, auf ein oder das andere neutrale, oder englische Schiff unter neutraler Flagge, das durch irgend einen Zufall aus Europa dahin kam, auf ein oder zwei englische Schiffe aus Indien, und auf eben so viele portugiesische von Macao, die mit den nach China geschickten und dort nicht verkauften Waaren befrachtet waren. Bei der jetzigen wieder hergestellten Ordnung hingegen, und bei der wohleingerichteten Regierungs=Verfassung wird ein so äußerst fruchtbares Land, das ein so vortreffliches Klima hat, ohne Zweifel in sehr kurzer Zeit seinen vorigen blühenden Zustand wieder erlangen. Die Größe seines Handels, den es auch noch vor einer nicht sehr langen Reihe von Jahren geführt hat, kann man zum Theil aus den Nachrichten kennen lernen, die uns die frühern europäischen Seefahrer davon gegeben haben. In der höchst sonderbaren Beschreibung der seeräuberischen Reise von Men=

dez Pinto, der im Jahre 1537 nach Indien segelte, giebt uns derselbe eine Nachricht von der Reise seines Gefährten, Antonio de Faria, längs der Küste von Cochinchina. „Nachdem er Pulo = Campello, eine „Insel in 40° 20', zurück gelegt hatte, so kam er,“ sagt der Erzähler, „nach Pulo=Capas, wo er eine Flotte „von 40 großen Junken, die alle zwei, auch drei Ver„decke hatten, in dem Flusse Boralho (heut zu Tage „auf unsern Landcharten Varella,) erblickte, die er so„gleich durch ein ausgeschicktes Boot genauer recognosci„ren ließ; bald hernach entdeckte jedoch Faria noch hinter „dieser Flotte und weiter oberhalb im Flusse eine an„dere Flotte, die aus ungefähr 2000 größern und kleinern „Segeln zu bestehen schien, und außerdem auch noch eine „mit Mauern umringte Stadt, die ungefähr 10,000 „Häuser enthalten mochte.“

Es wird wirklich in diesen Weltgegenden allgemein versichert, daß vor der letztern Empörung in Cochinchina jährlich über 200 chinesische Junken in Handelsgeschäften nach Fai = Foo gekommen sind, und dies war wahrscheinlich die mit Mauern umringte Stadt, die Faria gesehen hat. Der Verfall des chinesischen Handels nach Cochinchina muß zwar zum Theil allerdings auf Rechnung der großen Umwälzung geschrieben werden, die durch die Entdeckung des Weges um das Vorgebirg der guten Hoffnung in den Handelsverhältnissen aller auf der östlichen Halbkugel gelegenen Länder bewirkt worden ist; allein dennoch hat auch höchst wahrscheinlich noch eine andere, sehr mächtige Ursache wesentlich dazu beigetragen, daß die fleißigen und

industriösen Chinesen sich entschließen konnten, diesen ihren alten gewohnten Handelsweg so gänzlich zu verlassen. Die Befehlshaber aller portugiesischen, spanischen und holländischen Schiffe, die um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum segelten, hielten sich nämlich von jeher für berechtigt, alle Schiffe, die sie auf ihrem Wege antrafen, sie mochten den Arabern, den Malayen oder den Chinesen zugehören, zu plündern und weg zu nehmen. Sie hielten eine solche Reise nach Ostindien für eine Art von Kreuzzug, um gegen die friedlichen Völker aller jener Länder, als gegen Ungläubige und Heiden, Krieg zu führen. Da nun aber unter allen diesen Fahrzeugen die chinesischen Junken gewöhnlich am reichsten befrachtet waren, so wurden sie deshalb auch bei jeder Gelegenheit desto gewisser ausgeplündert. Der Patron oder der Eigenthümer derselben wurde gewöhnlich, wenn er nicht unverzüglich vor dem ihm vorgehaltenen Kreuze auf die Kniee nieder fiel, als ein verstockter Ketzer über Bord geworfen, und ob es ihm gleich unmöglich war, das zu thun, was man von ihm verlangte, weil er es gewöhnlich gar nicht verstand, so wurde doch hierauf keine Rücksicht genommen. Ein solches systematisch fortgesetztes Betragen mußte endlich die furchtsamen Chinesen nothwendiger Weise zwingen, ihre gewöhnlichen Handelsreisen ganz einzustellen. Mit Bedauern muß ich aber hinzufügen, daß auch die früheren englischen Seefahrer den gerechten Vorwurf, eben solche schändliche Handlungen begangen zu haben, in keinem geringern Grade verdienen, sondern daß sie sogar in manchen Fällen gegen dieses harm-

lose Volk Gräuelthaten verübt haben, die bei der raffinirtesten Grausamkeit durchaus zwecklos waren, und schlechterdings mit nichts zu entschuldigen sind. In dem Archiv der englischen Faktorei, die unter der Regierung der Königin Elisabeth zu Bantam errichtet wurde, befindet sich noch gegenwärtig die Beschreibung von der Hinrichtung eines, ohne alle Beweise und auf eine höchst summarische Art zum Tode verurtheilten Chinesen, wobei so schreckliche Grausamkeiten statt gehabt haben, daß man sie kaum für möglich hält, und die Erzählung davon nicht ohne Entsetzen lesen kann. Der ganze Aufsatz ist jedoch von Herrn Scott, der damals Vorsteher von dieser englischen Faktorei gewesen ist, selbst und eigenhändig geschrieben worden, und da sich der wackere Mann eine Ehre daraus zu machen schien, für einen recht geschickten und erfahrenen Henker gehalten zu werden, so glaube ich es seinem wohlerworbenen Ruhme schuldig zu seyn, diese Erzählung ganz mit seinen eigenen Worten den Lesern hier mitzutheilen.

„Wir folterten ihn aus allen Kräften, erzählt Hr. Scott, allein sobald wir die Marter-Instrumente aus den Händen legten, so läugnete er alles wieder; wir spannten ihn daher abermals auf die Folter, und nun gestand er zum zweiten Male alles, was wir ihn fragten. Den andern Morgen ließ ich ihn zur Hinrichtung fort führen; als er zum Thore hinaus gieng, so standen einige Javaner daselbst, die auf ihn schimpften, denn diesem Volke macht es immer eine herzliche Freude, wenn ein Chinese hingerichtet wird, so wie im Ge-

gentheil auch den Chinesen, wenn sie einen Javaner zum Tode gehen sehen. Er hatte jedoch noch die Frechheit ihnen zu sagen, daß die Engländer reich, die Chinesen aber arm wären, und daß daher die letzteren allerdings berechtigt wären, die erstern, wenn sie könnten, zu bestehlen."

„Am andern Morgen schickte mir der Admiral (Sir James Lancaster) einen andern Verbrecher zu, der schon im voraus wußte, was für ein Schicksal auf ihn wartete, und der daher bei sich selbst fest beschlossen hatte, mir nicht das allergeringste zu bekennen. Man beschuldigte ihn, daß er Feuer an unsere Wohnung habe legen wollen; er hatte auch wirklich die Flucht ergriffen und war in einem Abtritt versteckt gefunden worden. Von Profession war er ein Goldschmidt, und dem Admiral hatte er sogleich gestanden, daß er schon eine große Menge von Realen beschnitten und auch schon manche falsche ausgeprägt hätte, allein mir wollte der Bösewicht schlechterdings nichts bekennen. Ich ließ ihm daher wegen seiner verstockten Halsstarrigkeit mit scharfen glühenden Eisen unter die Nägel seiner Finger und Zähen fahren, und alsdann die Nägel ganz abreißen. Da er aber hierbei nicht einmal mit den Augen blinzte, so glaubten wir, seine Hände und Füße wären etwa durch das Festbinden steif geworden, und brannten ihn deshalb mit glühenden Eisen in die Hände, auf die Aerme, die Schultern und den Nacken; aber nichts machte den geringsten Eindruck auf ihn. Hierauf ließ ich ihm mit glühenden Eisen die beiden Hände quer durchstechen und mit eisernen Raspeln das Fleisch und

die Sehnen davon losreißen. Da jedoch auch dieses nicht die geringste Veränderung in ihm hervorbrachte, so ließ ich ihm die Schienbeine mit glühenden Eisen bestreichen; alsdann ließ ich eiserne Schrauben in die Beine seiner Aerme tief hinein bohren und plötzlich wieder heraus reißen; endlich ließ ich ihm auch die Knochen an seinen Fingern und Zehen alle einzeln entzwei brechen; dem allem ungeachtet konnten wir es aber nicht dahin bringen, daß er auch nur eine einzige Thräne vergoß, ja nicht einmal, daß er den Kopf ein wenig auf die Seite drehte, oder mit einer Hand oder einem Fuß nur ein einziges Mal unwillkührlich zuckte. Da wir auf diese Art alles Mögliche gethan und unsere Kunst vergebens an ihm erschöpft hatten, so ließ ich ihn aufs neue recht fest mit Ketten zusammen schließen, und zwar so, daß er sich durchaus nicht rühren konnte; nunmehr dauerte es nicht lange, so krochen die Ameisen, deren es in diesem Lande eine unermeßliche Menge giebt, schaarenweise in seine Wunden hinein, und marterten ihn weit ärger als wir gethan hatten, denn dieses konnten wir aus seinen zuckenden Bewegungen deutlich abnehmen. Die anwesenden Beamten des Königs äußerten hierauf den Wunsch, daß er todt geschossen werden möchte. Ich gab ihnen aber zu verstehen, daß dieses ein viel zu leichter Tod für einen solchen Elenden wäre, und daß in unserem Lande ein Mann von Stande oder ein Soldat, wenn er ein Verbrechen begangen habe, das den Tod verdiene, todt geschossen würde, und daß dieses eine ausgezeichnet große Begünstigung wäre. Nach den Begriffen dieses Volkes ist jedoch diese Todesart die allergrausamste und verächtlichste unter allen; weil daher die Beamten des Königs

auf ihrem Verlangen bestanden und sogar mit einer Art von Ungestüm darauf drangen, so ließ ich den Missethäter gegen Abend in das freie Feld hinaus führen und daselbst an einen Pfahl fest binden. Durch den ersten Schuß, der auf ihn geschah, wurde ein Stück von seinem Arme sammt dem Knochen weggerissen. Der folgende Schuß traf ihn durch die Brust, nahe an der Schulter; hierbei beugte er den Kopf ein wenig abwärts und besah noch selbst seine Wunde. Bei dem dritten Schusse hatte derjenige, der ihn that, die Kugel in drei Theile geschnitten, und diese trafen ihn alle drei in einem Triangel in die Brust, worauf er, ohne daß er jedoch noch ganz todt war, so tief nieder fiel, als seine an dem Pfahl befestigten Bande es erlaubten; unsere Leute gaben ihn jedoch auch jetzt noch nicht auf, sondern schossen ihn durchaus in Stücke, ehe sie von ihm abließen." —

Wenn nun aber sogar Engländer, die bei allen ihren Fehlern doch stets und überall sich durch menschenfreundliche Gesinnungen ausgezeichnet haben, solche furchtbare Grausamkeiten gegen verlassene schutzlose Fremde, die unter den verschiedenen Völkern im Orient beinahe in dem nämlichen Verhältnisse wie die Juden in Europa stehen, begehen konnten, wie müssen die Unglücklichen nicht erst von denjenigen Europäern, die sich eines ähnlichen humanen Charakters keinesweges zu rühmen haben, behandelt worden seyn? Es ist daher in der That kein Wunder, daß die Handlungsschiffe dieser Völker durch die Furcht vor solchen entsetzlichen Mißhandlungen endlich ganz aus dem Ocean verjagt worden sind. So sehr aber auch, nicht nur

hierdurch, sondern auch aus noch andern Ursachen ihr Handel aus seinem gewöhnlichen Wege heraus gebracht und wahrscheinlich sehr zerrüttet und geschwächt worden ist, so hat er doch darum keinesweges gänzlich zernichtet werden können. Diejenigen unter ihren Kaufleuten, die sich hauptsächtlich damit abgegeben hatten, daß sie auf der Insel-Gruppe, die einen Theil von der Küste von Cochinchina gewissermaßen umringt, das ganze Jahr hindurch einen Artikel des Luxus, nach welchem in China beständig eine sehr starke Nachfrage ist, nämlich die schon oben ausführlicher angeführten Biches de Mer, aufsuchten und einsammelten, entdeckten sehr bald eine andere reiche Handelsquelle in einem entlegenen Theile des Orients, der während einer langen Reihe von Jahren, wo sie immerfort dahin segelten, den Europäern, troz aller ihrer in allen Gegenden dieser Meere angestellten Entdeckungsreisen, gänzlich unbekannt geblieben ist. Der Kapitän Flinders, der im Anfange der 90. Jahre auf eine solche Entdeckungsreise ausgeschickt wurde, traf ganz unerwartet, als er um die Nordküste von Neu-Holland herum segelte, um den Meerbusen von Carpentaria zu untersuchen, in der innersten Vertiefung dieses Meerbusens sechs malajische Pro's an, die von Makassar auf der Insel Celebes dahin gekommen waren, und, wie es schien, keine andere Absicht hatten, als eine Ladung von Seeschnecken und Muscheln einzunehmen. Von dem Anführer dieses kleinen Geschwaders erfuhr er, daß dieses nur ein Theil von einer, aus 60 Segeln bestehenden Flotte wäre, mit welcher er schon seit 20 Jahren jährlich unausgesetzt diese Reise

in der nämlichen Absicht gemacht habe. Ihre daselbst eingesammelten Ladungen pflegten sie immer auf die Insel Timor zu bringen, wo sich die chinesischen Kaufleute einfänden, ihnen ihre Ladungen abkauften und dieselbe alsdann in ihren eigenen Junken in die südlichen Häven von China verführten. Der Preis, den die Chinesen für diese Seeprodukte an die Malayen bezahlten, bestand für das Pecul, oder ein Gewicht von 133⅓ Pfd., in zwanzig spanischen Dollars. Nach einer ungefähren Berechnung giengen im Durchschnitt genommen ungefähr tausend Stück solcher Muscheln auf ein Pecul und hundert Pecul's machten die Ladung einer Pro aus. Außerdem erfuhr auch der Kapitän Flinders, von ihnen daß jede von diesen Pro's immer 16 bis 20 Mann, theils zum Seedienste, theils zum Einsammeln der Muscheln am Bord habe. Von diesen müßten einige die Muscheln von den Felsen herabschlagen; andere wären damit beschäftigt sie zu öffnen, sie im frischen Wasser zu waschen und alsdann zu kochen; noch andere müßten grünes Holz einsammeln, in dessen Rauch diese Seethiere fast auf die nämliche Art, wie wir unsere Pöklinge zuzubereiten pflegen, getrocknet würden.

Daß aber die Chinesen nicht selbst an die Küste von Neu-Holland hinsegeln und diese Art von Muscheln daselbst einsammeln, ist keinesweges ein Beweis, daß ihnen die Fahrt nach diesen Küsten unbekannt ist; sie scheinen im Gegentheil das Nachtheilige einer solchen Reise, weil immer nothwendiger Weise ein ganzer Monsuhn, oder eine Zeit von sechs Monaten dazu erfordert werde, auf das

Genaueste berechnet zu haben. Uebrigens kann man doch bei dieser Gelegenheit mit Recht die Frage aufwerfen, ob wohl die Chinesen bei ihrem unbesiegbaren Abscheu vor kaltem Wasser, wovon ich in einem andern Werke Gelegenheit gehabt habe ausführlicher zu reden, zu der Zeit, wo sie noch dieser Thiere wegen nach der Küste von Cochinchina hinfuhren, dieselben selbst aus dem Grund des Meeres herausgehohlt haben, da ganz eben so geschickte und erfahrene Taucher, als diejenigen sind, die auf der Küste von Ceylan die Perlenmuscheln einsammeln, dazu erfordert werden, um diese Art von Seeschnecken von den Felsen auf dem Grund des Meeres, wo sie fest aufsitzen, abzuschlagen.

Es ist in der That fast gar nicht zu bezweifeln, daß die Chinesen nicht nur heut zu Tage beinahe jede, auch noch so entlegene Gegend des östlichen Welttheiles, kennen, sondern daß sie dieselben auch schon seit sehr langer Zeit gekannt haben. Man weiß sogar nunmehr mit der größten Gewißheit, daß schon vor uralten Zeiten, wo noch der größere Theil von Europa in Barbarei und tiefe Unwissenheit versunken war, dieses merkwürdige Volk einen sehr ausgebreiteten Handel auf der ganzen östlichen Hemisphäre geführt hat, und mit seinen Schiffen sogar weit über diejenigen Gränzen, die auch die neuern Europäer auf ihren Reisen noch niemals überschritten haben, hinaus gesegelt ist. Durch ihre frühe Kenntniß von den merkwürdigen Eigenschaften der Magnetnadel und von dem großen Nutzen derselben in der Schiffahrt besaßen sie einen höchst wichtigen Vortheil, dessen sich bis auf die neuern

Jahrhunderte keine andere Nation auf dem ganzen Erdboden zu erfreuen hatte. Als Vasco de Gama auf der Küste von Afrika zuerst die muhammedanischen Araber kennen lernte, die damals das aufgeklärteste Volk der Welt waren, so hatten dieselben zwar in mancherlei Wissenschaften ziemlich beträchtliche Kenntnisse erlangt; sie besaßen Landcharten, Astrolabien, und astronomische Tabellen, allein den Kompaß kannten sie nicht. Daß aber die Araber ihn damals wirklich noch nicht besaßen und daß er auch von ihnen weder erfunden, noch einer oder der andern Nation des Orients von ihnen mitgetheilt worden ist, dies kann man schon aus seiner ganz europäischen Gestalt dieses Instruments, so wie auch aus dem Namen, El Bussola, den er in ihrer Sprache führt, mit ziemlicher Gewißheit schließen. Viele Gelehrte haben es für höchst seltsam und ganz unbegreiflich gehalten, daß wenn die Chinesen, die damals bekanntermaßen schon so lange Zeit hindurch mit den Arabern Handel getrieben hatten, den Kompaß wirklich gekannt und sich desselben bedient haben, die letztern so saumselig und nachlässig sollten gewesen seyn, sich eines Instrumentes, das der Schiffahrt so große, kaum zu berechnende Vortheile gewährt, nicht ebenfalls zu bedienen. Es ist jedoch keinesweges ganz unmöglich, daß die Araber, so geschickt und aufgeklärt sie auch ohne Zweifel mögen gewesen seyn, lange Zeit hindurch den vertrautesten Umgang und das allergenaueste Verkehr mit den Chinesen können gehabt haben, ohne doch deshalb die vortrefflichen Eigenschaften der Magnetnadel kennen zu lernen. Für's erste sind die Chinesen keinesweges ein mittheilsames Volk; sie nehmen überall, wohin sie gehen, ihre National-Verach-

tung gegen alles, was fremd ist, mit, und vermeiden jeden vertrauten Umgang mit Ausländern, der zur Erreichung ihrer Absichten nicht schlechterdings erforderlich ist. Zweitens hält aber auch der chinesische Seefahrer die Magnetnadel nicht bloß für einen Führer, der ihn auf seinem Wege durch das Weltmeer leiten soll, sondern er ist vielmehr fest überzeugt, daß der Geist, der in ihr wohnt und die Bewegungen derselben regiert, die wirkliche Schutz-Gottheit seines Schiffes ist. Zufolge dieser Ueberzeugung wird das heilige Instrument, sobald das Schiff in einen Haven einläuft, sogleich in eine kleine Kammer auf dem Hintertheile desselben, in welcher auch alle übrigen heiligen Werkzeuge der Religion verwahrt werden, aufgehoben und der Chinese ist stets ängstlich dafür besorgt, daß durchaus kein Fremder jemals dieser Kammer nahe komme. Mit einer eben so großen Sorgfalt, und gewiß aus einem weit wichtigern Grunde, wird auch die Magnetnadel behandelt, wenn das Schiff wieder im Begriff ist, aus dem Haven abzusegeln. Wenn nämlich die Abreise festgesetzt und die eigentliche Lage desjenigen Havens, in welchen man sich begeben will, bestimmt ausgemittelt ist, so wird die Büchse, worin sich der Kompaß befindet, in Sand gestellt, und zwar auf eine solche Art, daß die Nadel immer nach demjenigen Theile des Horizontes hingerichtet ist, in welchem dieser Haven liegen soll. So lange nun diese Richtung fortdauert, so ist das Schiff immer auf dem rechten Wege; der Steuermann hat daher hauptsächlich nur dafür zu sorgen, daß diese Richtung unter allen Umständen so genau als möglich beibehalten werde, und alle Abweichungen derselben muß er sorgfältig auf-

zeichnen, um durch die darauf gegründeten Berechnungen das Schiff immer wieder in seine rechte Bahn zurück zu bringen. Es ist daher für ihn von der alleräußersten Wichtigkeit, daß sich kein Fremder oder überhaupt Niemand, der nicht dazu befugt ist, an den Ort hindränge, wo die Büchse mit dem Kompaß aufgestellt ist. — Drittens ist aber auch noch zu bemerken, daß die ganze Natur und das Wesen des Kompasses so beschaffen ist, daß auch der allergeschickteste Mechanikus auf die bloße, noch so genaue und sorgfältige Untersuchung, doch nicht im Stande ist, ihn nachzumachen, wenn er nicht vorher weiß, wie er dem Eisen die magnetische Eigenschaft mittheilen soll. Die Chinesen sind aber nicht nur äußerst abgeneigt, ihre Erfindungen einem Fremden mitzutheilen, sondern es ist auch sehr zu vermuthen, daß die chinesischen Seefahrer selbst das Wesen und die Grundsätze des Magnetismus durchaus eben so wenig gekannt haben, als die Araber. Außerdem ist aber auch nicht wohl zu glauben, daß die stolzen Araber, die sich einer überwiegenden Kenntniß in der Astronomie rühmten, so wie auch, daß sie durch den Gebrauch ihrer Charten und ihrer Astrolabien im Stande wären, sich in dem unwegsamsten Meere zurecht zu finden, diese kleine unbedeutende, verrostete Nadel der Chinesen, die auf ihrer Angel immer herum schaukelte und mit Cirkeln, Zeichen und Hieroglyphen umringt war, anders als mit einem tiefen Gefühl von Verachtung sollten angesehen haben. Wahrscheinlicher Weise hielten sie dieselbe für eine von den religiösen Geräthschaften, denen bloß ein abgeschmackter Aberglauben ein Gepräge von Heiligkeit gege-

ben hätte und womit die nämliche kleine Kammer, worin der Kompaß aufbewahrt wurde, ganz angefüllt war.

Ich habe schon anderswo ausführlicher dargethan, daß sich der Gebrauch der Magnetnadel bei den Chinesen in das höchste Alterthum verliert. Ich will daher hier bloß Dasjenige noch einmal wiederholen, was ich für allein hinreichend halte, um die Richtigkeit dieser Behauptung auf das Unwidersprechlichste zu beweisen. Der Umstand nämlich, daß die Chinesen ihr allerältestes mythologisches System, ihre Konstellationen und Cyklen und, mit einem Worte, die abstraktesten Grundzüge ihrer weissagenden Astrologie auf die Magnetnadel eingegraben haben, läßt schlechterdings keinen Zweifel übrig, daß dieselbe entweder ursprünglich von ihnen erfunden, oder doch schon seit undenklichen Jahrhunderten her von ihnen zum Gebrauch bei der Schiffahrt angewendet worden ist. Ein Volk, das so fest und beharrlich an seinen alten Sitten und Gebräuchen hängt, und von allen andern Nationen in der Welt eine so äußerst geringschätzige Meinung hat, würde sich gewiß nicht dazu verstanden haben, die heiligen und mystischen Zeichen und Charaktere von Fo-Schee auf den Rand eines Instruments zu graben, wenn dieses letztere eine fremde Erfindung gewesen und bloß in neuern Zeiten bei ihnen eingeführt worden wäre.

Ich habe mich hier absichtlich etwas ausführlicher über den chinesischen Kompaß ausgelassen, weil ich weiß, daß gegen einige frühere Bemerkungen, wodurch ich in

andern Werken zu beweisen gesucht habe, daß der Kompaß, wo nicht ursprünglich von den Chinesen erfunden worden, doch von uralten Zeiten her bei ihnen im Gebrauch gewesen ist, von mehrern Orten her ein, auf den ersten Anblick allerdings sehr wichtig scheinender, Einwurf gemacht worden ist. Dieser Einwurf beruht nämlich darauf, daß wenn die Chinesen schon in und vor dem neunten Jahrhundert, wo sie einen sehr ausgebreiteten Handel in den persischen Meerbusen führten, ein solches Instrument gekannt und sich dessen gewöhnlich bedient hätten, dasselbe auch nothwendiger Weise die arabischen Seefahrer gekannt und sich desselben bedient haben müßten; allein diesem Volke wären, wie ich auch selbst schon oben bemerkt habe, zur Zeit als Vasco de Gama zuerst den Weg in den ostindischen Ocean fand, die Eigenschaften der Magnetnadel und die Neigung derselben nach den Polen gänzlich unbekannt gewesen. — Diesen allerdings sehr scheinbaren Einwurf glaube ich jedoch durch das oben Gesagte hinlänglich beantwortet zu haben.

Ich muß jetzt bloß noch die einzige Bemerkung in Rücksicht der großen Wichtigkeit des Handels mit Cochinchina hier beifügen, daß wenn die Chinesen, ehe sie von den Europäern aus dem orientalischen Ocean verjagt wurden, und ehe Cochinchina durch die ausgebrochene Empörung, die Vertreibung des rechtmäßigen Monarchen und die Usurpation des Thronräubers in eine so zerrüttete und traurige Lage versetzt wurde, mehrere Hundert ihrer größten Junken beständig für den Handel

mit diesem Lande beschäftigen konnten, man auch mit vollem Grunde hoffen darf, daß wenn Großbrittannien mit der gehörigen Klugheit und Geschicklichkeit dabei zu Werke geht, es dieses beträchtliche Handelsverkehr, das vor alten Zeiten zwischen den beiden genannten Ländern statt gehabt hatte, bald wieder aufs neue beleben und sich ausschließend in den Besitz desselben werde setzen können. Es ist sehr zu glauben, daß sich dieser Handel unter der gegenwärtigen kraftvollen Regierung von Cochinchina in kurzer Zeit wieder zu einem noch höhern Grad der Thätigkeit und des Flors empor schwingen wird, als er jemals vorher in irgend einer frühern Periode besessen hat.

* * *

Der Ueberfluß an frischen Lebensmitteln, an Früchten und gutem Wasser, so wie der helle Himmel und die gesunde trockne Luft hatten für die Kranken, die sich auf unsern Schiffen befanden, die allerwohlthätigsten Wirkungen, so daß wir uns in kurzer Zeit wieder im Stande befanden, unsere Reise weiter fortzusetzen. Wir lichteten daher am 16ten Junius die Anker und segelten aus der Turon's-Bai ab; am 19ten bekamen wir schon die Ladronen-Inseln und das feste Land von China zu Gesicht. Bei einer von diesen Inseln legten wir uns zwei Tage lang vor Anker, um den Kommissarien der ostindischen Kompagnie zu Makao Nachricht von unserer Ankunft zu geben; worauf wir wieder absegelten und durch die Straße von Formosa in das gelbe Meer hinein fuhren. Von der Reise durch dieses Meer,

das bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal von europäischen Schiffen befahren worden ist, und von unseren nachfolgenden Begebenheiten in China selbst, habe ich schon in einem andern Werke eine ausführliche Beschreibung geliefert.

Zugabe.

Nachrichten
eines Franzosen
über
Cochinchina.

Zugabe.

Vorerinnerung.

In Mentelle's Choix de Lectures géographiques, die vor mehr als zwanzig Jahren in 4 groß Oktavbänden erschienen, und eine völlig unverdaute Kompilation von Auszügen aus Reisebeschreibungen ist, wo sogar oft über einen und denselben Gegenstand mehrere Reiseberichte, ohne unter sich verglichen zu werden, aufgenommen sind — in diesem damals hoch gepriesenen Werke, das aber bloß die Arbeit eines Kopisten des Herrn Mentelle (die Franzosen nennen ihn ihren Büsching!) war, fand ich bei kritischer Untersuchung desselben (sogleich nach seiner Erscheinung), daß doch in diesem Schwalle von zusammengerafften geographischen Skizzen ein einziger Original-Aufsatz vorhanden sey, nämlich ein kurzer Bericht über Cochinchina, der auf die ihm (von wem? ist nicht bekannt) vorgelegten Fragen von einem Franzosen, Namens P . . . . . (weiter ist er nicht bekannt), der um

die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang in Cochincina war, und das Land genau kennen lernte, entworfen wurde, und in diesem Choix de lectures bloß im Anhange eine Stelle fand. Ein Näheres hierüber ist mir nicht bekannt geworden.

Diesen Aufsatz, den ich der Aufbewahrung würdig fand, und der in einem so bequem und planlos kompilirten Werke nicht gesucht wurde, und folglich der Aufmerksamkeit der teutschen Geographen und Geographiefreunde (so viel ich wenigstens weiß) gänzlich entgieng, übersetzte ich damals sogleich, und theile ihn hier von vergleichenden Anmerkungen begleitet, an dem schicklichsten Orte, dem teutschen Publikum mit, in der Ueberzeugung, daß die Kenner seinen Werth einsehen, und mit mir bedauern werden, daß uns der Verfasser nicht ausführlichere Berichte über ein noch so wenig bekanntes Land mitgetheilt hat, das er doch ziemlich genau erforscht zu haben scheint. Besonders wichtig sind seine topographischen Nachrichten, da Borri und Koffler, bis jetzt die Hauptschriftsteller über Cochinchina, uns so wenig hierüber belehrt haben. Ein Weiteres sagt die Einleitung, die ich diesem Werke vorangeschickt habe.

T. F. Ehrmann.

Nachrichten

über

Kochinchina.

Von Herrn P.....

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Anmerkungen des Herausgebers.

Der Name Kochinchina ist in dem Lande nicht bekannt, welchem die Portugiesen ihn aus keiner andern Ursache, als wegen der Aehnlichkeit, welche die Küste dieses Landes in einiger Rücksicht mit der von Kochin hat, gegeben haben. *)

Dieses Land wird in der Sprache des Volkes, welches dasselbe bewohnt, das mittägliche Annam genannt, um

*) Borri) in den Sprengelschen neuen Beiträgen rc. XI. Thl. S. 27. u. f.) sagt, die Portugiesen hätten diesem Lande den Namen Kochinchina gegeben, weil die Japaner es Kochi (d. h. Westland) nennen.

es von Tunkin zu unterscheiden, welches in der nämlichen Sprache das nördliche Annam genannt wird. Annam heißt in der alten Landessprache, die von der chinesischen abstammt, Mittags-Ruhe. *)

Dieses Königreich erstreckt sich von dem 10ten Grade 30 Minuten bis auf den 17° 30 nördl. Breite, so daß seine Länge von Norden nach Süden ungefähr 130 franz. Meilen beträgt.

Gegen Norden gränzt es an Tunkin, gegen Mittag an Kamboya, gegen Westen wird es von dem Meere bespült, und gegen Osten gränzt es an eine Reihe von Bergen, die von Wilden bewohnt sind, welche die Annamiten Moi nennen, und an das Königreich Minne und Laos. Seine Breite ist sehr ungleich. In den nördlichen Provinzen erstreckt es sich bis auf 12, 15, ja 20 (franz.) Meilen, je nachdem die Berge näher oder entfernter sind. Gegen der Mitte gehen dieselben beinahe bis ans Ufer des Meeres, und lassen nur einen Weg zur Verbindung beider Theile übrig. Auf der Südseite entfernen sich die Berge **) und öffnen den Annamiten ein Land von 30 bis 40 franz. Meilen in der Breite.

*) Borri sagt, Annam bedeute Westland oder westliches Land. D. H.

**) Diese Gebirge sind ungeheuer groß, und, ob sie gleich den Annamiten gehören, noch nicht bewohnet.

D. D.

Das Königreich Annam, sonst Kochinchina genannt, ist in eilf Provinzen oder Gouvernements eingetheilt, *) wovon 4 die nördlichen, und 7 die südlichen Provinzen genannt werden.

Die vier nördlichen sind:

Digne-Kat an der Gränze von Tunkin, liefert Eisen, Wachs.

Quanbiuth liefert Wachs, Pfeffer.

Digne-Gnoe ebenfalls. — Und

Hue, worin die Hauptstadt gleiches Namens ist, hat Ueberfluß an Lebensmitteln.

Die sieben südlichen Provinzen sind:

Chiam, reich an Gold, Zucker, Zimmt, Adlerholz.

Yuang-Glia, reich an Seide, Baumwolle.

Kuinigne hat Ueberfluß an Reiß und Seide.

*) Koffler (Hist. Cochinchinae Descriptio, ed. Murr. p. 32.) sagt: Einige theilen Kochinchina in zehen Provinzen, aber er zähle deren nur sieben, weil er nur diejenigen Landschaften dafür erkennen zu dürfen glaube, die von Vicekönigen regiert werden, und diese sind, nach seiner Angabe: Dou-Nai, Boria, Quang oder Cham, Dinh-Kat, wo die Hauptstadt Sinoe, Dinh-Team, Muoiko und Dinkneoe. — Die Landschaften: Kuin-nhon-, Kuin-nhing, Phan-Ri-Phan-Rang, und Nha-Ru-Nha-Tlang werden von gelehrten Mandarinen beherrscht.

Su=Yene bringt viel Elfenbein, Adlerholz oder Kalandak hervor.

Phaneri=Phanerang liefert das schönste Holz für Hausgeräthe, für die Erbauung von Galeeren, Barken u. s. w.

Nha=Hang (ausgesprochen: Nia=Hang) hat einen Ueberfluß an Adlerholz, Elfenbein, u. s. w.

Don=Nai, diese letzte Provinz, die seit 40 Jahren unrechtmäßiger Weise von Kamboya abgerissen worden, hat unter allen den größten Ueberfluß an Reiß. *)

Unter allen diesen Provinzen ist die schönste, angenehmste, und ihres Klima's wegen die gesündeste, die Provinz Hue, in welcher die königliche Stadt Hue liegt, die der Provinz den Namen gegeben hat. Die Annamiten nennen sie Hue schlecht weg; das einsylbige Wörtchen Ka, welches man in Landcharten vor dem Worte Hue findet, heißt groß, oder große, aber in der eigentlichen annamitischen Sprache sollte es nach demselben gesetzt seyn. Die Annamiten würden Hue=Ka sagen, wenn sie das große Hue sagen wollten.

Hue ist eine sehr große Stadt, sie hat wenigstens 5 franz. Meilen im Umfange. Sie ist nicht mit Mauern umschlossen, sondern ein großer offener Ort. Ihre vornehmsten Zierden sind: Der königliche Pallast **), und die

*) Dasselbe sagt auch Koffler, S. 32.

**) Den königlichen Pallast schildert Koffler (S. 44 u. f.) ziemlich ausführlich.

Götzentempel. Die Häuser der Mandarinen, wie die der Privatpersonen, sind einfach, fast alle von Holz gebaut, mit Ziegeln bedeckt und alle zwischen Hof und Gärten gelegen. Die ganze Stadt ist in zwölf Quartiere eingetheilt, d e sämmtlich an dem Rande eines großen Flusses, und einer Menge von Kanälen, welche aus diesem oder in denselben gezogen sind, liegen; die meisten dieser Kanäle sind durch Menschenhände gemacht. Dieser Fluß und diese Kanäle geben dem Lokal manche Reize, und sind von der größten Bequemlichkeit, sowohl zur Fortbringung der Waaren als auch zum Baden, dessen sich die Annamiten stark bedienen. —

Die vier vornehmsten der zwölf Quartiere der Stadt Hu e liegen in der Mitte, und haben ihren Namen von den vier königlichen Pallästen erhalten, von welchen der größte Phu-Ring, oder der geheime Pallast genannt wird; der andere heißt Phu-Hen, oder der obere Pallast; der dritte Phu-Chama, oder der verbotene Pallast; der vierte Phu-Ao oder der Pallast des Sumpfes. Die acht anderen Quartiere haben ihre Namen von den Fabriken, die in denselben angelegt sind, wie Thodu, das Gießer-Quartier; Pho, das Quartier des fremden Handels u. s. w.

Nach den königlichen Pallästen sind die Pagoden oder Götzentempel das Merkwürdigste in dieser Hauptstadt. Man zählt hier deren mehr als vierhundert; vorzüglich verdienen diejenigen, welche von dem Könige, der im Jahre 1750 regierte, erbaut worden sind, gesehen zu wer-

den. Sie sind sehr wohl gebaut, Vergoldung und Bildhauerarbeit nach chinesischem Geschmacke ist nicht dabei gespart.

Diese Stadt liegt vier Stunden vom Meere, in einer großen Ebene, die gegen Süden von kleinen Bergen begränzt ist, auf der Nordseite aber sich sehr weit ausdehnet.

Der Fluß von Hue kann in seiner größten Breite eine Viertelstunde haben. Er entspringt auf den Gebirgen, die Kochinchina vom Königreiche Laos scheiden. Er läuft von Nordosten nach Südwesten, und benetzt eine Strecke von ungefähr 20 Stunden. Er stürzt sich durch zwei Hauptmündungen ins Meer, die vor etwa 30 Jahren gute Häven ausmachten; aber seit diesem Zeitpunkte hat eine außerordentliche Ueberschwemmung Sandbänke dahin geworfen, die auch den kleinsten Schiffen die Einfahrt verbieten, und sie sogar den Fahrzeugen des Landes beschwerlich machen.

Der große und prächtige Fluß, der die Stadt Hue in zwei beinahe gleiche Theile zerschneidet, ist mit gar keiner Brücke versehen. Nur über die Kanäle sind Brücken gebaut, die so schmal, und so wenig dauerhaft sind, daß man nicht ohne Furcht darüber geht. Sie sind von Holz, und oft nur von Bambusrohr.

Ich komme wieder auf die eilf Provinzen zurück, die das Königreich Annam oder Kochinchina ausmachen.

Ich habe sie in ihrer geographischen Ordnung genannt, indem ich bei Norden von dem 17° 30' N. Br. anfieng; von der Gränze der Provinz Digne-Kat bis an den mittäglichsten Theil von Don-Nai unter dem 10° 30' N. Br. In dieser Ausdehnung von sieben Breitengraden findet man drei große Flüsse und drei Haupt-Häven, welche drei Häven die Küstenstrecke dieses Landes in beinahe gleiche Theile zu theilen scheinen.

Die vier nördlichen Provinzen haben nur kleine Häven für die Schiffe, und werden nicht von Fremden besucht. In diesen vier Provinzen sind: der Fluß, welcher Tunkin von Kochinchina scheidet, und der Fluß Hue die merkwürdigsten.

Der Fluß Digne-Kat fließt von Osten nach Westen, und stürzt sich ins Meer in einer tiefen Bucht, deren Ende unter dem 17° 30' N. Br. liegt. Das Ufer dieses Flusses, der die zwei Königreiche Annam von einander scheidet, ist befestigt. Die Kochinchinesen einer und die Tunkinesen anderer Seits haben an demselben Festungen von gehauenen und von Backsteinen erbaut, in welchen sie starke Besatzungen halten.

Der Hue-Fluß hat seine Mündung unter dem 16° 40' N. Br. Zwischen diesen zwei Flüssen sind die drei Provinzen, die der Provinz Hue gegen Norden liegen, eingeschlossen; von welchen man eine Unterabtheilung gemacht hat, um die Zahl der Gouverneurs in demjenigen Theile des Königreichs zu vermehren, in

welchem man die meisten feindlichen Einfälle zu befürchten hat.

Von dem Ausflusse des Hue bis an die Mündung des Han, welcher von Nordost nach Südwest fließt, und unter dem 15° 50′ N. Br. ins Meer, in die Bai von Han fällt, welche Bai auf den Charten mit dem Namen Turan bezeichnet ist, zählt man zur See ungefähr 25 franz. Meilen; es wäre um die Hälfte weniger zu Lande, wenn die Politik der Regierung einen geraden Weg zwischen der Provinz Chiam und Hue zuließe. Der Fluß Han strömt durch die Provinz Chiam. Die Hauptstadt dieser Provinz Huehan (von den Chinesen Fai-Pho genannt) ist die zweite Stadt des Königreichs, und die beste Handelsstadt in demselben. Der Fluß Han ergießt sich durch zwei Hauptmündungen ins Meer. In der Mitte dieser zwei Mündungen liegt die Insel Kiam und bildet auf einer Seite gegen Nordwesten den herrlichen Haven der Bai Han oder Turan *) auf der andern Seite gegen Südwesten den Haven von Fai-Pho, oder Hue-Han. Dieser letztere Haven ist für die großen Schiffe weniger sicher, als der von der Bai; aber er ist vortrefflich für die chinesischen Jonken (kleine Schiffe), die nie mehr als 10 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen, und deswegen bis in die Stadt Hue-Han hineinschiffen, und vor den Magazinen derselben anlegen können.

*) Koffler (S. 32.) sagt, dieser Haven könne tausend Schiffe fassen.

Die Stadt Hue=Han ist nur von Kaufleuten bewohnt. Im Jahre 1750 zählte man über zehntausend Chinesen, die sich daselbst niedergelassen und verheirathet hatten, und Tribut bezahlten.

Der Gouverneur der Provinz residirt nicht zu Huehan, sondern eine (franz.) Meile weiter an dem Flusse hinauf, in einem Orte Kietta genannt. Er hält sich von der Hauptstadt seines Gouvernements entfernt, bloß um der Handlung desto mehr Freiheit zu lassen. Es sind zwei christliche Kirchen zu Huehan, und eine zu Kietta, noch eine andere zu Ko=Nue gegen Kietta über auf dem linken Ufer des Flusses. Dieser letztere Ort ist beträchtlich. Er hat sehr viele Färbereien.

Wenn man aus der Provinz Chiam herunter zu (nach dem Ausdrucke der Annamiten) gegen Süden gehet, so kömmt man in die kleine Provinz Koang=Glia, oder Guang=Glia, wo man außerordentlich große Plantagen von Maulbeerbäumen findet; auch ist hier Seide und Baumwolle in Menge vorhanden.

Aus dieser Provinz kömmt man weiter hinunter in die von Kui=Ningne, wo der Haven Neue=Mane (Neue heißt Wasser und Mane gesalzen) liegt. Dieser Haven ist groß und vielleicht der schönste auf dieser ganzen Küste, er wird aber wenig besucht, weil er zu weit von der Residenz entfernt ist; denn da der König der erste Handelsmann des ganzen Königreichs ist, so sind die

Schiffs-Kapitäne zu beinahe unaufhörlichen Reisen nach Hofe genöthigt; deswegen besuchen sie selten andere Häven, als den von Huehan, oder Fai-Pho, den nächsten bei der Hauptstadt; der Haven Neue-Mane liegt unter dem 13° 10′ N. Br. Man baut daselbst viele Barken. Die Schiffer dieses Havens sind nebst denen von Huehan die geschicktesten des Landes. Diese gehen alle Jahre auf die Inseln und Felsen, die in einer Entfernung von 20 bis 30 franz. Meilen die ganze Küste von Kochinchina einfassen, um daselbst Fische zu fangen und einzusalzen, Vogelnester zu sammeln, und Trümmer verunglückter Schiffe aufzusuchen.

Die Provinz Fu-Yene liegt im Innern des Landes der Provinz Kui-Nigne gegen Südosten. Sie ist noch mit vielen Waldungen bedeckt, aus welchen man viel Elfenbein, Adlerholz oder Aloe, oder Kalamback zieht, welches letztere das harzigste und also das schätzbarste ist.

Gegen Südwesten von Fu-Yene kömmt man in die Landschaft Phaneri-Phanerang, eine der schönsten, größten und reichsten Provinzen des Königreichs Annam. Der Gouverneur dieser Provinz hat den Titel eines Vicekönigs; dieses Gouvernement vertraut man gewöhnlich einem Kriegsmanne, so wie auch die der drei Provinzen gegen Norden von Hue an. Der König unterhält immer drei bis vier tausend Mann Truppen in Phaneri-Phanerang, um das Königreich vor jedem feindlichen Einfalle auf der Südseite zu sichern, und um selbst von dieser Seite Eroberungen in Kamboya und Siam zu machen.

Die Provinz ist reich an Goldminen, Elfenbein, Seide, Baumwolle, Lebensmitteln und insonderheit an Bauholz. Man baut daselbst viele Galeeren und Barken.

Ostsüdwestlich von Phaneri-Phanerang findet man die Provinz Nia-Hang, welche sehr bergig und mit vielen Wäldern versehen ist, die mit Elephanten angefüllt sind. Sie machte ehemals den größten Theil des Königreichs Tsiampa aus; ihre Einwohner sind von den Annamiten nach Kamboya verjagt worden. Diese Provinz hat Goldbergwerke und liefert besonders viel Elfenbein und Adlerholz.

Gegen Süden und Westen zu von Nia-Hang tritt man in die schöne und weitläufige Provinz Don-Nay, welche eine unermeßliche, wohlbewässerte, und mit Reißfeldern bedeckte Ebene ist. Diese Provinz, die von Kamboya abgerissen worden, ist die Fruchtkammer von Kochinchina.

Die mittäglichen Annamiten, die sich mehr als jedes andere Volk vermehren, können diese Besitzung nicht entbehren, ohne welche sie oft Mangel an Reiß leiden würden. Diese Provinz allein verproviantirt alle königlichen Speicher, die in dem ganzen Königreich zum Unterhalt der Land- und See-Truppen, der Staats- und Kriegs-Bedienten, die der König mit Reiß bezahlt, vertheilt sind. Die übrigen Provinzen sind auf einer Seite von dem Meere, auf der andern von Gebirgen zu sehr eingeschlossen, als daß sie ihre Einwohner hinreichend mit Reiß versorgen könnten.

Die Provinz Don-Nay ist jetzt, und wird noch lange die Ursache des Krieges zwischen den Kamboyern und Annamiten seyn, bis diese letzteren das Königreich Kamboya gänzlich unterjocht haben werden; wie es allen Anschein hat, daß es geschehen werde. Diese von den Annamiten eroberte Provinz erstreckt sich bis an das Ufer des großen Flusses von Kamboya, und der verstorbene König von Kochinchina hat mir oft von der Insel Kondar (Pulo Kondar, Pulo heißt in der malajischen Sprache eine Insel) welche 20 fr. Meilen gegen Süden von der Mündung dieses Flusses liegt, als von einer Insel seines Gebietes gesprochen.

Nach dieser ersten geographischen Beschreibung, die ich so kurz als möglich abgefaßt habe, will ich die vorgelegten Fragen kürzlich in der Ordnung, worin sie abgefaßt sind, beantworten.

1.

Das Meilenmaaß.

Die Annamiten haben das nämliche Meilenmaaß, wie die Chinesen; aber der Gebrauch, die Entfernung der Oerter nach der Zeit, die man gewöhnlich braucht, sie zu durchreisen, zu messen, ist bei ihnen üblicher. Also zählen sie drei Tagreisen von Hue bis Huchan, ob es gleich nur in der Breite ungefähr ein Grad ist, und in gerader Linie nur 20 fr. Meilen Zwischenraum hat, aber wegen den Bergen, die man besteigen, und den Umwegen,

die man machen muß, wird diese Reise in dem Lande, als eine Reise von wenigstens drei Tagen angesehen.

2.

Gebirge und Felsen.

Das Land ist bergig. An einigen Orten steigen die Gebirge aus dem Meere, und laufen in hohe Spitzen empor. So ist der hohe Berg Hai, der zwischen Hue und Huehan liegt. Fünf Stunden braucht man, um ihn auf der Seite gegen Huehan zu besteigen; denn er ist sehr steil, und geht beinahe spitzig zu. Durch diesen Berg hat die Regierung den einzigen Weg brechen lassen, der von den südlichen Provinzen nach der Hauptstadt führt. Auf dem flachen Lande giebt es Wege, die ebener und kürzer sind, aber die Politik hat den Zugang nach der Hauptstadt mühsamer machen wollen. Auf der Seite gegen Hue ist dieser Berg weniger steil. Er theilt sich in mehrere kleinere Berge, und wirklich braucht man auch weniger Zeit hinunter zu steigen.

Auf allen meinen Reisen habe ich kein Land gesehen, welches von dem Meere mehr geschmälert wird, als die Küsten von Kochinchina; vom Jahre 1744 bis 1749 habe ich gefunden, daß das Meer über 30 Klafter von Osten gegen Westen weggenommen hatte.

Die Felsen, die man in der Provinz Chiam findet, sind Massen von purem Gestein, ohne horizontale

Schichten, einige sind senkrecht gespalten. Es sind Granitfelsen, die von der ersten Schöpfung herzurühren scheinen. Ich habe gar keine Versteinerung darinne gefunden.

Dessen ungeachtet stößt man mitten im Flusse von Huehan, eine Stunde von der Bai Han oder Turan, auf eine Sand-Insel, in deren Mitte ein ungeheuer großer und prächtiger Alabasterfelsen steht, der an verschiedenen Orten durchbrochen ist, und einen sehr malerischen Anblick gewährt. Die Portugiesen, die zuerst nach Kochinchina kamen, nannten diesen Felsen den Affenberg; in der That giebt es auch hier viele Affen. Dieser Felsen ist mit Bäumen bewachsen. An seinem Fuße hat man eine Pagode erbaut, die in dem ganzen Lande berühmt ist. Der Aberglaube erzählet viele Wunderwerke von derselben.

3.

Klima.

Nach den Beobachtungen, die ich mit dem Reaumurschen Thermometer in den Provinzen Chiam und Hue gemacht habe, steigt die Wärme von dem Monat Mai bis zu Ende des Monats August von 16 bis 24 Grad. Ich habe zuweilen, aber selten gefunden, daß die Wärme im Monat Julius und August bis auf den 30° stieg; von dem December bis zu Ende des Monats April war der Grad der Wärme zwischen dem 13

und 16, ja bis 18°. Als ich im Januar und Februar den hohen Berg von Hai erstieg, so bemerkte ich einst, daß der Thermometer auf dem 4ten Grad über dem Gefrierpunkte stand; ich war aber nach meiner Schätzung mehr als tausend Toisen über dem Meere, und sehr weit unter dem Orte, wo ich mich befand, sah ich die Wolken und Blitze.

Mit dem Barometer habe ich keine Versuche gemacht, und glaube auch, daß man nie welche in Kochinchina gemacht hat.

4.

Boden. Winde. Mineralien. *)

In diesen Gegenden zeigt die Küste gewöhnlich sandige Ufer; der Meeresboden erstreckt sich ziemlich weit hinaus und der Ankergrund ist Muschelsand; an einigen Orten ist das Ufer mit runden Kieseln oder Steinen, die von Regenbächen von den Gebirgen herunter geschwemmt wurden, bedeckt. Gegen diesen Ufern über taugt der Ankergrund nichts; der Boden ist felsig. An den Orten, wo die Füße der Berge ins Meer gehen, findet man keinen Boden.

Gegen den sandigen Ufern über findet man Korallengrund. Man fischt hier viele schwarze Korallen, deren

*) Von den Produkten dieses Landes handelt Borri (am angef. Orte, S. 34 f. u. S. 53 f.) ziemlich ausführlich.

Aeste vier und fünf Fuß in der Länge haben. Man findet auch andere Korallen, und eine Menge schöner Muscheln.

Die Winde, die auf dieser Küste wehen, sind Passatwinde; vom Monat Mai bis September wehen sie von Nordwesten gegen Südwesten. Vom September bis in den Mai von Nordosten nach Süden und Südosten. Dies sind die regelmäßigen Winde, die das Jahr oder die zwölf Monden in zwei Jahreszeiten eintheilen. *)

In der Regenzeit steht man bisweilen Sturmwinde und beträchtliche Ueberschwemmungen aus. Die Annamiten wissen nichts, weder von feuerspeienden Bergen noch Erdbeben.

Das Land bringt auch keinen Schwefel hervor. Es ist reich an Goldbergwerken und Eisen. Man kennt weder Kupfer, noch Blei, noch Zinn.

5.

Regierungs = Verfassung. **)

Die Regierungsverfassung der südlichen Annamiten, sonst Kochinchinesen genannt, ist monarchisch,

*) Man theilt hier das Jahr nur in zwei Jahrszeiten ein, den Sommer und den Winter, oder die Regenzeit, die im September anfängt, und im April aufhört.

D. O.

**) Weit ausführlicher über Verfassung und Regierung dieses Landes, so wie über den Hofstaat ꝛc. handeln. Borri

und die Gewalt des Monarchen wird nur durch die allgemeinen Sitten der Nation, welche gelind und sanft sind, von dem Despotismus entfernt gehalten. Diese Regierungsform, die durch keine Zwischengewalt beschränkt wird, muß aber nothwendiger Weise, wenn die Sitten durch den Einfluß verdorben werden, in Despotismus ausarten.

Der König regiert mit Beihülfe von vier Ministern, von welchen zwei Minister der linken Hand Onheu genannt werden, und die ersten an Würde sind; zwei aber der rechten Hand, On-Tha genannt. Diese vier Minister theilen alle bürgerliche und Militär-Angelegenheiten unter sich; auch machen sie den geheimen Rath aus. Die Würde derselben bekleiden gewöhnlich die nächsten Anverwandten des Fürsten. Der König ernennt ihre ersten Beamten, oder Vorsteher der Kanzleien, die oft mehr Gewalt und Ansehen haben, als die Minister selbst, die doch der Würde nach ihre Vorgesetzten sind. Die Statthalter der Provinzen werden vom Könige nur auf drei Jahre ernannt. Nach dieser Zeit beruft man sie wieder nach Hofe, wo man sie gewöhnlich nöthigt, das, was sie in den Provinzen unrechtmäßig erworben haben, heraus zu geben. Diese Gouverneurs sind Despoten; sie bestimmen auch die öffentlichen Abgaben. Andre Beamte werden vom Hofe geschickt, um die Steuern in Empfang zu nehmen, und das Volk hat unter so verschiedenen Befehls-

(S. 85. f.) und Kofler (S. 34, f. 60 f.) welcher letztere auch (S. 17 f.) eine Skizze der Geschichte von Cochinchina mittheilt. D. O.

habern, die sich selten anders, als zur Bedrückung der Unterthanen mit einander verstehen, sehr viel zu erdulden.

Die Gouverneurs stehen immer mit dem Hofe *in* Briefwechsel, wobei die Soldaten die Dienste der Eilboten und Briefträger versehen müssen.

6.

Gesetze. Gebräuche. Sprache.

Das ganze Volk befolgt einerlei Gesetze, die von den alten chinesischen Gesetzen herkommen, außer einigen Veränderungen, die durch die Verschiedenheit des Klima's, der Sitten und der Gebräuche verursacht worden sind. Sowohl die nördlichen Annamiten oder Tunkinesen, als auch die südlichen oder Cochinchinesen machten zu den ältesten Zeiten mit den Chinesen nur ein Volk aus. Ihre Entfernung von der Hauptstadt dieses ungeheuren Reiches ward Ursache, daß sie von den klugen Kaisern, der ersten Dynastien ihrer eigenen Herrschaft überlassen wurden. Seit dieser Trennung haben die Annamiten die Gesetze, die Sittenlehren, den Geschmack für die Wissenschaften, die Kleidung der alten Chinesen beibehalten. Sie studieren die chinesischen Bücher in ihren Schriften; in den Edikten des Fürsten führen sie unaufhörlich die alten chinesischen Gesetze und Maximen an. Sie haben für ihre ehemalige Hauptstadt die größte Verehrung beibehalten, und Alles, was ihnen aus China gebracht wird, schätzen sie noch besonders hoch.

Die Annamiten haben ihre eigene Sprache *), welche, ob sie gleich aus lauter einsylbigen Wörtern zusammengesetzt ist, sonst in nichts mit der chinesischen übereinkömmt. Die Schriftzeichen oder Hieroglyphen, deren sie sich in dieser Sprache bedienen, sind so sehr von den chinesischen Buchstaben verschieden, daß auch die gelehrtesten Chinesen sie nicht lesen können. Diese Sprache nennen sie Nom. Sie haben auch außer dieser ihre gelehrte Sprache, die augenscheinlich von der chinesischen Mandarinen-Sprache abstammt, die sie mit Buchstaben schreiben, welche die Chinesen zwar lesen können, sie aber auf eine solche Art aussprechen, daß kein chinesischer Gelehrter sie verstehen kann, und sie für eine von der seinigen ganz verschiedene Sprache halten muß. Sie nennen diese Sprache Nhu. (Man spricht Nju.)

Die Annamiten haben keine Buchdruckerei **). Alle ihre gedruckten Bücher kommen aus China. Ihre besonderen Schriften (deren sie viele moralische haben) sind nur in Manuskript vorhanden. Sie haben eine besondere Geschichte ihres Landes, welche die Thaten und Grundsätze der sieben erstern Könige enthält, die vor der Epoche der Trennung von den nördlichen Annamiten oder Tunkinesen regiert haben, (ich besitze diese Ge-

*) M. s. auch hierüber Borri, S. 87 f.

**) Koffler (S. 79) sagt jedoch: Ihre Buchdruckerei bestehe (wie die chinesische) in hölzernen Tafeln, in welche sie die Buchstaben einschneiden.

schichte im Original und in französischer Uebersetzung.) Seit dieser Trennung ist der jetzige König der neunte.

7.

Musik. Künste. *)

Die Annamiten haben die nämliche Musik und Instrumente, wie die Chinesen. Sie haben Dichter, sie haben Schauspiele und Trauerspiele, die ihnen eigen sind. Am Hofe sieht man oft witzige Leute, Manns- und Weibspersonen, die Schauspiele in Versen, sogar in gereimten Versen aus dem Stegreife spielen, in welchen viel Witz, und besonders viele Freiheit herrscht. Sie haben beinahe alle mechanischen Künste.

8.

Militär.

In Annam ist kein fester Ort, als auf den Gränzen von Tunkin. Das ganze übrige Land ist offen. Nicht einmal um den Pallast Phan-Kigne ist eine Mauer oder Graben gezogen. Zur Vertheidigung des Landes unterhält der König vierhundert Elephanten, zwanzig tausend Mann Soldaten und hundert Galeeren, deren jede eine Kanone führt. Die 20,000 Mann sind sehr schlechte Truppen ohne Kriegszucht. Es sind lauter Milizen, die mit Gewalt weggenommen, schlecht genährt und noch

*) Zu vergleichen Koffler, S. 53 f.

schlechter bezahlt werden. Der König verläßt sich mehr auf seine Elephanten, als auf seine Soldaten. *)

Die annamitische Miliz ist mit Bogen, Pfeilen und Lanzen, Wurfspießen und Säbeln bewaffnet, deren Griff drei Fuß lang ist, und die der Soldat auf der Schulter trägt. Sie haben auch Kanonen, zwölfhundert zählt man, die um den großen Pallast Phan-Kigne herum stehen, von welchen die meisten von Erz sehr schön im Lande ehemals durch einen portugiesischen Gießer, Namens Acosta, gegossen sind, der auf der Küste von Cochinchina Schiffbruch gelitten hatte. Das annamitische Militär hat keinen Begriff von der Taktik.

9.

Schiffahrt.

Die Schiffahrt der Annamiten erstreckt sich nur längs ihrer Küste hin, von welcher sie sich nicht weiter, als auf 20 oder 30 französische Meilen entfernen, um alle Jahre auf die Inseln zu gehen, die an der Küste liegen und das kleine Inselmeer bilden, das mit Klippen angefüllt, und auf den Charten mit dem Namen Paracels bezeichnet ist. Ihre Schiffahrt gegen Norden geht nicht über den Fluß, der sie von Tunkin scheidet; gegen Mittag gehen sie bis auf die Küste von Kamboya und bis nach

*) M. s. was Barrow oben (S. 368 f.) hierüber sagt. Ferner ist hier Borri (S. 95 und f.) und Kofler (S. 40 u. f.) zu vergleichen.

Ponthiamas, sogar bis auf die Insel Kondor. Ihre größten Schiffe sind ungefähr von sechzig Tonnen. Sie sind sehr dicht gebaut, von Thek-Holz; ihr Bau ist für die Fahrt sehr vortheilhaft, und um den Wind recht nahe zu fassen, sind ihre Segel vortrefflich; sie haben nämlich die Gestalt eines Fächers, den man nach Gefallen öffnen kann, je nachdem man mehr oder weniger Wind braucht. Die Stangen, aus welchen dieser bewegliche Fächer besteht, sind von Bambusrohr, welches leicht und stark ist; das Segel selbst, welches ein Gewebe von Binsen ist, bietet immer dem Winde eine flache Oberfläche dar, welches den Schiffern die Mühe erleichtert, den Wind nahe zu fassen. Bei keinem Volke findet man Schiffe, welche besser gehen und den Wind besser fassen, als die, welche die Annamiten Hue-Bao nennen. Diese Schiffe fahren nur mit Segeln und haben ein Steuerruder.

Für die Schiffahrt in ihren Flüssen und auch längs den Küsten ganz nahe hin, haben die Annamiten eine Menge Schiffe von verschiedenen Formen, deren eine immer bequemer und tauglicher, als die andere ist.

10.

Religion. *)

Die eigentliche National-Religion der Annamiten ist die alte chinesische, so wie sie Konfuzius und die un-

*) Ueber diesen Gegenstand hat Kofler (S. 72 u. f.) ausführliche Nachrichten geliefert, ob sie aber in dem Munde

zählbare Menge seiner Schüler gelehrt haben; aber die Grundsätze dieser natürlichen Religion finden sich bei den Annamiten nur in den Büchern. Man kann sagen, daß der König und sein ganzes Volk in der That Götzendiener sind. Man sieht überall nichts als Götzen und Bonzen. Die Religion des Fu und Tikka ist hier die herrschende. Außer den geschnitzten Bildern sieht und verehrt der Annamite allenthalben Geister in den Wäldern, Bergen, Felsen, Flüssen und dergleichen. Die ganze Nation ist sehr abergläubig. Die Bonzen, welche die Pagoden bedienen, haben festgesetzte Einkünfte von Gütern, und sammeln Steuern. Sie sind ganz unwissend, und haben gar keinen Theil an der Regierung.

II.

National-Charakter.

Die Hauptzüge des eigenthümlichen Charakters der Annamiten sind: ganz besondere Folgsamkeit der Vorschriften der Vernunft; Einfalt der Sitten; Wollust und Neigung zum anderen Geschlecht, und unruhige Neugierde. *)

eines Jesuiten ganz glaubwürdig sind, mögen Andere entscheiden.

*) Im Ganzen stimmen Borri (S. 65 u. f.) und Koffler (S. 66 u. f.), welche uns ziemlich befriedigende Schilderungen von der Leibesgestalt, dem Charakter, der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen der Cochinchinesen mittheilen, mit unserm Berichtgeber überein. Borri rühmt besonders die Gutherzigkeit, Gastfreiheit und Höf-

12.

Zustand des weiblichen Geschlechts.

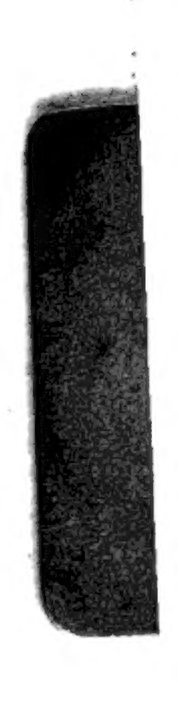
Bei den Annamiten sind die Weiber durchaus nicht Sklavinnen der Männer, sondern haben vielmehr über Alles zu befehlen. Die Weiber verrichten alle öffentliche und Privatgeschäfte. Ueberhaupt sind sie schön, und haben ohne Vergleich einen offenern Geist als die Männer. Die jungen Mädchen sind, was ihre Person betrifft, frei. Je mehr sie Liebhaber haben, desto geschätzter sind sie, und desto besser verheurathen sie sich hernach. Die verheuratheten Weiber führen eine ordentliche und rechtschaffene Lebensart, und sind ihren Männern getreu. *) —

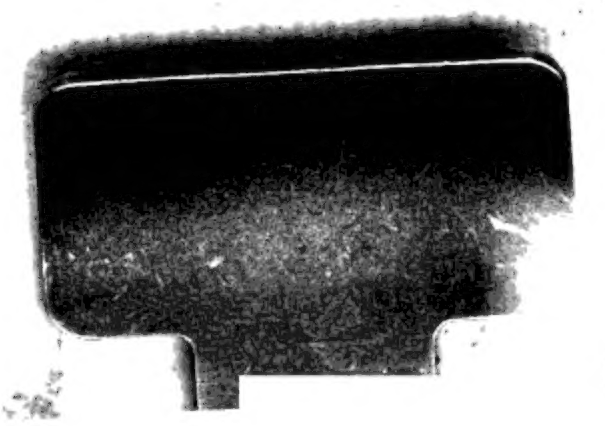
lichkeit dieses Volks. Der Ausruf: Mich hungert, bringt eine Menge Menschen herbei, welche dem Hungrigen Speise reichen. Kofler stimmt hier bei.

*) Die hiesigen Frauenzimmer sind hübsch, und haben viele gute Eigenschaften. Die Vielweiberei ist zwar durch den Luxus bei den Reichen eingeführt; aber nur eine ist die rechtmäßige Frau, die anderen sind ihr untergeben. (Kofler, (S. 68. Borri, S. 94.) Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. (Borri, S. 93.)

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google